Alexandrien Halle
1833.

3337

150

Zu haben bey Fr. Perthes in Hamburg.

Allgemeine Weltgeschichte

für

Kinder,

Christiane Jahne

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor der Geschichte zu Wittenberg.

Erster Theil.

Alte Geschichte.

Mit fünf und zwanzig Kupfertafeln.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1786.

D
21
S38
1786
Th

Seiner Excellenz

dem Hochwohlgebornen Herrn,

Herrn

Karl Abraham Freyherrn von Zedlitz,

Sr. Königl. Maj. in Preußen wirklichem Staats- und Justiz-Minister, Chef des geistlichen Departements, Curator sämmtlicher Königl. Universitäten ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigen Herrn.

Hochwohlgeborner Freyherr,

Gnädiger Herr,

Nicht dem Minister des größten Königs, auch nicht dem weisen Curator so vieler blühenden gelehrten Gesellschaften und Anstalten, weihe ich dieses Buch. Es ist der vortreffliche Verfasser der Abhandlung **vom Patriotismus, in wiefern er ein Gegenstand der Erziehung in monarchischen Staaten ist,** dessen Beyfall, oder wenigstens dessen Billigung ich nicht eifrig genug für eine Arbeit wünschen kann, die bestimmt ist, der patriotischen Erziehung deutscher Jugend die Hände zu bieten. Ew. Excellenz haben mich überdieß mit so zuvorkommenden Gnadenbezeigungen seit

mehrern Jahren beehrt, daß ich längst begierig war, meine Dankbarkeit dafür öffentlich auf die lebhafteste Art an den Tag zu legen; und Worte sind gleichwohl nur alles, was ich Denselben in dieser Absicht darbringen kann. Es sey mir erlaubt, mich mit desto innigerer Ehrerbietung unaufhörlich zu nennen,

Hochwohlgeborner Freyherr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz

Wittenberg, am 12 April,
1779.

gehorsamsten Diener,
Johann Matthias Schröckh.

Vorrede.

Zween meiner Freunde, welche Deutschland kennt und liebt, und ich nicht loben darf, der Herr Creiß-Steuer-Einnehmer **Weiße**, und Herr **Reich**, Buchhändler zu Leipzig, thaten mir vor beynahe fünf Jahren den Antrag, ein Buch, wie das gegenwärtige ist, zu schreiben. Sie glaubten, daß es der Jugend, welche Geschichte lernen will, nützlich seyn könnte, wenn außer einem **Lehrbuche der allgemeinen Weltgeschichte**, dergleichen ich eben damals herausgegeben hatte, auch ein ausführlicheres Buch dieses Inhalts, eine Art von **Lesebuch** über die Weltgeschichte, aufgesetzt, in demselben die wichtigsten Begebenheiten umständlich erzählt, die berühmtesten Männer vollständig abgeschildert, und junge Leser desselben durch eine Anzahl Kupferstiche gereizt würden, sich dabey desto lieber zu verweilen. Indem ich die Nutzbarkeit eines solchen Werks erkannte, war es doch natürlich zu wünschen, daß Herr **Weiße**, der so sinnreich und so glücklich für Kinder gearbeitet hat, dasselbe unternehmen möchte. Seine Bescheidenheit lehnte dieses ab: und ich — ob bescheidener? oder übereilter? — erklärte mich endlich, daß ich in einer Zeit, die ich wegen anderer Geschäfte nicht bestimmen konnte, einen Versuch von dieser Art machen

wollte. Drey Jahre verflossen fast, ehe ich daran denken konnte: und wenn ich die Schwierigkeiten dieser Arbeit überlegte, reuete mich mein Versprechen. Zuletzt brachten mich die wiederholten Erinnerungen meiner Freunde dahin, daß ich im Jahr 1777 den Entwurf des Werks machte, und den Stoff zu den Abbildungen des ersten Theils wählte. Die ersten Bogen desselben wurden auch noch am Ende eben dieses Jahrs gedruckt; allein die übrigen haben erst in den verflossenen vier Monaten ausgearbeitet werden können.

Dieses Werk soll also **weder ein Lehrbuch** der allgemeinen Weltgeschichte, **noch eine bloße Sammlung von Erzählungen** aus derselben, auch **kein moralisches Exempelbuch**; sondern eine gewissermaßen **zusammenhängende Weltgeschichte** seyn, in der aber **manche Personen weit genauer beschrieben, viele Begebenheiten ungleich weitläuftiger entwickelt** werden, als es in einem kurzen Lehrbuche nöthig ist: und zwar eben solche, die für Kinder die einnehmendsten und lehrreichsten sind. Wenn es scheint, daß dadurch dieses Buch mehr Vollständigkeit erhalten habe, als ein eigentliches Lehrbuch: so gilt solches nur von einem Theile seines Inhalts. Personen und Begebenheiten genug, die in einem Lehrbuche nicht fehlen dürfen, mußten hier weggelassen werden; andere aber, die in jenem nur auf ein paar Seiten, oder wohl gar nur in wenigen Zeilen vorgestellt werden, verbreiteten sich auf einige Blätter oder ganze Bogen. Kindern sollte hier vorzüglich das Fruchtbare der Geschichte an einzelen Beyspielen

gezeigt

gezeigt werden: sie sollten treffliche Männer und wichtige Weltveränderungen ganz überschauen lernen, überhaupt also eine Anleitung bekommen, wo und warum man in der Geschichte besonders stille stehen müsse. Diese Beyspiele sollten jedoch nicht bloß als abgerissene Stücke hingeworfen werden, sondern immer noch in das Ganze der Weltgeschichte eingeflochten bleiben, damit der allgemeine Begriff von derselben nicht zu sehr verdunkelt würde.

Vielleicht vermuthet man, daß dieses Werk auf die Grundlage meines Lehrbuchs gebauet worden sey. In der That haben beyde Bücher manches mit einander gemeinschaftlich. Man kann sie, wenn man will, neben oder nach einander gebrauchen: und das gegenwärtige ist öfters ein Commentarius über das ältere. Aber in dem **Hauptentwurfe** unterscheidet es sich von demselben, weil sie doch in der eigentlichen Bestimmung von einander abgehen. In dem Lehrbuche sind die Begebenheiten gleichzeitig gestellt und verbunden worden. Hier, wo eine freyere unsystematische Erzählung herrschen sollte, ist die Geschichte jeder berühmten und merkwürdigen Nation, von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem Untergange, oder bis zu einer ihrer größten Veränderungen, abgesondert von den übrigen, vorgetragen worden. Diese Abwechselung der Methoden kann beyde desto mehr vereinigen und erleichtern. Es ist, wo ich nicht irre, sehr angenehm, die ganze Geschichte einer Nation ununterbrochen durchzugehen, und alles, was sie Großes oder Nützliches verrichtet hat, bald zu übersehen. Die Geschichte kann auch solchergestalt leichter behalten werden, ohne daß man so gar viele chronologische

Bestimmungen dazu nöthig hätte. Ich habe darum die Zeitrechnung nicht ganz aus der Acht gelassen. Zwar konnte sie in der Erzählung selbst nicht wohl Platz finden; aber an der Spitze jeder Völkergeschichte ist ein kleiner chronologischer Leitfaden angebracht: und am Ende eines jeden Theils folgen die dazu gehörigen Zeittafeln, abgekürzt von denen, die sich in der lezten Ausgabe des Lehrbuchs befinden.

Ob es gleich nach allem, was von der Absicht dieses Werks gesagt worden ist, nicht schwer seyn kann, zu beurtheilen, was in demselben vor andern eine Stelle verdiene: so ist es doch möglich, daß die Wahl, welche ich angestellt habe, nicht durchgängigen Beyfall finde. Mancher dürfte hier einiges vermissen, was ihm sehr erheblich vorkömmt, und verschiedenes antreffen, was er nicht suchte. Genug, daß ich mich wenigstens überzeugt hielt, ausführliche Kriegsgeschichten, künstliche Staatsveränderungen, Beschreibungen von berühmten Ausschweifungen der Großen, und ähnliche Dinge, gehörten nicht für meine kleinen Leser oder Leserinnen; von ehrwürdigen Männern aber, bewundernswürdigen und nachahmungswerthen Handlungen, von Erfindungen, Sitten, Gesetzen, Künsten und Wissenschaften könnte ihnen kaum zu viel gesagt werden. So habe ich sie also selbst mit dem Namen der Cleopatra verschont, weil schon andere Beyspiele der Verschwendung, der Wollust und des Selbstmords vorgekommen waren. Aber desto länger habe ich sie bey der Betrachtung des Sokrates und Cicero zurückgehalten. Hoffentlich wird man auch der israelitischen Geschichte die Stelle gönnen, welche ich ihr

ertheilt

ertheilt habe. Es ist wahr, daß dieselbe sehr bekannt ist, und daß man sie in vielen besondern Büchern biblischer Erzählungen (darunter auch einige wohlgerathene neuere sind,) abgehandelt hat. Aber wegen ihres Zusammenhangs mit der übrigen Weltgeschichte, konnte sie unmöglich wegbleiben; unterdessen ist der Abriß derselben nur kurz gerathen.

Auf den **Ausdruck** und die Einkleidung kommt bey einem solchen Werke freylich ungemein viel an. Ich bedachte mich gar nicht, die **dialogische Schreibart** zu verwerfen. So unvergleichlich sie im mündlichen Unterrichte der Kinder genüzt werden kann und muß: so wenig, fürchte ich, ist sie dem schriftlichen Vortrage der Geschichte für dieselben angemessen. Die Fragen können nicht dem Kinde in den Mund gelegt werden: denn es weiß noch nicht, was in der Geschichte auszufragen ist. Aber der Lehrer kann noch weniger der Fragende seyn: denn das Kind, welches Geschichte lernt, weiß noch nicht, was es ihm antworten soll. Ein anderes ist es, wenn dasselbe über die Geschichte, die ihm bereits erzählt worden, in der Absicht befragt wird, damit man sehe, ob es die Erzählung verstanden und daher auch behalten habe? Alsdenn erst kann es auch selbst anfangen, Fragen darüber zu thun, um sich die noch übrige Dunkelheit zu vertreiben. Auf der andern Seite war ich zwar einige Augenblicke zweifelhaft, ob ich nicht die vertrauliche, geschwäzige, und bisweilen sogar spielende **Kindersprache** zu diesem Buche wählen sollte; aber lange konnte ich auch bey diesem Zweifeln nicht beharren. Allerdings muß man mit jedermann in der ihm verständlichen Sprache reden, wenn man ihn unter-

unterrichten und rühren will: und das scheint unsere historische Bücherſprache für Kinder nicht zu seyn. Allein kann man denn wirklich hoffen, Erzählungen aufzusetzen, in welchen ihnen alles durchaus ohne fremde Hülfe so klar und faßlich ist, als wenn sie dieſelben einander selbst mittheilten? Ich meines Theils habe wenig Vertrauen zu Büchern, welche Kinder, ganz ohne Beystand des Lehrers oder der Eltern, leſen, verstehen, gebrauchen, und dadurch nützlich unterhalten werden sollen. Und für welches Alter soll der Schriftsteller die Kinderſprache gebrauchen? Für das siebenjährige Kind könnte er wohl im Tone der Ammenmährchen schreiben; aber auch für den Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren? Geſezt endlich, er träfe einen Ausdruck, der sich ziemlich für jedes Alter schickte: welche ungeheuer wortreiche Weitschweifigkeit wird er sich zur Pflicht machen müſſen? Manche Erzählung wird in dieſer Sprache so gedehnt werden, daß am Ende derſelben das Kind leicht den Anfang vergeſſen haben könnte. Andere, die eben so nüzlich sind, werden ganz wegbleiben müſſen. Dieſe und andere Urſachen machen mich glauben, daß die Kinderſprache zwar mit dem größten Rechte in die mündliche Erzählung der Geſchichte, aber nicht in Schriften für Kinder gehöre. Es ist überhaupt schwer, ihnen etwas lange Zuſammenhängendes in Büchern zu erzählen. Sie ermüden leicht darüber, und sehnen sich nach etwas anderm. Kommt man aber ihrer Munterkeit beym Leſen durch Erläuterungen, Fragen, die an sie gethan werden, und die man sie hinwiederum thun läßt, durch einen Schluß zur rechten Zeit, Abwechſelung, und andere Mittel zu

Hülfe:

Hülfe: so wird ihnen der schriftliche und der mündliche Lehrer gleich gut gefallen. Ich habe daher weniger eine Erzählung für Kinder allein, als eine Anweisung zum Gespräche mit ihnen über die Geschichte, zu schreiben gesucht. Ob ich die **leichte und faßliche Erzählungsart**, die ich mir zu beobachten vorgesetzt hatte, wirklich erreicht habe, weiß ich nicht; oder vielmehr, ich bilde mir nicht ein, in dieser leichtern, aber auf einer andern Seite desto schwerern Manier überall glücklich gewesen zu seyn. Worte, die zur Aufklärung etwas beytragen konnten, habe ich wenigstens nirgends gespart; ich habe mich vor allen gelehrten, witzigen, oder gar räthselhaften Ausdrücken sorgfältig gehütet. Und doch werden manche Perioden zu lang ausgefallen seyn; hin und wieder dürfte auch sonst die Schreibart einigen Tadel verdienen. Man sieht bey einer solchen Arbeit oft wohl, daß diese oder jene Wendung nicht die schicklichste sey; aber nach vielem Aendern läßt man sie doch stehen. Warum? das wissen diejenigen am besten, die etwas solches versucht haben.

Die **Sittenlehre** durfte aus einem solchen Buche nicht wegbleiben. Sie ist sogar mit den übrigen Endzwecken desselben, **Geschichte, und gut erzählen zu lernen**, unzertrennlich verbunden. Allein da nichts dem Kinde so geschwind lästig werden kann, als das Moralisiren: so habe ich solches mit aller Vorsichtigkeit zu vermeiden gesucht. Jeden Absatz mit einem Sittenspruche anzufangen, oder aus jeder Geschichte eine oder gar mehrere Lehren zu ziehen, ist ziemlich der gerade Weg dazu, Geschichte und Sittenlehre zugleich dem Kinde zu verekeln.

Man

Man muß hier dem Lehrer, man muß dem Kinde selbst manches überlassen. Ist eine Begebenheit so erzählt, daß die Ursachen und Folgen derselben vor den Augen liegen, und daß man auch mit der handelnden Person bereits eine hinlängliche Bekanntschaft erlangt hat: so wird das Kind meistentheils selbst den Schluß ziehen können, was für einen Werth man dieser Handlung beylegen müsse. Ich habe daher getrachtet, die Moral gar nicht, oder überaus selten, als Moral, Betrachtung, Ermahnung, und etwas dergleichen anzubringen, sondern als Erklärung der Ursachen und Wirkungen einer Begebenheit; als den natürlichsten Gedanken, den man über dieselbe sogleich haben kann, wenn man sich nur einem geringen Nachdenken überlassen will; kurz, als ein wirkliches Fortschreiten in der Geschichte, nicht als einen plötzlichen Uebergang von einer blumenreichen Wiese auf ein trauriges Sandfeld. Denn das ist ohngefähr der Tausch, den man Kinder nach ihren Begriffen zu machen nöthigt, wenn man es ihnen mitten in der Erzählung merken läßt, daß eine moralische Deklamation den Anfang nehmen soll!

Eine Empfehlung, aber nicht von mir, hat dieses Buch gewiß. Das sind die Kupfer, durch welche es reichlich genug, wie ich hoffe, erleuchtet ist. Niemand wird glauben, daß es bloß die Meynung gewesen sey, den Kindern ein gewöhnliches Bilderbuch in die Hände zu geben, indem sie zuweilen blättern, und sich dieses oder jenes Bild erklären lassen möchten. Freylich sollen diese Abbildungen die Lust zur Geschichte bey ihnen erwecken und unterhalten helfen:

helfen: sie werden dieselben nicht anblicken können, ohne daß sie begierig werden sollten, dieselben zu verstehen. Aber man suchte dabey noch etwas weit höheres. Der Künstler sollte nicht nur seine Zuschauer an den Verfasser der Geschichte verweisen; er sollte auch da anfangen, wo die Erzählung des leztern aufhört; mit ihm fortarbeiten, oder ihn vielmehr übertreffen, indem er Geist, Leben und Leidenschaften weit anschauender und rührender darstellte, als es Feder und Worte thun können; und er sollte also den schwachen Eindruck, den jener erregt hat, stark und bleibend machen, einen kraftvollen Ausdruck und eine sinnreiche Täuschung für die Einbildungskraft der Kinder hinzusezen. Um dieses zu erlangen, konnte man mit mittelmäßigen Abbildungen nicht zufrieden seyn; es war etwas vortreffliches nöthig, das selbst dem Kenner der Kunst und der Geschichte ein Genüge leistete. Glücklicher Weise gab mir Herr Weiße den Rath, mich an einen Künstler zu wenden, der seines gleichen in der Erfindung, Zusammensezung und Anordnung historischer Gemälde, in der Beobachtung des Ueblichen, und in der Stärke des Ausdrucks der Handlungen, in Deutschland schwerlich haben dürfte: an den durch so viele Kunstwerke berühmten Herrn Bernhard Rode zu Berlin. Er übernahm es wirklich, die Zeichnungen nach dem von mir überhaupt angegebenen Stoff zu verfertigen: und nachher sind dieselben von sehr geschickten Männern zu Berlin und Leipzig, unter seiner Aufsicht, in Kupfer gestochen worden. Es gebühret mir auf keine Weise, zu ihrem Lobe etwas zu sagen; aber das darf ich nicht

vergessen zu bemerken, warum ich eben diesen und keinen andern Inhalt zu den Bildern gewählt habe. Vor allen Dingen wollte ich Kindern solche Begebenheiten vorzeichnen lassen, die ihre Wirkung auf das Herz derselben am wenigsten verfehlen könnten: ausnehmende Beyspiele von kindlicher Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam, strenger Erziehung, frühzeitigen tugendhaften Gesinnungen oder Fehlern der Kinder, davon diese nicht ungestraft, jene nicht ohne Belohnung geblieben sind. Beynahe der dritte Theil der Kupfer ist mit diesem Inhalte angefüllt. Die nächste Stelle gab ich solchen Geschichten und Stellungen von großen Männern, welche Bewunderung der Weisheit und edeln Rechtschaffenheit, der Großmuth insonderheit und des standhaften Muthes, oder auch Verabscheuung des Irrthums und Lasters, nicht ohne Rücksicht auf Religion, befördern können. Endlich glaubte ich die Erfindung von Gesetzen, Künsten und Wissenschaften, mit ihren herrlichen Früchten, keineswegs aus den Abbildungen eines Werks von dieser Bestimmung weglassen zu dürfen. Daß ich nicht bloß Personen, sondern Handlungen, nicht die Verwirrung einer Schlacht, keine Thronbesteigung, oder Seltenheiten der Natur und der Kunst, und dergleichen mehr habe in Kupfer stechen lassen, wird mir vermuthlich niemand verargen. Nur die Wahl eines einzigen Bildes, des vierten, muß ich hier vorläufig entschuldigen, weil ich es nicht mehr mit eben den Augen ansehe, als bey der ersten Aushebung. Wahr ist es, der Auftritt des **Matathias**, der eben im Namen seiner Familie sich gegen die Befehlshaber des

syrischen

syrischen Königs unerschrocken erklärt hatten, dem göttlichen Gesetze treu zu verbleiben, wenn gleich alle Nationen sich der Abgötterey ergeben würden; der, nachdem er kaum dieses tapfere Bekenntniß abgelegt hatte, einen seiner Mitbürger zu dem Altare hingehen, und vor jedermanns Augen den Götzen opfern sieht; der darauf, von Wehmuth und Zorn hingerissen, sogleich diesen Juden und einen heidnischen Befehlshaber mit ihm tödtet, und den Götzenaltar umstürzt; — dieser Auftritt, sage ich, hat etwas Großes und Starkes, das in die Seele dringt. Gleichwohl wünschte ich, denselben in einer Geschichte für Kinder nicht angebracht zu haben. Zu sehr ist es dem schrecklichsten Misbrauche ausgesezt, wenn der Eifer eines Menschen, der seinen Nebenmenschen bloß deswegen umbringt, weil dieser Gott nach andern Einsichten verehrt als er, nur einigermaßen so vorgestellt wird, als wenn man ihn billigen und preisen müßte. Ich bitte daher alle diejenigen, welche über diese Geschichte und das dazu gehörige Kupfer mit Kindern reden dürften, ihnen zwar den frommen Eifer des **Matathias**, und das abscheuliche Verbrechen des Juden begreiflich zu machen; aber sie auch zu fragen, ob die Ermordung des leztern von Gott befohlen worden? ob sie rechtmäßig auch ohne göttlichen Befehl seyn würde? ob das göttliche Gesetz, welches Todesstrafe auf die Abgötterey sezt, auch in der Religion irrende Christen oder andere Menschen zu tödten befiehlt? ob — doch es braucht meiner Anleitung dazu nicht, daß verständige Männer auch diese Geschichte, nicht die einzige

ihrer Art unter den jüdischen, menschenfreundlich für die Jugend nützen.

Auf diesen ersten Theil des Werks werden, wie ich versprechen zu können glaube, in den beyden nächsten Jahren noch zween andere folgen. Der zweyte soll die neuere Geschichte, von Christi Geburt an bis auf unsere Zeiten, und der dritte die deutsche Geschichte enthalten. Es lassen sich zwar bey einer solchen Trennung der deutschen Geschichte von der übrigen Weltgeschichte gewisse Schwierigkeiten voraussehen; vielleicht aber können sie in einem Werke von dieser Einrichtung eher als in einem andern überwunden werden.

Wittenberg, am 12 April des Jahrs 1779.

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Das erste, was ich in Ueberlegung zog, als ich an die Ausfertigung dieser neuen Ausgabe gieng, war dieses, ob ich nicht nach dem Urtheil mancher Leser, die Aufschrift des Werks in folgende umändern sollte: **Weltgeschichte für die Jugend, und andere Liebhaber der Geschichte.** Der Gedanke, daß ich solchergestalt zugeben würde, seine erste Bestimmung, für Kinder, sey darinne nicht genugsam erfüllt worden, kam bey mir in keine Betrachtung. Das Publicum hat ohne Zweifel ein Recht zu beurtheilen, wie eingeschränkt oder wie ausgebreitet es die Brauchbarkeit eines Werks annehmen könne? und ob dasselbe nicht gar einen Theil seines Zwecks verfehlt habe? obgleich der Schriftsteller auch sein Recht behält, Endzweck und Mittel nach seinen Einsichten zu ordnen. Nachdem ich aber dasjenige von neuem überdacht hatte, was ich hierüber bereits in den Vorreden zum Ersten und Dritten Theil geschrieben habe, schien mir eine solche Aenderung, die auch viele andere in dem Werke selbst nach sich ziehen müßte, unnöthig zu seyn.

Möchte ich nur viele andere Veranlassungen bekommen haben, um zeigen zu können, wie geneigt und bereitwillig ich zu Verbesserungen meiner Arbeit sey! Die wenigen Erinnerungen, welche mir über diesen ersten Theil zu Gesichte gekommen sind, habe

ich alle genau erwogen; sie genüzt, wo mir die beygefügten Gründe ein Genügeleisten; wo keine angegeben waren, dieselben auszuforschen gesucht; hauptsächlich aber mich überall selbst bemüht, in der Richtigkeit der Erzählung, und im Gefälligen des Ausdrucks es immer weiter zu bringen. Es ist nicht das erstemal, daß ich es fühle, wie viel langsamer ein Schriftsteller selbst, auch bey dem besten Willen, auf die Entdeckung der Fehler in seinen Schriften gerathe, als wenn sie ihm von andern gezeigt werden. Allein diejenigen, welche ihm diesen Dienst erweisen wollen, müssen auch etwas mehr thun, als bloß sagen, daß es Fehler sind; weil es sich zutragen kann, daß beyde in Hauptbegriffen nicht mit einander einig sind.

Vermehrungen bey dieser neuen Auflage anzubringen, war eigentlich meine Absicht nicht. Denn ob sich gleich unzählliche derselben darbieten; so ist doch jede derselben, die über die zweckmäßige Vollständigkeit des Buchs, nach welcher ich getrachtet habe, hinausgeht, überflüßig; und es würden sich gar keine Grenzen von Zusäzen angeben lassen, wenn alle nüzliche oder angenehme Erzählungen, die noch darinne fehlen, einen Platz fordern sollten. Unterdessen da mir eine ausdrucksvolle Abbildung des rührenden Auftrittes, in welchem sich Scipio bey der Zerstörung von Carthago darstellte, angetragen wurde: so trug ich kein Bedenken, von derselben Gebrauch zu machen. Alles andere, was ich neu hinzugefügt habe, ist nur unerheblich. Wittenberg, am 20. Junius d. J. 1786.

Allge-

Allgemeine
Weltgeschichte
für Kinder.
Erster Theil.

Vorbereitung.

I. Warum man Geschichte lernt?

Diese Welt, die wir bewohnen, steht nun schon beynahe sechstausend Jahre. Es ist wohl der Mühe werth zu wissen, was sich in einer so langen Zeit auf derselben merkwürdiges zugetragen hat. — Sie ist sich jezt in ihren Theilen gar nicht ähnlich. Manche Gegenden derselben sind so wohl angebauet, so fruchtbar und angenehm; andere hingegen liegen wüste; sie halten die Menschen schon durch ihren rauhen Anblick von sich zurück. Es giebt so viele Völker auf der Welt: und diese sind wiederum durch ihr Vaterland, ihre Sprachen, Sitten, Gesetze, Religion, und andere Dinge, überaus von einander unterschieden. Hat sich die Welt beständig in diesem Zustande befunden? Und woher kommt diese große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit? — Das merkt man wohl, daß die Menschen, welche auf der Welt leben, immer sehr geschäftig gewesen seyn müssen, wie sie es noch sind, dieselbe zu ihrem Nutzen und Vergnügen zu gebrauchen. Aber was haben sie in so vielen tausend Jahren gethan, um weise und tugendhaft, und also glückselig zu werden, wie es der Wille Gottes ist?

Nützliche Fragen,

Sind sie es geworden? oder gar nicht? oder weit weniger als sie es werden konnten?

beantwortet durch die Geschichte.

Auf alle diese Fragen kann die Geschichte allein antworten. Und wir müssen sie zeitig darum befragen, meine Lieben. Denn es wird uns auf unserm Wege durch die Welt gar nüzlich werden, wenn wir solche lehrreiche Nachrichten erlangt haben. Die Welt ist zwar nur eine vorübergehende Wohnung für uns; wir müssen sie nach vierzig, funfzig, sechzig Jahren, oft auch weit früher, andern überlassen. Aber eben deswegen, weil wir nur eine so kurze, ungewisse Zeit auf derselben zuzubringen haben, müssen wir desto früher darauf bedacht seyn, uns mit derselben bekannt zu machen. Wenn wir die großen Veränderungen kennen gelernt haben, die in der Welt vorgefallen sind: so begreifen wir alles leichter, was noch jezt vor unsern Augen sich zuträgt. Und wenn wir erfahren, wie mancherley Gutes und Nüzliches durch Verstand, Kunst und Tugend von den Menschen vollbracht worden sey; aber auch, wie oft sie sich und andern aus Unwissenheit, heftiger Begierde nach gewissen Gütern, thörichten Vorurtheilen, wohl gar aus Bosheit, das Leben sehr unruhig und beschwerlich gemacht haben: so werden wir durch alles dieses bald zur Nachahmung ermuntert, bald gewarnet, daß wir nicht in gleiche Fehler fallen.

II. Die Welt.

Schauplatz der Geschichte.

Zuerst also ist es durchaus nothwendig, daß wir wissen, welches die Oerter und Gegenden sind, wo so vieles von Menschen geschehen ist. Diese sind auf unserer Welt zu suchen, die aus Erde, oder festem

Lande

Lande, und aus Wasser besteht. Ich sage mit Fleis: unsere Welt. Denn es giebt außer derselben unzählige andere Welten, die wir Himmelskörper und Gestirne nennen, die zum Theil wohl auch bewohnt seyn mögen, und worinne sich viel merkwürdiges zugetragen haben kann. Allein das alles erfahren wir in diesem Leben noch nicht.

Begriff von der Welt.

Nun aber diese unsere Welt ist den Menschen nicht bloß zur Bewohnung, sondern hauptsächlich zum Genuß, wie ein unbeschreiblich reiches und volles Vorrathshaus, eingegeben worden. Da fanden die Menschen gleich bey ihrem Eintritte unzählige Dinge vor sich, deren sie bedurften; oder die ihnen brauchbar, bequem und angenehm wurden. Und das sollte doch nur ein Anfang seyn, die Welt zu kennen und zu nützen. Je mehr die Menschen in derselben nachforschen, desto mehr verborgene Schätze entdecken sie. Das heißt nicht etwan bloß Gold, Silber und andere Kostbarkeiten; sondern eine Menge bewundernswürdiger Geschöpfe, Eigenschaften und Kräfte der natürlichen Körper, die sie durch Fleis und Kunst auf tausenderley Art anwenden konnten. Und so werden diese Entdeckungen immer fortgehen, so lange es Menschen geben wird: alles darum, damit sie durch ihre stets zunehmende Kenntniß der Welt den Schöpfer derselben desto mehr lieben lernen, immer weiser und zufriedner werden. Jezt seht ihr, Kinder, fast auf nichts in der Welt, als auf dasjenige, was euch Essen und Trinken, und Spielen, verschafft, oder sonst angenehm in die Augen fällt. Aber ihr müßt auch anfangen, die Beschaffenheit, den Werth und Gebrauch aller natürlichen Dinge zu untersuchen,

nach den Ursachen von allem zu fragen. Sonst bleibt ihr in eurem ganzen Leben Kinder am Verstande.

Ihre Veränderung durch Menschen;

Dergestalt ist also die Welt von den Menschen betrachtet und genüzt worden: und daher sind auch **unaufhörliche Veränderungen** auf derselben gestiftet worden. Man hat sie angebauet und fruchtbar gemacht, wo sich lange nichts als wüste Einöden befanden; Früchte und andere Güter aus den entferntesten Ländern in andere versezt, und diesen eigen gemacht; Hütten, Häuser, Dörfer und Städte errichtet, Wälder umgehauen, Seen und Moräste ausgetrocknet, Berge abgetragen, den Lauf der Flüsse anders geleitet; aus unterirdischen Tiefen große Reichthümer gezogen; durch Schiffe auf dem Wasser selbst eine Wohnung aufgeschlagen; und man fährt täglich fort, dem Erdboden eine neue Gestalt zu geben. Es sind noch lange nicht zweytausend Jahre, daß unser Deutschland Städte hat, und manche Völker haben noch keine. Einige sonst sehr blühende Länder sind jezo ganz verwildert.

und durch die Natur.

Zwar rühren auch manche große **Veränderungen der Welt von der Natur** selbst her, das heißt, von der Einrichtung und Verbindung der natürlichen Dinge unter einander, welche Gott getroffen hat. Erdbeben und Ueberschwemmungen haben Länder und Städte zu Grunde gerichtet. Das Meer hat Länder von einander getrennt, und neue Inseln bekommen. Die gewöhnliche Abwechselung der Jahreszeiten bringt beynahe täglich eine neue Welt hervor. Aber wir bekümmern uns hier nur hauptsächlich um solche Veränderungen der Welt, welche die Menschen selbst bewirkt haben.

Sie

Sie lernten freylich den ganzen Umfang der Welt erst sehr spät kennen. Je zahlreicher sie wurden, desto weiter rückten sie in derselben fort. Reisen, die sie aus Neubegierde unternahmen; Schiffe, von denen sie über Flüsse und Meere geführt wurden; Vertauschung oder Verkauf ihrer Landesfrüchte und künstlicher Arbeiten, um sich dafür andere aus entlegenen Ländern zu verschaffen; viele andere Unternehmungen und Zufälle haben es gemacht, daß ihnen die Welt immer bekannter geworden ist. Und doch blieb den Menschen bis auf Christi Geburt ohngefähr die Hälfte der Welt unbekannt. Seit dreyhundert Jahren sind erst die größten und wichtigsten Entdeckungen in derselben gemacht worden. Noch jezt kennt man sie lange nicht ganz, und findet von Zeit zu Zeit neue Länder und Inseln. Sie wird immer bekannter.

Auch die Namen, welche man den verschiedenen Gegenden der Welt beygelegt hat, sind oft verändert worden. So hat man ganze Länder, Berge, Flüsse, Meere anders genennt, wenn sie Bewohner von einer andern Sprache bekommen haben. Eben so sind neue Abtheilungen der Welt durch die veränderten Besitzungen, durch die Errichtung oder Vergrößerung der Königreiche und Fürstenthümer, entstanden. Die Erdbeschreibung, die wir jezt lernen, hilft uns wenig oder nichts in den ältern Jahrhunderten der Welt. Sie leidet sogar noch täglich Veränderungen. Wer daher die Geschichte recht verstehen will, der muß allemal Landkarten vor den Augen haben. Sind es aber auch nicht solche, die sich für den Zustand der Welt in gewissen Zeiten schicken: so wird er wenigstens an den Meeren, Flüssen und Gebirgen, Erdbeschreibung.

birgen, als welche zwar ihre Namen bisweilen, aber nicht ihre Lage geändert haben, eine sichere Anleitung finden, die Welt leichter zu überschauen.

Welttheile. Dazu dient uns insonderheit die Abtheilung der Welt in vier Haupttheile. Die Menschen haben deren lange Zeit nur drey gekannt: Asia, Africa, Europa. Endlich ist vor beynahe dreyhundert Jahren auch der vierte, America, entdeckt worden.

Asia. Unter diesen Welttheilen sind Asia und America die beyden größesten. Asia, das gegen Morgen zu liegt, ist zwar auf den meisten Seiten mit Meeren umgeben; doch hängt es auch mit Europa und Africa zusammen. In diesem Welttheile sind die Menschen geschaffen worden. In eben demselben sind die vier Hauptreligionen nach und nach entstanden. Viele Künste und Wissenschaften haben daselbst ihren Ursprung genommen. Auch hat man in diesem Welttheile die ersten Königreiche errichtet, die erste Handelschaft getrieben; und die Bewohner Asiens haben außer den herrlichsten und anmuthigsten Gegenden, die nirgends in der Welt ehemals so häufig angetroffen wurden, einen meistentheils gemäßigten Himmelsstrich, viele Früchte, Waaren, Künste und Erfindungen eine Zeit lang eigenthümlich gehabt. So hatte es in den ältesten Zeiten das Ansehen, als wenn Asia der vornehmste und glücklichste unter allen Welttheilen bleiben würde. Allein die Menschen haben daselbst ihre Gewalt über einander so sehr gemißbraucht, haben ganze Länder so oft verwüstet, sind zum Theil so wild, unwissend und ungeschickt worden, ihr gemeinschaftliches Beste zu befördern, daß jezt nur in einem geringen Theil von Asia einiger Wohlstand herrscht.

Aus

Aus diesem Welttheile giengen die Menschen ge- Africa.
gen Mittag, nach Africa über, wovon uns noch viele Gegenden wenig bekannt sind. Da, wo die brennende Sonnenhitze am meisten gefühlt wird, und bis auf einen kleinen Landstrich, der an Asia stößt, der ganze Welttheil mit Meeren umflossen ist, giebt es ebenfals eine Menge vortrefflicher Gewächse, und anderer Naturgaben. Auch ist vieles davon bald von den Menschen genüzt worden. Aber sie haben hier wiederum viele muthwillige Zerstörungen angerichtet, haben dadurch die schönsten Kenntnisse und Künste verloren, eine zu knechtische Regierung eingeführt, welche den Geist sich nicht erheben läßt; oder auch sonst zu wenig Eifer angewandt, um aus einem rohen und unordentlichen Zustande in einen gesitteten und feinen zu gelangen. Daher ist jezt Africa derjenige unter allen Welttheilen, wo am wenigsten bürgerliche Ordnung, Wissenschaft, Weisheit und vernünftige Religion anzutreffen sind.

Derjenige Welttheil hingegen, auf welchem ihr Europa.
Kinder wohnt, der kleinste unter allen, Europa genannt, hat nach und nach den Vorzug über die übrigen gewonnen. Er liegt zwar gegen Mitternacht, hat viele kalte und unangenehme Gegenden, ist später als die beyden vorhergehenden recht gekannt und bevölkert worden, und hat auch sehr viel von ihnen an Früchten, Künsten und Erfindungen entlehnt. Durch Verheerungen hat er gleichfals genug gelitten: und mehr als die Hälfte davon hat sich erst sehr spät von ihrer alten Rauhigkeit losgerissen. Dennoch ist er nunmehr, sonderlich seit ohngefähr dreyhundert Jahren, größtentheils so gut eingerichtet, daß die

Schuld bloß an den Menschen liegt, wenn sie in demselben nicht glücklich sind, oder doch immer glücklicher werden. Dieser ganze Welttheil ist nun hinlänglich bekannt, fast überall durchforscht, und zum gemeinen Nutzen angewandt worden. Die auf demselben lebenden Menschen haben sich durch gesellige liebreiche Sitten immer genauer mit einander verbunden, auch einander durch die Handelschaft ihren Ueberfluß und ihre Bequemlichkeiten mitgetheilt. In Europa findet man die besten Verfassungen der Länder und Reiche, viele weise Gesetze, mehr Sorge für die öffentliche Ruhe und Sicherheit der Menschen, als anderswo. Daselbst sind alle Künste und Wissenschaften sehr hoch gebracht, allgemein angenommen, und am längsten erhalten worden. Verstand, Witz und Scharfsinn hat man mehr als bloß körperliche Eigenschaften geschäzt und bearbeitet. Die Tapferkeit selbst ist durch Klugheit und eine erfindungsreiche Kriegskunst fürchterlicher geworden. Endlich hat auch in diesem Welttheil allein die beste Religion, die christliche, überall die Herrschaft erlangt, und hat den Menschen daselbst, sonderlich in den lezten dreyhundert Jahren, unbeschreiblich viele Vortheile verschafft.

America. Alle diese Vorzüge der Einwohner von Europa hat America, der vierte Welttheil, den sie vor ohngefähr dreyhundert Jahren entdeckt haben, erfahren. Sie haben sich den größten Theil davon mit leichter Mühe unterworfen, sich dadurch bereichert, ihre Religion daselbst eingeführt, und diesen Welttheil mit allen übrigen in Verbindung gebracht. America liegt hauptsächlich gegen Mittag und Abend zu; ist aber noch nicht völlig genugsam bekannt. Es mag wohl

am

am spätesten unter allen Welttheilen seine Einwohner bekommen haben: daher sind auch die in ältern Zeiten daselbst vorgefallenen Veränderungen in der Dunkelheit geblieben. In seinen meistentheils warmen und fruchtbaren Ländern giebt es natürliche Schätze aller Art in großer Menge; auch besonders solche, die Europa und die übrigen Welttheile nicht besitzen. Zwar sind auch manche treffliche Kenntnisse und Künste erst aus Europa unter die Bewohner von America gekommen; doch hat es vielen tausenden unter ihnen schon vorher nicht an menschenfreundlichen Sitten und Einrichtungen gefehlet. America hat von den Europäern viel gelernt, und ist zugleich durch sie öfters unglücklich geworden.

III. Die Menschen.

Hier seht ihr also, meine Lieben, wie die Welt überhaupt beschaffen ist, in welcher wir uns nach wichtigen Veränderungen umsehen wollen. Ihr habt nunmehr auch vieles von dem bereits gelesen, was die Menschen in Ansehung der Welt gethan haben. Aber ihr müßt euch noch einen vollständigern Begriff von ihnen machen, mithin zum voraus überhaupt wissen, was sie unter und gegen einander verrichtet haben.

Bestimmung des Menschen.

Die Menschen sollten nach der Absicht Gottes ein geselliges und gesellschaftliches Leben zu ihrem allgemeinen Vergnügen führen, einander in allem beystehen, Gott und sich selbst immer mehr kennen lernen, ihre Pflichten täglich besser verstehen und ausüben, solchergestalt an Weisheit und Tugend unaufhörlich zunehmen, und eben dadurch sich zu einem

noch

noch weit bessern Leben, nach dem Ende des gegenwärtigen, vorbereiten.

Damit die Menschen alle diese Absichten erfüllen möchten, wurden Leib und Seele in ihnen vereinigt, und beyde mit sehr vielen Fähigkeiten und Kräften versehen, die auch immer zunehmen und vollkommener werden mußten.

Sein Leib. Der Leib bekam an seinen Sinnen eben so viele unaufhörlich fortdauernde Mittel, die Welt zu kennen und zu genießen, auch gemeinschaftlich mit den Gliedern für sein und anderer Bestes beschäftigt zu seyn. Bey aller seiner Schwachheit, die ihn einer leichten Zerstörung aussezt, wurden ihm doch Munterkeit, Stärke, Behendigkeit und manche Geschicklichkeiten eigen. Er kann seine verlornen Kräfte sehr bald wieder erlangen, kann viele Jahre erhalten werden, wenn man ihn verständig nüzt, und wird, je länger man ihn untersucht, desto bewundernswürdiger.

Seine Seele. Eben darum steht er unter der Herrschaft der Seele, daß sie ihn mit der Vernunft und Freyheit, die ihr zugehören, gebrauchen kann. Sie ist ein unsterblicher Geist, den wir nicht genau kennen; von dem wir aber desto mehr wissen, was er durch seine herrlichen Gaben und Kräfte zu thun vermögend sey. Die Seele ist unaufhörlich geschäftig im Denken, Wollen und Empfinden. Sie sucht immer mehr und etwas besseres zu wissen und zu besitzen; der Leib dient ihr dabey; die Welt und die Menschen zeigen ihr alle Tage neue Gelegenheit, weiser, besser und glückseliger zu werden; bis sie endlich, nachdem sie alles versucht, vieles erkannt und genossen, Verstand, Nachdenken, Erfindungskraft, Klugheit, Gedächtniß, Einbil-

Einbildungskraft, und andere ihrer Gaben und Fertigkeiten lange geübt hat, einsehen lernt, daß außer Religion und Tugend kein wahres Glück, aber auch dieses in gegenwärtigem Leben noch sehr unvollkommen sey.

Kindliches Alter.

Mit dieser Vereinigung seiner beyden edeln Theile kam der Mensch ganz erwachsen auf die Welt. Aber es gefiel Gott, daß die folgenden Menschen als Kinder geboren werden, und nur nach und nach zu einem reifen Alter kommen sollten. Diese Veranstaltung Gottes hat einen sehr vielfachen Nutzen. Man lernt die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes, an allem was die Kinder betrifft, dankbar bewundern. Die Menschen werden solchergestalt desto früher und leichter zu einer beständigen Liebe mit einander verbunden. Und je mehr ihr, Kinder, von eurer Geburt an bis jezt, fremder Hülfe benöthigt gewesen seyd, je mehr ihr empfindet, wie unzählige Dinge ihr noch nicht verstehet: desto begieriger müßt ihr werden, auch andern wieder zu helfen, und alle Tage verständiger zu werden.

Sprache.

Wirklich waren auch die erwachsenen Menschen anfänglich euch Kindern darinne gleich, daß sie nur sehr wenig wußten. Aber sie lernten allmählich mehr, und machten es einander durch die Sprache bekannt. Diese unschätzbare und ihnen so nothwendige Gabe zu reden, wurde immer weitläuftiger und vollkommener, je mehr Kenntnisse sie bekamen. Auch ihr Vergnügen nahm dadurch ungemein zu: denn sie begnügten sich nicht daran, zu sagen, was sie wußten oder wollten; sie bemühten sich nach und nach, es angenehm und einnehmend auszudrücken. Eben so

wurde

wurde ihnen die große Mannichfaltigkeit der Sprachen, welche nach und neben einander aufgekommen sind, ergözend und auch nüzlich, wenn ihnen gleich die Erlernung von mehrern derselben etwas beschwerlich fiel. Viele Sprachen haben doch eine starke Aehnlichkeit mit einander: und mit Hülfe einiger weniger derselben kann man durch einen ansehnlichen Theil der Welt fortkommen.

Menschliche Gesellschaft. Völker.

Die Sprache wurde solchergestalt ein Band der menschlichen Gesellschaft. Aber die Menschen wurden auch sonst auf mancherley Art unter einander vereinigt: durch ihre gemeinschaftliche Abstammung, durch nahe Verwandschaft, durch einerley Eigenschaften, Bedürfnisse, Triebe, durch die Lust die sie an einander fanden, durch Wohlthaten die sie einander erwiesen, durch gute und böse Veränderungen, die über sie ohne Unterschied ergiengen, durch die Gegend welche sie bewohnten; und dergleichen mehr. So entstanden gar bald kleinere und größere Gesellschaften der Menschen. Erstlich häusliche, da sich alle, die zu einer Familie gehörten, zusammenhielten; oder mehrere Familien einen verbundenen Stamm ausmachten. Sodann bürgerliche Gesellschaften, das heißt Vereinigungen von vielen Menschen, die zwar nicht alle mit einander verwandt waren; aber doch nach einerley Ordnung und Einrichtung beysammen lebten. Dieses ist der Ursprung der Völker, oder sehr zahlreicher Haufen Menschen, die entweder großentheils von einerley Stammeltern herkommen; oder wenigstens in einerley Lande wohnen, einerley Sprache reden, und sich nach einerley Anordnungen und Gebräuchen richten.

Sobald

Sobald sich nemlich die Menschen dergestalt ver- Gesetze.
einigten und sehr zu vermehren anfiengen, merkten sie es, wie nöthig ihnen zu einem ruhigen und nützlichen Leben mit einander gewisse **Vorschriften** wären, die von allen beysammenwohnenden beobachtet würden. Denn durch **gute Sitten und Gewohnheiten** ließen sich nicht alle Menschen leiten. Es ereigneten sich **Streitigkeiten, Händel, Beleidigungen**, grobe **Laster**, welche den Menschen schädlich wurden; und man hatte kein kräftiges Mittel sich dagegen zu beschützen, als wenn man wieder Gewaltthätigkeiten ausübte. Daher war man darauf bedacht, **Gesetze** zu geben, welche Gebote und Verbote zum Besten der menschlichen Gesellschaft enthielten, auch die Uebertreter derselben mit Strafen bedrohten. Damit aber die Gesetze auch gehorsam ausgeübt würden, mußten einige Personen mehr Ansehen und Gewalt haben, als die übrigen. Dieses hatten auch zuerst die **Hausväter** und **Oberhäupter der Stämme**. Nachher, da sehr große Menschenhaufen zusammen traten, bekamen **Fürsten** und **Obrigkeiten** diese Macht. Sie beschützten die Menschen, belohnten oder bestraften sie, wie sie es verdienten, hielten sie zur Beobachtung der Gesetze an, und ertheilten neue. Man unterwarf sich ihnen desto lieber, weil sie weiser, gütiger, gerechter und tapferer als viele andere Menschen waren.

Auch daraus erfolgten mancherley Veränderungen. Reiche und Regierungen.
Durch die Verbindungen zwischen Fürsten und Unterthanen wurden **Reiche** und **Regierungen** großer oder kleiner Länder gestiftet, worinne alles **nach dem Willen eines einzigen** geschah; der aber immer auf die allgemeine Glückseligkeit seine Befehle zu richten schuldig

dig war. Manchmal mißbrauchten die Fürsten ihre Gewalt; wie es die Menschen überhaupt gar oft thun, wenn sie mächtig werden. Man führte daher auch solche bürgerliche Verfassung ein, wo **mehrere verständige Personen** die höchste Gewalt unter sich theilten; oder auch, wo alle **Männer** eines Volks, welche Aecker und andere liegende Gründe besaßen, an öffentlichen Berathschlagungen Antheil nehmen konnten. Jenes nennte man die **Herrschaft der Vornehmsten oder Besten**, (Aristokratie); dieses die **Regierung des Volks**, (**Demokratie**,) oder einen **Freystaat**, eine **Republik**. Nachdem man aber viele Versuche angestellt hat, welche Regierungsart für die Menschen die nüzlichste sey, hat man aus der Erfahrung gelernet, daß zwar eine jede ihr Gutes und auch ihr Nachtheiliges habe; daß aber die Oberherrschaft eines Fürsten oder Königs, (sonst **Monarchie** genannt,) alsdenn die beste und liebenswürdigste sey, wenn er seine Weisheit durch anderer guten Rath verstärkt, und **seinen Unterthanen** ohngefähr eben so **begegnet, wie ein Vater seinen** bereits etwas erwachsenen und vernünftigen **Kindern**.

Bündnisse. Kriege.

Aber es entstanden nicht nur besondere Völker und Regierungsverfassungen derselben; es vereinigten sich auch mehrere Völker und ihre Fürsten unter einander durch **Bündnisse** und Verträge, kraft welcher sie sich wechselsweise Schutz, Beystand, Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen versprachen. Solche und andere Verbindungen, die niemals häufiger gewesen sind, als in den neuern Jahrhunderten in Europa, helfen die große Absicht Gottes befördern, daß sich **alle Menschen als Eine große** Fami-

Familie betrachten sollen. Hingegen sind auch oft genug zwischen Fürsten und freyen Völkern Streitigkeiten und andere Ursachen der Feindseligkeit erwachsen. Und da sie keinen höhern Richter auf der Welt erkannten, führten sie so lange Kriege mit einander, das heißt, sie fügten einander und ihren Ländern so vieles Uebel mit großen bewaffneten Schaaren ihrer Unterthanen zu, bis einer von beyden Theilen genöthigt wurde, nachzugeben. Freylich ist dadurch das allgemeine Band der Einigkeit zwischen den Menschen zuweilen auf viele Jahre zerrissen worden; aber die Kriege sind gewissermaaßen nothwendige Uebel geworden, und durften nicht verabscheuet werden, wenn sie aus gerechten Ursachen entsprangen, mit Menschlichkeit geführt wurden, und einen recht dauerhaften Frieden hervorbrachten.

Lebensarten und Stände.

Nur während einer solchen ungestörten Ruhe haben einzele Menschen und ganze Völker an ihrer allgemeinen Glückseligkeit kräftig genug arbeiten, in dieser Absicht ihre Neigungen erfüllen, ihre Fähigkeiten anwenden, ihre Kenntniße vergrößern, und ihre Fertigkeiten erweitern können. Dieses haben sie auch fast unaufhörlich gethan, die Erde und ihre Kräfte fleißig genüzt. Zuerst ergaben sie sich den nothwendigsten Uebungen, wie Ackerbau und Viehzucht waren; ganze Völker haben viele hundert Jahre nach einander, auch wohl bis auf unsere Zeiten, nur dieses ihre Hauptbeschäftigung seyn lassen. Bald aber erfanden die Menschen auch Künste, zu ihren Bedürfnissen, ihrem Vergnügen, und ihrer Bequemlichkeit. Sie verfertigten allerley Arbeiten, Werkzeuge und Waaren, welche sie andern, nebst allem was sie über-

überflüßig besaßen, durch Tausch und Handelschaft überließen. Sie näherten sich einander, ohngeachtet der Flüsse, Seen und Meere, die sie trennten, durch die Schifffahrt. Eine große Anzahl von ihnen that sich durch kriegerische Eigenschaften hervor. Andere machten sich geschickt, durch Verstand und Klugheit die übrigen zu beherrschen, oder sie sanft zu leiten. Insonderheit erforschten viele die Natur und die Ursachen aller Dinge, lehrten die Menschen, sich selbst, alles außer sich, und ihre gesammten Pflichten kennen, suchten mit einem Worte Wahrheit, Weisheit, Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Auf solche Art entstanden so viele Lebensarten, Geschäfte, Stände und Aemter unter den Menschen, durch welche sie einander gedient haben; wenn sie gleich oft dabey nur ihren eigenen Vortheil suchten.

Religion und Tugend.

Doch haben sie auch niemals ganz vergessen, auf die genauere Erkenntniß und würdige Verehrung ihres größten allgemeinen Wohlthäters, Gottes, zu denken. Bald haben sie sich der Anleitungen bedient, welche er ihnen dazu durch Vernunft, Natur, Erfahrung, und besondere Offenbarungen ertheilet hat. Bald aber sind sie bey der Einrichtung ihrer Religion mehr ihren Einfällen, der Befriedigung ihrer Sinne und ihrer Liebe zur Pracht gefolgt. Daher sind so vielerley Religionen unter ihnen aufgekommen, von denen nur sehr wenige dem Willen Gottes gemäß waren, oder die Menschen wirklich besserten. Und dennoch ist es immer ihre allgemeine Meinung gewesen, daß ohne Religion und Tugend die Menschen weder weise noch glückselig seyn könnten. In der That haben auch diese beyden Stützen der menschlichen

Gesell-

Gesellschaft weit mehr zu ihrem Besten beygetragen, als Ueberfluß, Gesetze und Erfindungen jeder Art.

Alles nun, was die Menschen in diesen mannichfaltigen Betrachtungen versucht und ausgeführt haben, zu beschreiben, ist das Amt der Geschichte: nur müssen es solche Handlungen seyn, welche eine merkwürdige oder wichtige Veränderung nach sich gezogen haben. Diese aber zu kennen und in der Kürze zu überschauen, ist besonders dienlich, daß man diejenigen **Völker** durchgehe, **die vor andern berühmt geworden sind.** Man sieht alsdenn, was ein jedes derselben gethan habe, um an **edeln Sitten, Religion, nützlicher Arbeitsamkeit, Gesetzen, Künsten und Wissenschaften** immer vollkommener zu werden; durch was für **Mittel**, durch welche **treffliche Männer** unter ihnen solches hauptsächlich bewirkt worden sey? oder **warum** sie in mancher dieser Arten des Wachsthums sehr **zurückgeblieben** sind? Ein Volk, das in allem diesem nichts ausnehmendes verrichtet hat, verdient eigentlich keinen Platz in der Geschichte. Oder wenn es nur einen ansehnlichen Theil der Welt eingenommen, und andern Völkern denselben mit ungestümer Tapferkeit entrissen hat, alsdenn erregt es zwar einige Bewunderung, aber keine besondere Hochachtung. Die vornehmsten Völker

Aus der großen Menge von Völkern also, die nach und nach in der Welt aufgetreten, und davon viele bereits wieder untergegangen sind, laßt uns nur diejenigen merken und aufmerksam betrachten, meine Lieben, die sich beschriebenermaaßen hervorgethan haben. In Asien sind es die **Babylonier** und **Assyrer**, welche zusammengehören, die **Phönizier**, die **Israeliten**, die **Araber**, die **Perser**, die **Indianer**, in allen Welttheilen.

ner, die Chineser, endlich die Tataren, und darunter wiederum hauptsächlich die Türken und Mogolen gewesen. — In Africa haben die Aegyptier und die Carthaginenser einen besondern Ruhm erlangt. — Unter den europäischen Völkern, zumal denen welche sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, ist fast kein einziges, das uns nicht entweder wegen der wahren Vorzüge, die es sich erworben hat, oder wegen des starken Antheils, den es an den Kenntnissen und Gütern der übrigen genommen hat, merkwürdig wäre. Da sind die Griechen und Römer, die Germanier oder Deutschen, und so viele von ihnen abstammende Völker, die Dänen, Schweden, Engländer, Holländer, Portugiesen, Spanier, Franzosen und Schweizer; unter den Italiänern die Venetianer insonderheit; unter den slavischen Völkern die Russen und Pohlen, und unter den übrigen auch die Ungarn. — Selbst America hat an den Peruvianern und Mexicanern zwey Völker gehabt, deren Andenken noch in der Geschichte lebt.

IV. Die Zeiten.

Zeitbestimmung.

Wir wissen also nunmehr überhaupt, was für wichtige und lehrreiche Erzählungen die Geschichte uns anbiete; wo alles dieses geschehen sey, und von wem es vollbracht worden. Aber wenn wir nicht auch durch Hülfe der Zeitrechnung wissen, wenn es sich zugetragen habe: so sind uns diese Nachrichten wenig brauchbar. Denn es fehlt uns sonst an der Ordnung und dem Zusammenhange der

Bege-

Begebenheiten; wir begreifen nicht, wie eine aus der andern erfolgt sey; wie die Welt und die Menschen erst nach und nach dasjenige geworden sind, was sie jezt vorstellen. Die Natur selbst hat die Menschen gelehrt, die Zeit einzutheilen, um in ihren Geschäften desto ordentlicher verfahren zu können. Nach den Veränderungen der Sonne und des Mondes im Verhältniß gegen die Erde, und nach der Abwechselung von Tag und Nacht, haben sie ein Jahr auf dreyhundert und fünf und sechzig Tage gesezt, und diese wiederum in zwölf Monate abgetheilt.

Alte und neue Geschichte.

Seit dem Ursprunge der Welt sind beynahe sechstausend Jahre verflossen. Das allermerkwürdigste was sich in dieser langen Zeit ereignet hat, ist die Geburt Jesu Christi, und mit derselben das Aufkommen der christlichen Religion, ohngefähr viertausend Jahre nach der Schöpfung, und bald achtzehnhundert Jahre vor der Zeit, in der wir leben. Diese große Begebenheit hilft uns die ganze Geschichte in zween Haupttheile trennen: in die alte Geschichte vor der Geburt Christi, und in die neue, von derselben an, bis auf die neuesten Jahre.

Mängel der Zeitrechnung.

In der alten Geschichte, welche an Jahren noch einmal so lang ist als die neue, ist auch mehr Dunkelheit und Ungewißheit als in dieser. Vieles, was sich in den ältesten Zeiten zugetragen hat, wissen wir gar nicht; und von manchen gewissen Begebenheiten können wir die Zeit nicht genau angeben. Dieses kommt von mancherley Ursachen her. Die Schreibekunst ist erst ohngefähr zweytausend Jahre nach der Schöpfung erfunden, noch später recht ausgebreitet, und dazu genüzt worden, daß man

mit Hülfe derselben Nachrichten aufgesezt hat. Von vielen alten Völkern haben wir keine Geschichtbeschreibungen, die unter ihnen selbst wären abgefaßt worden. Der allerälteste Geschichtschreiber, dessen Werk wir noch besitzen, Moses, ein Israelit, hat erst dritthalbtausend Jahre nach dem Ursprunge der Welt geschrieben. Unter den heydnischen Völkern ist kein älteres Geschichtbuch vorhanden, als dasjenige, welches der Grieche Herodotus mehr als viertehalbtausend Jahre nach dem Anfange der Welt verfertiget hat. Außer der israelitischen Geschichte hat auch keine andere von den alten eine sichere, zusammenhängende und von den ersten Zeiten an fortdauernde Zeitrechnung, bis solche erst beynahe achthundert Jahre vor Christi Geburt auch für die übrigen Völker ihren Anfang genommen hat. Dem ungeachtet wissen wir auch aus der alten Geschichte genug, selbst in Ansehung der Zeit, um die Welt und die Menschen daraus kennen zu lernen. Ja Gott hat selbst durch Schriften, welche er aufsetzen ließ, dafür gesorgt, daß uns die wichtigsten Veränderungen unter den Menschen nicht unbekannt bleiben möchten.

Eintheilung der Weltgeschichte in Zeiträume.

Laßt uns jezt einen Versuch machen, wie wir die vornehmsten Begebenheiten der Weltgeschichte zu allen Zeiten, deren Kenntniß uns insbesondere nüzlich werden kann, am leichtesten lernen, behalten und gebrauchen mögen.

Alte Geschichte. 1 Zeitraum. J. 3984 bis 2328 vor Chr. Geburt.

Den Anfang machen in der alten Geschichte siebzehnthalbhundert Jahre, die von der Schöpfung der Welt und der Menschen an, bis auf den Untergang des ersten Menschengeschlechts, verflossen sind. Da sieht man die Menschen in der Welt

Welt auftreten, dieselbe anbauen und nützen, sich in Asien vermehren, Künste erfinden, in große Gesellschaften, aber noch nicht in Völker zusammentreten, gar bald Gottes Befehle übertreten, und endlich sich so sehr verschlimmern, daß Er sie beynahe alle in einer großen Wasserfluth umkommen ließ.

II Zeitraum. J. 2328 bis 1531 vor Chr. Geb.

Von den wenigen übriggebliebenen entsteht nunmehr ein neues Menschengeschlecht, das sich nach und nach in Völker vertheilt, und in allen Welttheilen ausbreitet. In den jezt folgenden achthundert Jahren, oder bis beynahe zum drittehalbtausendsten Jahre nach der Schöpfung, thun sich die Babylonier, Chaldäer, Assyrer, Phönizier und Aegyptier hervor, und stiften meistentheils besondere Reiche. Auch die Israeliten fangen an merkwürdig zu werden. Die Schreibekunst, aber auch viele andere Künste und Wissenschaften, wurden in diesem Zeitraume entweder erfunden, oder zu einer höhern Vollkommenheit gebracht. Handlung und Schifffahrt kamen zuerst in Aufnahme. Doch vergaßen die meisten Menschen die wahre Gottesverehrung, und erdachten sich selbst an der Abgötterey eine Religion, die Gott nicht gefallen konnte.

III Zeitraum. J. 1531 bis 753 vor Chr. Geburt.

Wiederum giengen ohngefähr in den nächsten achthundert Jahren, die sich achtehalbhundert Jahre vor Christi Geburt endigen, wichtige Veränderungen unter den Menschen vor. Die Israeliten wurden nicht durch Menge, Macht und Besitzungen, sondern durch ihre Religion und übrige Verfassung, eines der vornehmsten Völker; entfernten sich aber auch oft von dem wahren Dienste Gottes, nahmen Canaan ein, und stifteten ein doppeltes Reich daselbst.

Das große assyrische Reich, das so viele andere sich unterwürfig gemacht hatte, gieng zu Grunde. Hingegen gelangten die Aegyptier durch Gesetze, Künste und Wissenschaften zu einem nicht geringen Wohlstande. Die Handlung und das Seewesen der Phönizier waren die blühendesten in der Welt: von ihnen stammte auch der Freystaat Carthago in Africa her, der ihnen nachahmte. Die Griechen fiengen schon an durch feinere Sitten und Künste, durch Verstand und Witz sich über andere Völker zu erheben. Aber sie und alle andere, ausgenommen die Israeliten, hatten doch theils eine sehr verfälschte Religion, theils die richtigen Begriffe von Gott und Tugend lange nicht so gut genüzt als sie konnten.

IV Zeitraum. J. 753 bis 538 vor Chr. Geb.

Darauf zeigte sich achtehalbhundert Jahre vor Christi Geburt ein neues Volk in der Geschichte: die Römer, zwar von geringer Macht und in einem sehr kleinen Reiche eingeschlossen; aber doch wohl eingerichtet und kriegerisch. Die Griechen fuhren fort, durch Gesetze, Künste, Wissenschaft, Handelschaft und angelegte Pflanzstädte, in denen sie sich niederließen, die Aufmerksamkeit der übrigen Völker auf sich zu ziehen. Auch die Phönizier erhielten sich noch eine Zeit lang bey ihrem alten Ruhm und Ansehen; kamen aber endlich unter eine fremde Herrschaft, und verloren dadurch ihre Vorzüge. Aus dem zerstörten assyrischen Reiche entstanden drey neue: das babylonische, assyrische und medische; sie giengen jedoch auch wieder zu Grunde. Eben solche Schicksale hatte das israelitisch-jüdische Reich, dessen Einwohner nunmehr in die Länder ihrer Feinde fortgeführt wurden. Selbst das alte Reich der Aegyptier,

gyptier, das immer noch blühend gewesen war, näherte sich offenbar seinem Untergange. Dieses ist die Geschichte des vierten Zeitraums der Weltgeschichte alter Zeiten, welcher ohngefähr zweyhundert Jahre dauert, und sich also fast sechstehalbhundert Jahre vor Christi Geburt endiget.

In dem fünften, der auch ziemlich zweyhundert Jahre lang ist, und sich etwas über das dreyhundertste Jahr vor Christo hinaus erstreckt, erscheint abermals zuerst ein Volk, das zwar sehr alt war; aber noch niemals so viele Länder und eine so große Macht erlangt hatte, und nun eines der vornehmsten Reiche stiftete, welches in drey Welttheilen gebot, und unter andern das ägyptische sich unterwarf. Dieses sind die Perser. Gleichwohl wurden die Griechen auch neben ihnen, im Widerstande gegen sie, und noch mehr als sie, mit Rechte bewundert. Denn sie waren zugleich erfindungsreicher in Künsten, und gelehrter als alle andere Völker, auch ungemein geschickt in der Gesetzgebung, freyheitliebend, arbeitsam, tapfer und siegreich. Endlich aber geriethen auch sie durch ihre eigene Schuld und Ausartung unter die Botmäßigkeit eines andern Volks. Nächst ihnen stiegen die Römer an Kenntnissen und Thaten immer höher, verbesserten die Verfassung ihres Reichs, führten gute Gesetze darinne ein, und führten glückliche Kriege. Eine Anzahl Israeliten kamen in ihr Vaterland zurück, und lebten darinne, obgleich unter einer ausländischen Oberherrschaft, doch ihrer Religion und ihren Gesetzen sehr ergeben. Die Sineser, welche unter mehrern Fürsten standen, lernten um diese Zeit eine etwas reinere Religion kennen, als die übrigen abgöttischen Völker besaßen.

V Zeitraum. J. 538 bis 336 vor Chr. Geb.

VI Zeitraum. J. 336 bis 1 vor Chr. Geb.

Unter solchen Abwechselungen waren nach und nach die Assyrer, Aegyptier, Phönizier, Israeliten, Griechen und Perser die merkwürdigsten Völker der Welt geworden. Nun wurden es gegen den Anfang des sechsten Zeitraums der alten Weltgeschichte, der ohngefähr die lezten viertehalbhundert Jahre vor Christi Geburt in sich faßt, auf eine kurze Zeit die Macedonier, und desto länger die Römer. Jene, ein griechisches Volk, zerstörten das persische Reich, und stifteten selbst ein sehr großes in drey Welttheilen, das aber bald darauf in einige kleinere zerfiel, die immer ansehnlicher wurden: das macedonische, syrische und neue ägyptische. Doch alle diese Reiche kamen nach und nach in die Gewalt der Römer, welche nun in allen drey bekannten Welttheilen herrschten, auch in Künsten und Wissenschaften eine gewisse Stärke erreichten, und überhaupt viele edle Thaten vollbrachten, bis sie durch ihre vielen Fehler und Ausschweifungen Gelegenheit gaben, daß ihr sehr zerrütteter Freystaat einem einzigen Herrn gehorchen mußte. Die Griechen, die ihnen ebenfalls unterworfen waren, blieben ihnen gleichwohl an Kunst und Gelehrsamkeit überlegen. Auch die Juden waren durch ihre Uneinigkeit unter die römische Herrschaft gefallen; behaupteten aber immer noch den Vorzug der reinsten Religion vor allen Völkern, ohne sie doch nach ihren Kräften auszuüben.

Neue Weltgeschichte.

Nun wurde eine noch vollkommnere Religion, als diese, die christliche, den Menschen bekannt gemacht, und von vielen tausenden, nach und nach von ganzen Völkern und Reichen, angenommen. Daraus, und überhaupt von der Zeit an, da sie in der

Welt

Welt ausgebreitet worden, sind so große und viele Veränderungen entstanden, davon wir noch großentheils die Wirkungen und Folgen in unsern Zeiten sehen, daß man billig von dieser wichtigen Begebenheit an, die **neuere Geschichte** rechnet. Sie begreift bald **achtzehnhundert Jahre** in sich; und auch diese wollen wir dergestalt abzutheilen suchen, daß es uns nicht schwer falle, das Wissenswürdigste von dieser ganzen Geschichte zu überschauen.

In den **ersten vierhundert Jahren** also nach Christi Geburt waren noch die **Römer** das vornehmste Volk der Welt; ob sie gleich viele von ihren alten guten Eigenschaften verloren hatten. Sie besaßen eine große Menge wohlangebaueter Länder, hatten noch weise Gesetze, zuweilen auch treffliche Fürsten, Gelehrte und Schriftsteller. Das Christenthum wurde in ihrem Reiche die herrschende Religion. Aber eben dieses Reich gerieth durch viele schlechte Kaiser, und eine verdorbene Verfassung zulezt in eine sichtbare Schwäche. Die **Griechen**, Unterthanen desselben, blieben noch die Lehrer der Welt in allen Künsten und Wissenschaften, nur die Religion ausgenommen. Aber durch die häufigen Anfälle der **Deutschen**, welche große Tapferkeit und Freyheitsliebe mit ungekünstelten Sitten verbanden, wurde das römische Reich nunmehr so sehr erschüttert, daß es bereits zu sinken anfieng. Auch das **neue persische Reich**, welches in diesem Zeitraum errichtet ward, wurde ihm gefährlich. Endlich fielen in demselben das alte Volk der **Israeliten** und sein neuerrichteter Staat so ganz und gar, daß es seitdem unter allen andern Völkern zerstreuet lebt.

I Zeitraum. J. 1 bis 400 nach Chr. Geb.

Mit

II Zeitraum. J. 400 bis 622 nach Chr. Geb.

Mit dem vierhundertsten Jahre von Christi Geburt traten nun die Deutschen in die Stelle und in das bisherige ungemeine Ansehen der Römer. Sie warfen die abendländische Hälfte des römischen Reichs über den Haufen; stifteten in den ehemaligen Ländern desselben in Europa und Africa deutsche Königreiche, die sich zum Theil bis auf unsere Zeiten erhalten haben, unter andern das fränkische, westgothische, angelsächsische und langobardische; nahmen großentheils die christliche Religion an; blieben aber noch an Künsten und Wissenschaften arm. Die andere Hälfte des römischen Reichs, die gegen Morgen zu lag, wurde zwar auch sehr entkräftet; aber doch nicht völlig umgestürzt. Da war es ebenfals, wo die Gelehrsamkeit noch einigermaaßen blühte; obgleich sie sowohl als die reine christliche Religion schon sehr viel verloren hatte. Die Perser in Asia, die Hunnen und Slaven in Europa, zeigten sich bloß als kriegerische Völker. So war der Zustand der Welt bis zum sechshundertsten Jahre nach Christi Geburt beschaffen.

III Zeitraum. J. 622 bis 800 nach Chr. Geb.

Bald nach dem ebengenannten Jahre hob sich ein bisher wenig bekanntes Volk, die Araber, empor. Nicht allein wurde unter ihnen eine neue Hauptreligion, die muhammedanische, gestiftet; sie errichteten auch durch große Eroberungen in Asia, Africa und Europa ein sehr mächtiges Reich, das Chalifat. Durch sie wurde das griechischrömische Kaiserthum vieler Länder beraubt, das persische Reich aber und das westgothische zerstört. Aus einigen Ueberbleibseln des leztern entstanden kleine Fürstenthümer, die nach und nach das heutige spanische Reich hervorbrach-

brachten. Alle Deutsche wurden nun Christen; und unter ihren Reichen war das fränkische das gröſseste und vornehmste. Es gehörten dazu ein groſser Theil von Deutschland, dasjenige ausgenommen, was die Sachsen und die Slaven darinne beſaſsen; die Niederlande, Frankreich, die Schweiz, das meiste von Italien, und noch andere Länder und Inseln. Hingegen stieg auch in diesem Zeitraum, der vom sechshundertsten bis zum achthundertsten Jahre der christlichen Zeitrechnung fortwähret, die Unwissenheit und das Verderben der durch die Einfälle ihrer Anhänger veränderten christlichen Religion immer höher. Es fieng sogar einer der ansehnlichsten christlichen Lehrer, der Bischof der römischen Gemeine, an, den Grund zu einem eigenen Reiche zu legen, und sich Länder in Italien zu erwerben.

IV Zeitraum. J. 800 bis 1096 nach Chr. Geb.

Der folgende Zeitraum, vom achthundertsten Jahre nach der Geburt Christi, bis zum eilfhundertsten, bringt wieder groſse Veränderungen unter den Völkern zum Vorschein. Die Franken erneuerten nunmehr das abendländische Kaiserthum der Römer, und verbanden es mit ihrem Reiche; machten sich auch das Land der Sachsen unterwürfig. Aber eben dieses mächtige Reich der Franken wurde bald darauf in drey besondere Reiche zertheilt: in das westfränkische, welches nachmals Frankreich genannt wurde; das ostfränkische, oder das eigentliche deutsche Reich; und das italiänische, welches nicht lange darauf, nebst der Kaiserwürde, mit dem deutschen vereinigt wurde. Deutschland wurde jezt zuerst in eine ordentliche Verfassung gebracht. Es entstanden auch neue Reiche: das ungarische in

Panno-

Pannonien, das pohlnische und russische von Slaven gestiftet. In allen wurde das Christenthum aufgenommen. Eben dieses geschah in den Reichen der Normänner, Schweden, Dänemark und Norwegen, nachdem diese Völker vorher lange Zeit viele europäische Länder unwiderstehlich verwüstet, einige auch erobert hatten. Die Araber wurden mit den Künsten und Wissenschaften bekannt; aber ihr Chalifat verfiel immer mehr, besonders durch die Tapferkeit der Türken, welche auch dem morgenländischen Reiche der Römer großen Abbruch thaten. Religion und Gelehrsamkeit erholten sich zwar etwas unter den Christen; sanken aber wieder desto tiefer herab: und die leztere insonderheit durfte bloß bey den Lehrern der Religion gesucht werden, so wie auch diese fast allein auf das Gutbefinden derselben ankam. Unter diesen Umständen brachten die römischen Bischöfe, welche jezt allein Päpste zu heißen anfiengen, ihr geistliches Reich, das aber eine eben so fürchterliche weltliche Gewalt hatte, im Namen der Religion über den größten Theil von Europa zu Stande.

V Zeitraum. J. 1096 bis 1500 nach Chr. Geb.

Davon zeigten sich viele merkwürdige Folgen in dem nächsten Zeitraume, der vom eilfhundertsten Jahre der christlichen Zeitrechnung bis gegen das funfzehnhundertste fortläuft. Alle christliche Völker von Europa, ausgenommen die Unterthanen des griechischen Kaiserthums, mußten nun dem fürstlichen Bischof zu Rom in geistlichen und weltlichen Dingen gehorchen; ihre Könige und Fürsten selbst, ihr Glaube und Leben hiengen von seinem Willen ab. Er sandte viele hunderttausend Europäer zum Kriege gegen die Türken und Araber aus; und dieses neue römische

Reich

Reich befestigte sich durch Gesetze, Strafen, Mönche und andere Geistliche; obgleich unzählige Christen sich der Gewalt desselben zu entziehen suchten. Das deutsche Reich bekam nun zwar eine bessere Einrichtung, und die Deutschen selbst gewannen einigen Fortgang in Sitten, Gesetzen und in der Handelschaft; überhaupt aber blieben sie doch, wie fast alle übrige europäische Völker, mehr kriegerisch, ungestüm und rauh, und überließen die Gelehrsamkeit allein ihren Religionslehrern. Gleichwohl erfanden sie zu diesen Zeiten das Schießpulver und die Buchdruckerkunst. Die Schweizer trennten sich nach und nach von der Herrschaft des deutschen Reichs, um einen besondern Freystaat aufzurichten. Auch wurden in Neapel und Sicilien, ingleichen in Portugal, neue Reiche gegründet. Ganz Spanien wurde nunmehr wieder ein christliches Reich. Aus den Königreichen Dänemark, Norwegen und Schweden entstand Ein genau verbundenes Reich. Unter den übrigen Völkern von Europa wurden die Engländer und Franzosen durch ihre Kriege berühmt; die Venetianer aber durch ihre Handelschaft. Andere Reiche giengen dagegen zu Grunde. Das arabische Chalifat wurde von den Mogolen zerstört, die auch sonst einen großen Theil der Welt eroberten oder verwüsteten. Ein gleiches Schicksal hatte das römischgriechische Reich, dem die osmanischen Türken ein Ende machten. Sie selbst aber stifteten in Asia und Europa ein gar bald mächtig gewordenes Reich. Die Griechen, die nun zwar aufhörten, ein vorzüglich merkwürdiges Volk zu seyn, leisteten doch, indem sie ihr unglückliches Vaterland verließen, dem abendländischen Europa den

wichti-

wichtigen Dienst, daß sie die wahre Gelehrsamkeit in demselben wiederherstellten. Und da gleich darauf die Europäer den vierten Welttheil, America, entdeckten, erlangten sie auch auf dieser Seite neue Kenntnisse und Reichthümer, also auch neue Gelegenheiten, die Welt und ihre Kräfte zu ihrem allgemeinen Besten zu gebrauchen.

VI Zeitraum. J. 1500 bis 1785 nach Chr. Geb.

Dieser und anderer Gelegenheiten bedienten sie sich reichlich in dem lezten Zeitraume, in welchem auch wir noch leben, und welcher ohngefähr mit dem funfzehnhundertsten Jahre nach Christi Geburt seinen Anfang nimmt. Die Spanier und Portugiesen, nach und nach auch andere europäische Völker, eroberten und theilten das entdeckte America unter sich, vergrößerten dadurch ihre Macht, Handlung und Schifffahrt, führten das Christenthum und ihre Kenntnisse überhaupt in diesem Welttheile ein; wurden aber auch öfters wegen desselben zu Händeln und Kriegen mit einander verwickelt. In Europa selbst besserten sie sich fast in jeder Betrachtung. Die Deutschen waren es insonderheit, welche die übrigen Europäer lehrten und aufmunterten, eine große Menge Mißbräuche und menschlicher Einfälle wegzuwerfen, mit welchen die christliche Religion seit vielen hundert Jahren beschwert worden war; ja selbst ihrem mächtigen geistlichen Fürsten den Gehorsam aufzusagen, und sich wieder in die alte christliche Freyheit zu versetzen. Das thaten viele tausend europäische Christen, und empfanden seitdem erst wiederum, wie heilsam und wohlthätig ihre Religion sey. Eben diese Freyheit, die ihr Verstand und ihr Gewissen von neuem erhielten, verschaffte ihnen den ungemeinen Vortheil, daß sie alle

Wissen-

Wissenschaften und feinern Künste ungehindert, und mit der größten Anstrengung des Geistes, bearbeiten, immer näher zur Vollkommenheit bringen, und nützen konnten. Hierinne glückte es unter andern auch vorzüglich den Deutschen, weil sehr viele unter ihnen jener angebotenen edeln Freyheit sich bedient hatten. Sie nahmen nun überhaupt sanftere Sitten an, ahmten auch fremden, obgleich öfters mit Uebereilung, nach, blieben tapfer und erfindungsreich, erweiterten ihre Handelschaft sehr, und wurden durch alle diese und andere Vorzüge eines der vornehmsten europäischen Völker; wiewohl sie darüber auch manches von ihren alten guten Eigenschaften verloren, und in Ueppigkeit sanken. Ihnen giengen eine Zeitlang in manchen Künsten die Italiäner, Engländer und Franzosen vor, bis sie auch diese darinne erreichten. Die Spanier breiteten anfänglich die Reichthümer von America in Europa aus; verloren aber ihre große Macht wieder. Die Portugiesen entdeckten einen neuen Weg nach Ostindien, und büßten nachher die dortige wichtige Handelschaft ebenfals ein. Durch unüberwindlichen Muth in Behauptung ihrer Freyheit thaten sich die Einwohner sieben niederländischer Landschaften, die man mit einem Worte Holländer nennt, hervor, und stifteten einen neuen Freystaat. Dänemark und Norwegen wurden auf immer von Schweden getrennt, welches durch kriegerische Thaten berühmt wurde. Die Russen bildeten sich gewissermaaßen zu einem ganz neuen Volke durch edlere Sitten, Gesetze, Künste und Wissenschaften, nachdem sie vorher ihr Reich zu dem größten unter allen gemacht hatten. Bey allen europäischen Völkern

stieg die Kriegskunst sehr; sie verschafften sich Besitzungen in allen Welttheilen, und verbanden sich genauer unter einander, als jemals sonst viele Völker vereiniget waren. Unter ihnen entstanden auch zwey neue Königreiche, das preußische und sardinische. In den Morgenländern kamen das dritte persische und das mogolische Reich auf. Die Türken fiengen an, auch in Aegypten zu herrschen, und wurden endlich bey ihren Eroberungen in Europa aufgehalten. Die Sineser geriethen zwar unter eine ausländische Herrschaft der Mogolen; blieben aber doch das gesitteteste, gelehrteste und klügste Volk von Asia.

Aus diesem kurzen Abrisse seht ihr, meine Lieben, welche Völker die meisten, größesten und nüzlichsten Veränderungen in der Welt hervorgebracht haben. Nun müsset ihr in einer ausführlichern Geschichte lernen, wie sie solches verrichtet haben, und welches die berühmten und vortrefflichen Männer unter ihnen gewesen sind, die daran den vornehmsten Antheil hatten.

Erster Haupttheil.

Alte Geschichte,

oder

Geschichte vor Christi Geburt.

Erstes Buch.

Geschichte des ersten Menschengeschlechts.

Von der Schöpfung bis zur Sündfluth.
(1656 Jahre.)

I.

Als die Zeit gekommen war, da Gott beschlossen hatte, den Himmel und die Erde zu erschaffen, da führte er diesen ewigen Vorsatz auf eine bewundernswürdige Art völlig so aus, wie es seiner Allmacht, Weisheit und Güte anständig war. Bloß auf Seinen Willen, den keine Worte auszudrücken brauchten, kam das alles erleuchtende und belebende Licht an die Stelle der bisherigen allgemeinen Finsterniß. Tag und Nacht, Himmel, Erde und Wasser wurden unveränderlich von einander geschieden. Er wollte: und sogleich wurde der Erdboden mit unzählichen Pflanzen und Bäumen angefüllt; aber sie wurden auch mit Saamen versehen, um immer von neuem auswachsen zu können. Mit eben solcher Geschwindigkeit befanden sich Sonne, Mond und Sterne in derjenigen Gegend des unermeßlichen Raums, den Schöpfung der Welt,

sie einnahmen, aus welcher sie die Erde theils erleuchten, theils fruchtbar machen konnten; wenn sie gleich keineswegs bloß wegen derselben hervorgebracht wurden. Auf einmal kamen auch, als es Gott wollte, viele tausend schwimmende, kriechende, geflügelte und andere Thiere in allen Meeren, Seen und Flüssen, auf der Erde und in der Luft zum Vorschein. Für ihre Nahrung war bereits gesorgt: und jeder der sechs Tage, innerhalb welcher Gott aus uns unbekannten Ursachen, — denn Er konnte alles in Einem Augenblicke schaffen, — so viele leblose und belebte Dinge werden ließ, war eine Vorbereitung auf den folgenden. Zwar hat uns Gott nur eine sehr kurze Nachricht geben lassen, wie alles dieses entstanden sey, welche Eigenschaften und Bestimmungen jedes Geschöpf habe. Aber wir können und sollen desto mehr davon in unserm ganzen Leben erforschen und erfahren. Und dennoch, wenn gleich bereits so viele tausend Menschen die Einrichtungen und Absichten Gottes in der allgemeinen Natur untersucht haben, bleibt das allermeiste davon erst für die Ewigkeit aufbehalten.

und der Menschen.

II. Nun hatte Gott auf der Erde alles so veranstaltet, daß sie für ihren vornehmsten Bewohner, den Menschen, völlig brauchbar geworden war. Er schuf also auch diesen: sowohl einen Mann, den Adam, als ein Weib, die Eva. Sie kamen mit so großen Vollkommenheiten auf die Welt, daß sie wirklich mit Gott einige Aehnlichkeit hatten; aber auch ihm immer ähnlicher zu werden suchen sollten. An der Seele und am Leibe waren sie unsterblich. Sie kannten Gott und seinen Willen, sich selbst und ihre Pflichten sehr wohl, waren unschuldig, von aller Sünde und

bösen

bösen Neigung frey, eines ruhigen und zufriednen Gemüthes, keinen Krankheiten und Beschwerlichkeiten des Lebens unterworfen: kurz so reich an Schönheiten, Gaben und Kräften aller Art, daß sie dadurch ungemein glückselig wurden. Gott übergab ihnen die ganze Erde zu einem solchen Genuß, der Seinem Willen gemäß wäre. Er wollte, daß sie sich auf derselben vermehren und ausbreiten sollten. In dieser Absicht stiftete Er auch den Ehestand, als eine unzertrennliche Verbindung von zwo tugendhaften Personen beyderley Geschlechts, die zur Fortpflanzung der Menschen dienen sollte, und als ein Muster der edelsten Liebe und Freundschaft zwischen ihnen, die ihr Leben desto angenehmer machen würde. Gott wies ihnen eine der anmuthigsten und herrlichsten Gegenden, das Paradies, zu ihrer besondern Wohnung an. Diese lag in der Nähe des Orts, wo sie geschaffen worden waren, im heutigen Persien, wo die Flüsse Tigris und Euphrates sich vereinigen, gegen den persischen Meerbusen zu; ein geräumiges Land, voll von allem was ihnen Vergnügen machen, und Unterhalt verschaffen konnte, ohne daß sie selbst eine mühselige Arbeit verrichten durften. Aber darum bestand ihre Glückseligkeit nicht im Müßiggange, oder in unthätigen Ergötzlichkeiten. Sie fanden unbeschreiblich viel zu thun, wenn sie, wie es Gott von ihnen verlangte, Seine Werke und Absichten, sich selbst, ihre Fähigkeiten und Bedürfnisse, die Welt mit so mannichfaltigem Guten und Wunderbaren was sie enthält, immer besser erkennen, und davon Gebrauch machen, wenn sie sich einander auf die liebreichste Art beystehen wollten.

Die Menschen sündigen,

III. Doch die Menschen wußten sich in dieser Glückseligkeit nicht lange zu erhalten. Unter so vielen Vorzügen, welche sie besaßen, war auch die Freyheit, alles zu thun, was ihnen nicht die Vernunft oder Gottes ausdrückliches Verbot untersagte. Ohne diese Freyheit wäre ihnen alles übrige unnüz gewesen: wie sie dieselbe gebrauchen sollten, wußten sie; mißbrauchten sie aber solche, so verdienten sie gar nichts zu besitzen. Gott, der diese Freyheit nach Seinem Gefallen einschränken, der sehr viele und sehr schwere Proben des Gehorsams von ihnen fordern konnte, legte ihnen nur eine sehr leichte auf, die sie doch in der Ihm gefälligen Tugend üben und stärken mußte. Er befohl ihnen, daß sie unter allen vortrefflichen Baumfrüchten des Paradieses, nur von einer einzigen nicht essen sollten. Gleichwohl übertraten sie dieses Verbot, als ein ihnen unbekannter böser Geist, der in der Gestalt einer Schlange mit ihnen sprach, sie zum Zweifeln an der Wahrheit der göttlichen Drohung verführt, und ihnen sogar Vortheile von ihrem Ungehorsam versprochen hatte. Diese Reizungen und die Schönheit der verbotenen Frucht, bey dem Adam auch noch das Zureden der Eva, waren alles, was sie zu ihrer Entschuldigung anführen konnten.

und werden dadurch unglückselig.

IV. Dadurch aber verloren die Menschen ihre ganze bisherige Glückseligkeit. Daß sie so leichtsinnig und muthwillig, zugleich auch so undankbar, das ihnen so wohl bekannte Verbot Gottes, ihres höchsten und einzigen Wohlthäters, verlezten, und dagegen einem unbekannten Geiste mehr glaubten und folgten als Ihm, war eine wirkliche Empörung gegen Gott. Je geringer und gleichgültiger die Sache selbst

war,

war, deren sie sich enthalten sollten, desto strafbarer wurde ihr Verbrechen. Sie lernten nunmehr durch eine traurige Erfahrung den Unterschied zwischen Gutem und Bösem kennen, wurden voll von Beschämung und Verwirrung; und der erste Schritt zu sündigen brachte mehrere Vergehungen hervor. Die Menschen straften sich also selbst, und konnten nicht mehr in ihrem herrlichen Zustande bleiben. Aber Gottes Wahrhaftigkeit erforderte auch, daß er seine Drohung erfüllte. Daher wurden die Menschen vielen Mühseligkeiten und Schmerzen ausgesezt; sie durften nicht im Paradiese bleiben, und ihr Leib sollte wieder zur Erde werden, von welcher er genommen war. Alle Nachkommen des Adam und der Eva verfielen, wie es natürlich war, in eben diese erniedrigende Umstände; und ihre Fertigkeit zu sündigen wurde durch üble Erziehung, böse Beyspiele, Neigung zu allem was in die Sinne fällt, und unverständigen Gebrauch ihrer Freyheit, sehr befördert.

Ihre Religion und fernere Ausartung.

V. Allein wenn sich gleich die Menschen selbst unglücklich gemacht hatten; so wollte doch Gott nicht, daß sie es beständig bleiben, oder solches gar zu traurig empfinden sollten. Er gab ihnen neue Anweisungen, Ihn zu erkennen und zu verehren, und sich vor Sünden zu hüten. Daß sie ihm alles schuldig wären, daran erinnerten sie die Opfer, welche sie ihm von den Früchten des Feldes darbrachten; und an den geschlachteten Thieren, welche sie ihm opferten, sahen sie ein Sinnbild der Strafe, welche sie verdient hatten. Diese Zeichen ihrer Unterthänigkeit gegen Gott gefielen ihm jedoch nicht anders, als wenn der Opfernde ein frommes Herz und ein von Sünden reines Gewis-

sen hatte. Aber die Gewohnheit und Lust zu sündigen hatte sich einmal der Menschen bemächtigt: sie brach bey der ersten Gelegenheit und Reizung aus. Von den beyden ersten Brüdern also brachte der eine, **Kain**, den andern, **Abel**, aus bloßem Neide ums Leben. Ihr erschröckt ohne Zweifel, meine Lieben, über ein so abscheuliches Verbrechen. Allein nachdem Kains Eltern einmal Gott in einem so leicht zu haltenden Verbote **ungehorsam** geworden waren, ist es nicht zu verwundern, daß ihr Sohn alle **brüderliche** und **Menschenliebe** verleugnet hat. Die unaufhörliche Angst des Gemüthes, welche er darüber empfand, strafte ihn dafür mehr als man es beschreiben kann. Und nunmehr theilten sich die Menschen überhaupt bald in solche, die Gottes Gebote zu beobachten suchten, und in diejenigen, welche mehr ihren Begierden und Einfällen folgten.

Sie vermehren sich, und erfinden Künste.

VI. Ihrer wurden immer mehrere; und **viele** darunter **lebten über neunhundert Jahre.** Das veranstaltete Gott deswegen, damit die Gottseligen unter ihnen desto länger die Religion und Tugend, die sich gar zu leicht bey den Menschen verlieren konnte, durch Unterricht und Beyspiel ausbreiten möchten. Sie **pflanzten** auch solchergestalt viele **nüzliche Nachrichten und Erfahrungen** leichter **fort**, weil zu dieser Zeit noch keine Schreibekunst vorhanden war. Aber **die Menschen sollten** außerdem durch ein so langes Leben, das viele von ihnen erreichten, **belehrt werden**, daß, wenn gleich ihr Körper hinfällig und sterblich wäre, derselbe dennoch durch tugendhafte Mäßigkeit, und unter göttlichem Schutze, eine geraume Zeit erhalten werden könne. Nun zogen die Menschen

schon immer weiter in Asia herum, lernten die Welt kennen und nützen. Zeitig ergaben sie sich dem Ackerbau und der Viehzucht. Ein Theil von ihnen blieb in Gezelten unter ihren Heerden, aber nicht immer an Einem Orte; andere vereinigten sich unter einander zu beständigen Wohnungen, die neben einander gebauet wurden; man umgab sie zur Beschützung mit einer Art von Mauer: und dieses war der Ursprung der Städte. Nach und nach erfanden sie einige Künste: theils aus Noth und Bedürfniß, dergleichen die Kunst, Eisen und andere Metalle zu schmieden, war; — theils zu ihrem Vergnügen, wie die Musik war, zugleich eine Sing- und Spielkunst, mit welcher also auch die Dichtkunst verbunden wurde, das heißt, die Geschicklichkeit, in abgemessenen und wohlklingenden Ausdrücken, allerley Empfindungen, Lehren und Begebenheiten aufzubehalten.

VII. Hätten die Menschen, über diesem Gebrauche der Welt und ihrer Kräfte, Gottes nicht vergessen, so würden sie immer glücklicher geworden seyn. Allein die Anzahl der Lasterhaften nahm beständig zu: und selbst die frommen Nachkommen Adams wurden durch einen vertrauten Umgang mit denselben meistentheils verdorben. Die Menschen lebten, als wenn kein Schöpfer und keine Gebote desselben wären; überließen sich ungescheut allen Ausschweifungen, besonders Mordthaten und andern Gewaltthätigkeiten; und zulezt waren sie so unverbesserlich ruchlos geworden, daß Gott beschloß, sie alle, bis auf die wenigen guten unter ihnen, zu vertilgen. Er warnte sie, und ließ ihnen vergebens Zeit, ihre Aufführung zu ändern.

Sie verschlimmern sich, und werden fast alle vertilgt.

Daher befohl Er dem Noah, der nebst seiner Frau, seinen Söhnen und ihren Frauen, allein Gott getreu geblieben war, ein großes Schiff zu bauen, in welchem er und die Seinigen, bey dem bevorstehenden Untergange des menschlichen Geschlechts, gerettet werden sollten. Dieses geschah: und Noah mußte ausserdem von allen Thieren, die nicht im Wasser leben konnten, und sich in den Ländern Asiens befanden, wo die Menschen sich ausgebreitet hatten, eine Anzahl in das Schiff mitnehmen, damit sie daselbst nicht ganz zu Grunde giengen. Er versorgte sich auch für diese Menschen und Thiere mit hinlänglichen Lebensmitteln. Hierauf ließ Gott eine bewundernswürdig große Wasserfluth, welche man die Sündfluth nennt, entstehen, in welcher alle übrige Menschen und Thiere das Leben verloren. So wurde das erste Menschengeschlecht, sechszehnhundert und sechs und funfzig Jahre nach der Schöpfung, beynahe ganz ausgerottet: ihm zur Strafe; allen folgenden Menschen zur unaufhörlich furchtbaren Warnung.

Zweytes Buch.

Geschichte der Israeliten.

I.

Ein Jahr lang ohngefähr waren Noah und die mit ihm geretteten Menschen und Thiere in dem Schiffe geblieben; da verlor sich die Wasserfluth, und sie giengen alle wieder auf das Trockene heraus. Nun sollten die Menschen, nach dem Willen Gottes, ihr fast ausgestorbenes Geschlecht von neuem fortpflanzen, und der Welt wieder mit einer anständigen Freyheit genießen. Das Beyspiel so vieler ihrer umgekommenen Mitbrüder mußte ihnen zwar immer vor den Augen seyn, und sie an ihre Pflicht erinnern; aber weil sie ehemals so sehr gewohnt gewesen waren, einander zu tödten, verordnete Gott jezt ausdrücklich, daß ein Mörder am Leben gestraft werden sollte. Als nun Noah mit den Seinigen von den Gebirgen Armeniens herabgestiegen war, wo ihr Schiff zulezt geruht hatte, fiengen sie an das Feld zu bauen. Die ältern Kenntnisse, Erfahrungen und Künste der Menschen kamen wieder in Uebung; manches davon gieng in der Folge bey einigen Menschenhaufen, wenigstens auf eine Zeit lang, verloren; aber dagegen machten andere immer neue Entdeckungen in der gesammten Natur. Insonderheit erfand Noah zu dieser Zeit den Weinbau, und erfuhr auch zuerst, daß der Wein, wenn er unmäßig gebraucht wird, dem Leibe und Geiste schädlich sey.

Es entsteht ein neues Menschengeschlecht.

II. Indem

Die Menschen werden in der Welt zerstreuet.

II. Indem er nun mit den Seinigen in den großen Ebenen zwischen dem Euphrates und Tigris, (welcher Strich Landes nachmals **Mesopotamien**, oder das Land zwischen Flüssen genannt wurde,) lebte, (und er starb erst nach dem zweytausendsten Jahre der Welt:) vermehrten sich seine Nachkommen ungemein. Eben diese zahlreiche Menge gab Gelegenheit, daß sie sich immer weiter von einander entfernten, weil sie mit ihren Heerden von einem Orte zum andern zogen. Sie wollten aber, so viel möglich, beysammen wohnen: daher entschlossen sie sich, **eine Stadt mit einem sehr hohen Thurm** in derselben zu **bauen**, bey dessen Anblicke sie sich, wenn sie überall zerstreuet wären, **leicht** wieder **zusammenfinden** könnten. Doch dieses war den weisen göttlichen Absichten zuwider, nach welchen die Menschen sich frühzeitig in der Welt ausbreiten, das unzählige Gute in derselben kennen, gebrauchen und unter einander vertheilen lernen, und viele andere Vortheile aus der Trennung von einander ziehen sollten. Noch jezt könnt ihr, Kinder, bemerken, daß, wo sehr viele Menschen beysammen bleiben, die Lebensmittel theurer, zuweilen auch seltener werden, als anderswo: und so würde es besonders gegangen seyn, wenn die Menschen sich immer in einer einzigen Gegend aufgehalten hätten. Gott hinderte also den Entschluß der Nachkommen des **Noah**; und das wiederum durch eine neue Wohlthat. Sie hatten bisher alle eine einzige Sprache geredet: vermuthlich eine der hebräischen ähnliche. Jezt aber ließ Gott **mehrere Sprachen** unter ihnen entstehen, durch welche sie allerley Kenntnisse bequemer ausdrücken, und sich mannichfaltiges Vergnügen schaffen konnten. Dadurch

wurden

wurden die Menschen genöthigt, sich von denjenigen abzusondern, deren Sprache sie nicht verstanden.

III. Es ließen sich also starke Haufen von Menschen in den benachbarten und in entfernten Ländern nieder: woraus nach und nach Völker wurden, die sehr vieles mit einander gemein hatten. Sie stammten alle von den drey Söhnen des Noah, dem Japhet, Cham und Sem, ab, oder vielmehr von den Söhnen und übrigen Nachkommen derselben. Damit ihr sehen könnet, meine Kinder, welches die ältesten Völker gewesen, und welche Gegenden der Welt am frühesten mit Einwohnern angefüllt worden sind: so wollen wir hierüber die Nachrichten des Moses zu Rathe ziehen. Japhets Nachkommen breiteten sich am weitesten aus; von ihnen kamen sehr viele Völker im mitternächtigen und abendländischen Theil von Asia her, insonderheit diejenigen, welche man nachmals Scythen, Cimmerier, Griechen, und mit andern Namen benannt hat; die Bewohner der zwischen Asia und Europa gelegenen Inseln, und die ersten Einwohner, welche in der Folge Europa bekam. Cham wurde der Stammvater einiger Völker im mittägigen Asia, der Babylonier und einiger arabischer, ingleichen der Phönizier und Cananiter, der Aegyptier, und anderer, die sich in Africa festsezten. Vom Sem endlich entsprangen die Hebräer oder Israeliten, die Perser, Assyrer, Syrer, Chaldäer, wiederum einige arabische Völker, und überhaupt solche, die gegen den Morgen und Mittag von Asia ihre Wohnplätze fanden. Sie bevölkern dieselbe.

IV. Da

Warum die israelitische Geschichte zuerst erzählt wird?

IV. Da solchergestalt Asia am ersten und am meisten bevölkert wurde, entstanden auch daselbst die ersten Städte und Reiche. Die allererste Stelle darunter nimmt Babel ein: denn eben über der Erbauung dieser Stadt waren die Menschen von Gott in alle Welt zerstreuet worden; und daselbst wurde auch das erste Reich, das babylonische, gegründet, dessen Unterthanen das babylonische Volk hießen. Allein für uns ist es nüzlicher, mit der Geschichte der Israeliten den Anfang zu machen; wenn sie gleich keines von den allerersten Völkern gewesen sind. Ihre Geschichte hat nemlich den Vorzug vor aller andern Völker Geschichte, daß sie von ihrem Anfange an, bis auf die Zeit, da dieses Volk sein Vaterland und alle seine Einrichtungen verlor, also zweytausend Jahre nach einander, immer deutlich, vollständig genug zu unserm Gebrauche, und durch eine bestimmte Zeitrechnung zusammenhängend ist. Sie dient gleichsam zu einem Leitfaden bey den übrigen oft sehr dunkeln und zerrissenen Geschichten alter Völker. Es sind euch Kindern auch die berühmtesten Personen und Begebenheiten der israelitischen Geschichte bereits aus der heiligen Schrift bekannt; desto leichter werdet ihr damit den Grund zu der ganzen alten Geschichte legen können. Außerdem trifft man in der israelitischen Geschichte auch dieses Vorzügliche an, daß mit keiner andern die Schicksale der wahren Gott gefälligen Religion so genau verbunden sind, als mit dieser. Das macht sie zu einer sehr wichtigen Geschichte, über welche wir niemals zu viele Betrachtungen anstellen können. Sezt noch außerdem hinzu, daß wir diesem Volke allein, die allerältesten und

glaubwürdigsten Nachrichten vom Anfange der Welt her, schuldig sind. Laßt uns also mit der Geschichte desselben anfangen, und sie sogleich nach den Hauptveränderungen, die darinne vorkommen, in einige Abschnitte zertheilen.

Erster Abschnitt.

Geschichte der Israeliten von Abraham bis auf den Moses, oder von ihrem Stammvater bis zu ihrem Gesezgeber.

Ohngefähr vom Jahre der Welt 2000 an, bis gegen das Jahr 2450 hin.

Vierhundert und funfzig Jahre lang.

I.

Nachdem die Menschen sich in verschiedenen großen Haufen von einander entfernt hatten, die ein Land nach dem andern in Besiz nahmen, wurden sie zwar immer bekannter mit der Welt, an Erfindungen, Vortheilen und Annehmlichkeiten des Lebens reicher. Aber eben dadurch ließen sie sich verleiten, die Verehrung Gottes, welche Er sie selbst gelehrt hatte, nach ihrem Gutdünken zu verändern. Die Menschen hatten zuerst dadurch gesündigt, daß sie etwas, welches ihnen anmuthig in die Sinne fiel, den Geboten des unsichtbaren Gottes vorzogen. Eben so wollten sie jezt durchaus ein Bild von Gott beständig vor sich sehen, dem sie desto lebhafter ihre Ehrerbietung bezeigen könnten. Sie wählten dazu wegen ihrer Größe, ihres Glanzes, und ihrer bewundernswürdigen Eigenschaften, Sonne, Mond und Gestirne; und

Ursprung der Abgötterey.

und bald beteten sie dieselben, als wenn sie Gott selbst wären, wirklich an. So machten sie es nach und nach mit mehrern natürlichen Dingen, mit verstorbenen Menschen, und andern Geschöpfen. Was ihnen unbegreiflich, oder sehr wohlthätig, oder überaus fürchterlich vorkam, das sahen sie nicht nur als göttlich an; sondern erkühnten sich auch, es unter allerhand Bildern und Gestalten anzubeten, und also dem einzigen wahren Gotte andere an die Seite zu setzen, die eine gleiche oder doch der seinigen ähnliche Macht haben sollten. Zwar behielten die meisten Menschen, welche auf diese Einfälle geriethen, den Begriff bey, daß Ein höchster Gott sey; aber sowohl Seine Erkenntniß als Sein würdiger Dienst verloren gar viel durch dasjenige, was sie von ihren vermeinten Göttern glaubten. Dieses ist der Ursprung der Abgötterey, die dem Verstande der Menschen zur Schande gereicht; aber ihrer Einbildungskraft desto mehr gefiel. Sie kam unter den ersten Völkern Asiens auf, und verbreitete sich schnell auch in die übrigen zu dieser Zeit bekannten Welttheile.

Abraham und seine Nachkommen werden vor derselben verwahrt.

II. Nun war aber zur Glückseligkeit der Menschen nichts so nothwendig, als daß sie die richtigsten Kenntnisse von Gott, und von der besten Art ihm gefällig zu werden, besaßen. Ohne alle Religion konnten sie nicht anders als elend seyn. Denn in einem solchen Zustande blieben sie in der Unwissenheit von ihrem Schöpfer und Herrn, verstanden wenig was ihre Pflichten wären, wurden unverbesserlich lasterhaft, und hatten keine Hoffnung, wenn sie starben, in ein besseres Leben zu kommen. — Aber mit einer falschen Religion betrogen sie sich selbst durch irrige

Vorstel-

Vorstellungen von Gott, und dienten ihm nicht nach seinem Willen. Damit also die Abgötterey nicht nach und nach alle Menschen verführen möchte, wählte Gott einen Mann, der erstlich selbst, und nach ihm seine Nachkommen, ein zahlreiches Volk, die wahre Religion unverfälscht aufbehalten und ausüben sollten. Dieser Mann war **Abraham**, einer von den Nachkommen des **Sem**. Er mußte auf göttlichen Befehl sein Vaterland Chaldäa, wo die Abgötterey sehr überhand genommen hatte, verlassen, und nach **Canaan** reisen. Weil er bey dieser Gelegenheit mit den Seinigen **jenseits des Euphrates** herüber gekommen war, nannten ihn die Cananiter **den Hebräer**; ein Name, welcher dem von ihm entsprungenem Volke geblieben ist. Ihn also sonderte Gott von den übrigen Menschen aus, befohl ihm, keinen andern Gott als ihn, den allein wahren, zu verehren, und Ihm, hauptsächlich durch wahre Frömmigkeit, zu dienen; versprach ihm aber auch, daß, wenn er dieses treu beobachten würde, ein überaus großes Volk von ihm abstammen, zum Besitze von ganz Canaan gelangen, mit allem Ueberfluß gesegnet werden, und endlich dereinst noch alle übrige Völker glückselig machen sollte.

III. Damit diese großen Absichten Gottes durch den **Abraham**, und auch durch seine Nachkommen desto gewisser erfüllt werden möchten, that Gott sehr vieles zur Stärkung seines Glaubens, seiner Rechtschaffenheit und seines Vertrauens. Gott ließ sich öfters herab, Sich mit ihm zu unterreden, selbst in der Gestalt eines Menschen Seine Verheißungen gegen ihn auf das nachdrücklichste zu wiederholen, und

Abrahams Prüfung und Gottseligkeit.

Sich recht genau und freundschaftlich mit ihm zu verbinden. Er bezeichnete den Abraham, und alle Mannspersonen die ihm zugehörten, durch die Beschneidung, die sie an sich vornehmen mußten, als seine von ihm anerkannte Diener. Noch im hohen Alter desselben schenkte Er ihm gegen alle seine Erwartung einen Sohn, den Isaak, an dessen Nachkommen die göttlichen Verheißungen erfüllt werden sollten.

I. Kupfertafel.

Doch eben diesen geliebten Sohn befohl ihm Gott zu schlachten, und als ein Opfer für Ihn zu verbrennen. Härter konnte der Gehorsam Abrahams gegen Gott nicht geprüft werden. Aber voll Vertrauens, daß Gott nichts anders, als was gut ist, befehlen könne, machte er sich auf den Weg, um dieses Gebot zu vollstrecken. Sein Sohn trug selbst das Holz, das auf den Altar gelegt wurde, wo er das Leben verlieren sollte. Dieser Jüngling liebte und ehrte seinen Vater mit einer eben so vollkommenen Unterwerfung, als Abraham Gott selbst, weil er wußte, daß sein Vater nichts wider Gottes Willen thue. Welches unter euch, ihr Kinder, würde sich bey einer solchen Gelegenheit eben so gehorsam und ruhig betragen haben? Isaak ließ sich ohne Widerstreben von seinem Vater binden, und auf den Holzstoß legen. Schon war Abraham im Begriff ihn zu tödten: — da erklärte sich Gott, daß Er mit dieser großen Probe seiner Folgsamkeit zufrieden sey, wies ihm ein Thier zum Schlachtopfer an, und bestätigte ihm alle versprochene Gnadenbezeigungen. So gläubig und Gottergeben blieb Abraham bis an sein Ende, welches in einem Alter von hundert und fünf und siebzig Jahren erfolgte. Er lebte meistentheils in Canaan, wo er mit

seinen

Abraham gehorchet und vertrauet Gott, und Isaac seinem Vater.

seinen Heerden herumzog, und ansehnliche Reichthümer von dieser Art, auch von Dienstleuten beyderley Geschlechts, besaß.

IV. Seinem Beyspiele folgten sein Sohn Isaak, und sein Enkel Jacob, treulich nach. Sie beschäftigten sich nicht nur, wie er, größtentheils in Canaan, mit der Viehzucht und dem übrigen Landleben; sondern beharrten auch unveränderlich bey der Verehrung des wahren Gottes durch Glauben und Tugend. So sehr auch ihr Vermögen zunahm: so sahen sie doch dieses Leben nur als eine Wanderschaft an, durch welche sie zu einem bessern gelangen würden. Daher fiengen nun auch die Verheißungen, die Gott dem Abraham so oft gethan und auch ihnen bekräftigt hatte, an, in Erfüllung zu gehen. Ihre Familie wurde immer zahlreicher; und Jacob insonderheit hatte zwölf Söhne, die Stammväter des großen Volks, welches nachher das israelitische genannt wurde, weil Gott dem Jacob, wegen seiner Standhaftigkeit, den Namen Israel beygelegt hatte. Unter seinen Söhnen war Joseph einer der jüngsten, und wurde von seinem Vater am meisten unter allen geliebt. Die Geschichte dieses Sohn müßt ihr fleißig lesen und betrachten, meine Lieben. Ihr werdet in derselben auf eine rührende Art lernen, wie sich Geschwister gegen einander betragen müssen, und wie wunderbar Gott die Schicksale der Menschen lenke, um sie zur Erkenntniß ihrer Pflichten und Sünden zu bringen. Denn Joseph, den seine Brüder beneidete, wurde zwar von ihnen zu einem leibeigenen Knechte verkauft, und beynahe getödtet. Aber Gott ließ ihn in Aegypten den vornehmsten und mächtigsten Mann nach dem Kö-

Ursprung des israelitischen Volks.

nige werden; als ein solcher rettete er seine Brüder bey einer großen Hungersnoth in Canaan, überhäufte sie mit Wohlthaten, und empfand die innigste Freude darüber, als er sich ihnen, wiewohl zu ihrer äußersten Beschämung, entdecken konnte. Ich bin Joseph, euer Bruder! Wer diese Worte ohne die innigste Bewegung lesen kann, möchte wohl zu aller sanften Empfindung verwahrloset seyn.

Es wird von den Aegyptiern unterdrückt.

V. Damals kam Jacob mit allen den Seinigen nach Aegypten; und seine Nachkommen wohnten in diesem Lande zweyhundert und funfzehn Jahre. Während dieser Zeit vermehrten sie sich, durch göttliche Veranstaltung, so außerordentlich geschwind und stark, daß aus siebzig Personen blos sechsmalhunderttausend Männer, welche die Waffen führen konnten, geworden waren, und das ganze nunmehr entstandene Volk über zwo Millionen, oder zweytausendmaltausend Menschen betrug. Was Gott also den Stammvätern der Israeliten verheißen hatte, gieng reichlich in Erfüllung. Allein zu gleicher Zeit hatte es doch das Ansehen, als wenn dieses kaum entsprungene Volk wieder zu Grunde gerichtet werden sollte. Denn der König von Aegypten fieng an zu befürchten, es möchte zu zahlreich und zu tapfer gegen seine übrigen Unterthanen geworden seyn, sich einmal mit seinen Feinden vereinigen, und sein Land endlich gar verlassen. Daher beschloß er es auf alle Art zu entkräften und zu unterdrücken, legte den Israeliten schwere Arbeiten auf, und ließ sie dabey so sehr plagen, daß ihrer unter diesen Mühseligkeiten immer weniger werden sollten. Zulezt verordnete er sogar, alle ihre neugebohrne Söhne sogleich umzubrin-

zubringen. Sie geriethen durch alles dieses in die äußerste Noth. Doch eben weil sie selbst sich nicht zu helfen wußten, wurde ihr Vertrauen auf Gott desto mehr rege gemacht; der sie auch deswegen in diesen Zustand gerathen ließ, damit sie, Sein auserwähltes Volk, in der gläubigen Ergebenheit gegen Ihn immer stärker werden möchten.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Israeliten vom Moses bis auf den Saul, oder von ihrem Gesezgeber bis zu ihrem ersten König.

Vom Jahr der Welt 2450 bis etwas über 2900 hinaus.

Auch ohngefähr 450 Jahre lang.

I.

Gott sezt die Israeliten durch den Moses in Freyheit.

Gott leistete den Israeliten, als sie ihrem Untergange so nahe gekommen waren, wirklich eine solche Hülfe, die sie niemanden anders als Ihm allein zuschreiben konnten. Dazu bediente Er sich des Moses, eines Israeliten, den Er in seiner ersten Kindheit aus der nahen Todesgefahr hatte retten lassen. Dieser empfieng zwar an dem ägyptischen Hofe einen Unterricht und eine Erziehung, die ihm zu einem ansehnlichen weltlichen Glücke verhelfen konnten. Aber er verließ freywillig die Herrlichkeit, in der er lebte, und begab sich unter seine verachtete unglückliche Landsleute, die Israeliten, um mit ihnen einerley Schicksale zu haben. Auch von ihnen weg mußte er sich nach Arabien flüchten. Und daselbst befohl ihm Gott, in

seinem Namen dem ägyptischen Könige anzukündigen, daß er die Israeliten frey aus seinem Lande fortziehen lassen sollte. Als der König sich dessen weigerte, verrichtete Moses mit göttlicher Kraft viele Wunder; theils, um zu beweisen, daß er gewiß von dem höchsten Gotte gesandt sey; theils um den König wegen seines Ungehorsams zu bestrafen. Denn es erfolgten daraus fürchterliche Landesplagen für Aegypten, und endlich verloren gar alle erstgebohrne Söhne der Aegyptier in einer Nacht das Leben. Das bewog ihren König, den Israeliten ihren verlangten Abzug zu bewilligen. Zwar gereuete ihn solches, als er sah, daß Moses sie nicht geradezu auf dem festen Lande nach Asien zu, sondern gegen das rothe Meer, führte. Er sezte ihnen daher mit einem großen Heere nach; ertrank aber nebst demselben in diesem Meere; da hingegen die Israeliten mitten durch dasselbe, unter Gottes wunderbarer Verfügung, glücklich ans Land traten.

Ihre Reisen und ihre Aufführung in Arabien.

II. Sie befanden sich nunmehr in Arabien, und hatten nur noch einen kurzen Weg zurückzulegen, um in das benachbarte Canaan zu gelangen, dessen Besitz ihnen Gott so oft versprochen hatte. Allein sie selbst waren Schuld daran, daß von so vielen Tausenden, die aus Aegypten gezogen waren, nur zween in das gedachte Land kamen. Da sie durch wüste unfruchtbare Gegenden ihre Reise fortsezten, wo es ihnen bisweilen an den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens zu mangeln anfieng; und da Gott überhaupt ihre Dankbarkeit, ihren Gehorsam und ihr Vertrauen auf Ihn mehrmals auf die Probe sezte: so hielten sie diese kurze Prüfungen sehr schlecht aus. Sie vergaßen der vorigen und der noch täglich erwie-

erwiesenen göttlichen Wohlthaten gar bald, wurden unzufrieden, mißtrauisch und widerspenstig gegen Gott, bis zu einer offenbaren Empörung, fielen auf unbesonnene Wünsche, und ergaben sich sogar mehr als einmal der Abgötterey. Es half wenig, daß Gott öfters neue Wunder zu ihrem Besten that, oder sie mit schnellen außerordentlichen Strafen belegte. Daher ließ Er sie vierzig Jahre in Arabien herumziehen, bis anstatt derer, welche Aegypten verlassen hatten, eine eben so zahlreiche Nachkommenschaft derselben aufgewachsen war. Vielleicht wundert ihr euch darüber, lieben Kinder, daß die Israeliten so unverantwortlich leichtsinnig gegen Gott, und das beynahe unaufhörlich, handeln konnten, dessen gnädigen Schutz und Erhaltung, dessen Willen und Wohlgefallen sie doch täglich auf eine Art, die bey allen andern Völkern der Welt ungewöhnlich war, erkannten und empfanden. Aber seht euch selbst und andere an: ihr werdet finden, daß die Menschen noch jezt immer unzählige Wunder Gottes an ihrem Leibe und Geiste, in der Natur, und in den Begebenheiten der Welt, vor Augen haben, welche sie dringend ermuntern sollen, Ihm zu gehorchen, und daß sie gleichwohl Seine Befehle sehr leicht übertreten. Sie würden vermuthlich, wenn sie an der Stelle der Israeliten gewesen wären, sich nicht besser als diese betragen haben; und eben darum ist die Geschichte dieses Volks allen Menschen zur Warnung aufgeschrieben worden.

III. Während daß die Israeliten solchergestalt in Arabien lebten, bekamen sie von Gott durch den Moses eine ihnen ganz eigene Einrichtung, sowohl was die Religion betraf, als in ihrer bürgerlichen Gesellschaft. Gott giebt ihnen Sein Gesetz,

Dieses war deswegen nöthig, weil die Hauptabsicht bey diesem Volke, es in Seinem Dienste unveränderlich zu erhalten, und vor der Abgötterey zu bewahren, desto besser erreicht wurde, wenn es sich von den übrigen Völkern durch viele besondere Gesetze unterschied, und daher auch in keine zu genaue Verbindung mit ihnen trat. Es mußte also auch den Israeliten die Religion, welche sie treulich beobachten sollten, auf das deutlichste und vollständigste eingeschärft werden. Dieses geschah zuerst durch die Gesezgebung auf dem Berge Sinai. Gott wiederholte gegen den Moses die den Israeliten schon oft gegebene Verheissungen unter der Bedingung ihres Gehorsams: und diesen gelobten sie insgesammt an. Darauf versammleten sie sich in einiger Entfernung von dem Berge; auf denselben ließ sich Gott in einer dicken Wolke herab; Blitze und Donnerschläge, die aus derselben fuhren, das Rauchen und Erdbeben des ganzen Berges, kündigten Seine Gegenwart an. So wurden die Israeliten in eine ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit gesezt. Moses näherte sich der Wolke, und nun hörte jedermann die göttliche Stimme zehn Gebote aussprechen, welche der Grund aller übrigen Gesetze Gottes seyn sollten. Voll heiligen Erstaunens darüber zitterten die Israeliten, und wünschten, aus Bewußtseyn ihrer Unwürdigkeit, nicht mehr von Gott selbst, sondern nur vom Moses unterrichtet zu werden, was sie thun sollten. Auf eine solche außerordentliche Art thut uns zwar Gott seinen Willen nicht mehr kund, meine Lieben. Aber sprechen nicht noch gleichsam täglich Sonne, Wolken und Gewitter und die ganze Natur seine Größe und Heiligkeit gegen uns mächtig aus? So

selten

Moses eifert über die Abgötterey der Israelitten.

selten die Menschen überhaupt darauf hören, so geschwind vergaßen auch die Israeliten, unter welchen furchtbaren Umständen ihnen Gott Seine Gebote bekannt gemacht hatte. Noch während der Zeit, daß Moses auf dem Berge blieb, übertraten sie das erste derselben, indem sie sich erkühnten, Gott nach ägyptischer Art unter dem Bilde eines Kalbes zu verehren. Bey diesem abscheulichen Anblicke zerbrach Moses die Tafeln des Gesetzes; die Israeliten wurden bestraft; und Gott vergab ihnen gleichwohl dieses große Verbrechen. II. Kupfertafel

IV. Auf das göttliche Hauptgesetz folgten viele andere, die Gott dem Moses für die Israeliten ertheilte, um jenes zu erklären, anzuwenden, und zu erweitern. Insonderheit verordnete er die Errichtung eines äußerlichen und öffentlichen Gottesdienstes, aus vielen Opfern und andern Gebräuchen zusammengesezt, der von gewissen bloß dazu gewiedmeten Personen, den Priestern, allein verwaltet, und nur an einem dazu bestimmten Orte begangen werden sollte. Dieser Ort war die Stiftshütte, oder das Versammlungszelt, wo Gott, nach menschlicher Art zu reden, auf eine ausnehmende Art gegenwärtig seyn, und Seine Befehle an die Israeliten bekannt machen wollte. So viele, zum Theil beschwerliche, aber alle auf den wahren Gott gerichtete Cärimonien, die Er ihnen auflegte, verwahrten sie desto leichter, wenn sie nur wollten, vor der Neigung zu der Abgötterey. Sie waren aber auch Bilder einer noch vollkommenern Religion; und Er forderte, noch mehr als dieselben, ein heiliges Herz und Leben. Auch dadurch suchte Gott sie in Seinem Dienste standhaft zu erhal- und viele neue Einrichtungen.

ten, daß Er Sich recht vorzüglich für ihren Fürsten und Oberherrn erklärte, der sie auf eine ihnen sehr merkliche Art selbst regieren wollte. Dieses hob jedoch ihre alte Verfassung nicht gänzlich auf. Sie waren bisher herumziehende Hirten gewesen, unter denen jede Familie von ihrem Aeltesten, und jeder Stamm von seinem eigenen Fürsten beherrscht wurde. Dabey blieb es auch in Arabien; nur mit dem Unterschiede, daß sie am Moses einen gemeinschaftlichen Heerführer, Gesezgeber und Richter hatten. Selbst er kam nicht in das eigentliche Canaan, weil er einmal an der Unzufriedenheit seines Volks Theil genommen hatte; aber Gott zeigte ihm dieses verheißene Land; und er gieng als ein treuer geliebter Diener Desselben aus der Welt, nachdem er ihr an seiner Tugend ein großes Muster, und durch seine Geschichte ein vortreffliches Geschenk hinterlassen hatte.

Sie erobern Canaan. Ihre außerordentliche Richter.

V. An seine Stelle trat sein Schüler und Freund Josua. Er führte die Israeliten in den völligen Besiz von Canaan ein, wobey ihn göttliche Wunder unterstüzten. Dieses Land, auch das gelobte genannt, das heißt, das von Gott versprochene, erstreckte sich im genauen Verstande vom Jordan bis an das mittelländische Meer, und von der phönizischen Gränze bis an die arabische; es gehörten aber auch an der Morgenseite des Jordan große Landstriche dazu; und überhaupt war es eines der schönsten und fruchtbarsten Länder. Die Israeliten legten zwar in demselben ihr bisheriges Hirtenleben nicht ganz ab; allein sie wohnten nun in Städten, und ergaben sich auch dem Ackerbau, worunter man nicht bloß den Anbau des Feldes, sondern auch der Gärten, Wein-

und

und Oelberge, verstehen muß. In diesem Lande trafen sie eine Menge heydnischer Völker an, die sie zwar alle überwanden; aber nach dem göttlichen Befehle auch völlig ausrotten sollten, damit sie nicht durch dieselben zur Abgötterey und zu allerley Lastern verführt werden möchten. Dieses leztere beobachteten die Israeliten nicht: daher verfielen sie bald in die Sünden, vor welchen sie Gott zu verwahren gesucht hatte. Er strafte sie also durch eben diese Völker, indem Er sie unter die bedrückende Herrschaft derselben gerathen ließ. Dieses Unglück brachte die Israeliten zum Nachdenken über ihre Vergehungen. Sie bereueten dieselben, besserten sich, und baten Gott um Hülfe, die Er ihnen auch durch gewisse **außerordentliche Helden** und **Regenten** widerfahren ließ. Wir nennen dieselben **Richter**; sie waren aber nicht bloß die höchste Obrigkeit, sondern auch meistentheils von Gott besonders erweckte kriegerische und glückliche Anführer der Israeliten gegen ihre Feinde; bisweilen auch zugleich **Hohepriester**, oder die obersten Diener und Aufseher der Religion und des Gottesdienstes: wie **Samuel**, der lezte unter ihnen, und einer der rechtschaffensten Verehrer Gottes. Auch diese Verfassung der Israeliten also, welche seit dem Tode des Josua ohngefähr vierhundert Jahre fortwährte, konnte sie in dem eifrigsten Beharren bey ihrer Religion befestigen.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Israeliten von Saul bis auf den Zedekia, oder von ihrem ersten Könige an, bis zum Untergange ihres Reichs.

Vom Jahr der Welt 2916 bis beynah zum Jahr 3400. Fast 500 Jahre lang.

I.

Saul wird König der Israeliten.

Nachdem die Israeliten solchergestalt lange Zeit in Canaan gelebt hatten, ohne unter einem beständigen allgemeinen Landesfürsten aus ihrem Volke zu stehen, wünschten sie sich einen solchen zu haben. Sie hätten damit zufrieden seyn, und sich glücklich schätzen können, daß Gott selbst unaufhörlich ihren König vorgestellt hatte. Daher hatten sie auch Seinen sichtbaren und außerordentlichen Schutz mehr als andere Völker genossen. Aber weil diese von ihren eigenen Königen regiert wurden; weil Samuels Söhne das Richteramt, das ihnen ihr Vater wegen seines Alters aufgetragen hatte, schlecht verwalteten, und weil die Israeliten hofften, unter der Anführung eines Königs ihren Feinden fürchterlich und siegreich zu werden, verlangten sie diese Veränderung ihrer Regierung. Dieses war nicht bloß Leichtsinn und Undank gegen die bisherigen Wohlthaten Gottes, von Dessen Befehle sie es hätten erwarten sollen, ob diese neue Anstalt bey ihnen nothwendig und nützlich sey. Es war auch ungläubiges Mißtrauen gegen Ihn, gleichsam als wenn Er ihnen ohne einen besondern König nicht so kräftig beystehen könnte; und im Grunde kann man es eine Empörung gegen Gott nennen.

Er

Er bewilligte ihnen jedoch ihr ungestümes Begehren, indem Er ihnen zugleich ankündigen ließ, daß diese größere Gewalt eines Königs, nach welcher sie sich sehnten, oft zu ihrem und ihrer Nachkommen Schaden würde gemißbraucht werden; daß sie sich also selbst dadurch strafen würden. Der erste König, den ihnen Gott gab, war Saul, ein tapferer Fürst, der die Feinde der Israeliten, doch immer noch mit außerordentlicher göttlicher Hülfe, überwand. Als er aber den Befehl Gottes in einem dieser Kriege nicht erfüllte, beschloß Gott, einen andern König an seine Stelle zu ernennen, und das Reich nicht auf seine Nachkommen gelangen zu lassen. Bey dieser Gelegenheit wurde dem Saul die so wichtige Lehre eingeschärft, und für alle Menschen niedergeschrieben, daß Gehorsam gegen Gottes Gebote mehr werth sey, als die Beobachtung äußerlicher Cärimonien des Gottesdienstes.

II. Bald darauf ließ also Gott einen jungen tapfern Hirten, David, zum künftigen Könige bestimmen. Dieser that sich durch seinen Heldenmuth im Kriege frühzeitig hervor; erregte dadurch Sauls Mißtrauen und Neid gegen sich; begegnete aber demselben bey aller Verfolgung, die er von ihm ausstand, desto großmüthiger, indem er das Leben desselben schonte, welches er doch mehr als einmal in seiner Gewalt hatte. Nach Sauls Tode gelangte David zur wirklichen Regierung, und führte dieselbe vierzig Jahre mit ungemeinem Ruhme. Er überwand viele noch übrige Cananiter in seinem Reiche, unter andern auch zu Jerusalem, wo er darauf seinen beständigen Sitz nahm. Eben so glücklich war er in seinen Kriegen gegen die benachbar-

Nach ihm regieren David,

nachbarten Syrer, Mesopotamier, Moabiter, Edomiter und andere Völker; sie mußten ihm Steuern bezahlen, und er erweiterte sein Reich bis an den Euphrates. In demselben traf er viele gute Einrichtungen, hielt eine beständige Kriegsmacht, und sammelte große Schätze; davon er aber den ansehnlichsten Theil zurücklegte, um ein prächtiges Gebäude zum Gottesdienste aufzuführen. Seine Unterthanen fiengen jezt auch an, allerley Künste und Gewerbe zu treiben. Er blieb mit ihnen eifrig in dem Dienste des wahren Gottes; aber er zog sich auch Unglück und göttliche Strafen zu, wenn er bisweilen seiner Pflichten vergaß. Dieser fromme König wurde einigemal durch unerlaubte Begierden, Stolz und Vertrauen auf seine Kräfte, zu sehr schlimmen Handlungen fortgerissen. Seine übertriebene Gelindigkeit und Zärtlichkeit gegen seine ausschweifende Söhne, sezten ihn sogar in Gefahr, das Reich zu verlieren. Es ist eine überaus rührende Geschichte, wie er vor seinem aufrührischen Sohne Absalom mit einem kleinen Gefolge flüchten mußte, und ihn gleichwohl nachher trostlos beweinte, nachdem derselbe den verdienten Lohn seines unnatürlichen Betragens empfangen hatte; wie er auf dieser Flucht von einem seiner Unterthanen auf das ärgste beschimpft und beleidigt wurde; und demselben doch so willig vergab. Was die Fehler Davids lehrreich macht, ist insonderheit dieses, daß er sie bald und von Herzen bereuete, sich besserte, und daher von Gott gnädige Vergebung erhielt. Ueberhaupt hatte die wahre Gottseligkeit bey ihm einen festen Sitz; dieses beweisen unter andern so viele seiner vortrefflichen geistlichen Lieder und Gesänge, die nachher nebst

III. Kupfertafel.

den

David auf der Flucht von Simei gelæſtert.

den Arbeiten anderer frommen Dichter, zum Gebrauche der Israeliten beym öffentlichen und häuslichen Gottesdienste, in eine Sammlung, unter dem Namen der **Psalmen**, gebracht worden sind. Wenn ihr frühzeitig **beten lernen** wollt, meine Lieben, das heißt, Gott den Zustand eures Herzens und Lebens, alle eure Empfindungen, Bekümmernisse und Wünsche aufrichtig und ehrerbietig vortragen: und dazu sind nicht eben immer ausdrückliche Worte, sondern vor allen Dingen stille Bewegungen des Herzens, fromme Wünsche und Seufzer nöthig; — ein Geschäfte, das vielen so schwer vorkömmt, und doch zugleich so unbeschreiblich nützlich ist: — so leset dieses Buch mit dem aufmerksamsten Fleiße. Ihr werdet darinne auch finden, wie man **sein Gemüth von** den äußerlichen andächtigen **Cärimonien** und durch dieselben **zu Gott erheben** müsse. Denn eben dieses lehrte **David** seine Israeliten, ihren Gottesdienst nicht bloß in Opfern und andern Gebräuchen zu setzen; sondern nach edeln Gesinnungen des Geistes zu streben, und sich der Vollkommenheit immer würdiger zu machen, die ihre Religion erlangen sollte.

III. Auf den **David** folgte sein Sohn **Salomo** als König der Israeliten. Er war damals noch sehr jung; aber er bildete sich keineswegs, wie so viele junge Leute, ein, daß er bereits Verstand und Geschicklichkeit genug zu allem, was er unternehmen würde, besitze. Als ihm daher Gott versprach, ihm alles zu bewilligen was er bitten würde, **bat** er nicht um langes Leben, Reichthum, Macht und andere Güter, welche die Menschen am eifrigsten wünschen; sondern **um** die nöthige **Klugheit**, seine Unterthanen zu regieren. **und Salomo.**

Für

Für diese Bescheidenheit und Selbsterkenntniß, die schon ein wirklicher Anfang von Weisheit war, belohnte ihn Gott dadurch, daß Er ihn nicht allein den weisesten König werden ließ, der jemals geherrscht hatte; sondern ihn auch an irdischen Schätzen und an Ansehen zum größesten Fürsten seiner Zeit machte. Salomo gab insonderheit viele Beweise seiner Klugheit in der Regierung, unterwarf sich alle noch vorhandene Cananiter in seinem Reiche, stiftete mit den benachbarten Phöniziern eine Handlungsgesellschaft zur See, und lebte in außerordentlichem Pracht und Ueberflusse. Selbst fremde Fürsten kamen zu ihm, um seinen bewundernswürdigen Verstand und seine Herrlichkeit zu betrachten. Seine Frömmigkeit war, noch mehr als alles dieses, ein Vorzug von ihm. Gott erklärte ihn daher der Ehre würdig, daß Ihm Salomo eine Art von Wohnung unter den Menschen, so weit sich dieses von Gott sagen läßt, das heißt, anstatt der Stiftshütte einen unbeweglich dauerhaften Sitz des äußerlichen Gottesdienstes der Israeliten, wie sie längst die Vorschrift dazu bekommen hatten, errichten sollte. Der König bauete also auf dem Berge Moriah, der zu Jerusalem gehörte, mit ungemeiner Pracht und Schönheit den berühmten Tempel, in welchem es sich Gott allein gefallen ließ, durch jene öffentliche Uebungen der Andacht von den Israeliten verehrt zu werden. So gab Salomo seinen Unterthanen ein treffliches Beyspiel des Glaubens und Gehorsams gegen Gott. Aber zulezt verführte er sie noch in seinem Alter zur Abgötterey; eben weil er anfieng, die göttlichen Gebote zu übertreten, half ihm Weisheit im Verstande nichts: ja er verlor sie seit dieser Zeit. Glücklicherweise bereuete er noch sein

Verbre-

Verbrechen, und schrieb seinen Prediger, um die Menschen zu belehren, daß alle Güter dieser Welt hinfällig seyn, daß auf derselben keine wahre Glückseligkeit ohne Gott, und ohne Hoffnung eines bessern Lebens, zu suchen sey. In seinen Sittensprüchen, die wir Sprüchwörter nennen, findet ihr besonders auch, meine jungen Leser, sehr viele kurz und lebhaft ausgedrückte überaus nützliche Lebensregeln, werth, immer in eurem Gedächtnisse zu bleiben. Dieser König starb nach einer vierzigjährigen Regierung, beynahe tausend Jahr vor Christi Geburt.

Getheiltes jüdisch-israelitisches Reich.

IV. Gott hatte ihm, wegen seines Abfalls von der wahren Religion, die Strafe drohen lassen, daß der größte Theil seiner Unterthanen von ihm und seinen Nachkommen abfallen würde. Dieses erfolgte auch besonders gleich nach seinem Tode. Denn sein Sohn Rehabeam konnte nur die beyden Stämme Juda und Benjamin unter seiner Herrschaft erhalten: und sein Reich wurde von dem ersten dieser Stämme, dem ansehnlichsten unter allen, das jüdische genannt. Allein die zehn übrigen Stämme unterwarfen sich dem Jerobeam; daraus entstand das israelitische Reich. Es war das größeste unter beyden, und hatte seinen königlichen Sitz zu Samaria; das jüdische hingegen, dessen Könige von Jerusalem aus befohlen, hatte den Vorzug, daß innerhalb desselben der von Gott angeordnete Gottesdienst im Tempel allein verrichtet werden konnte. Doch die Könige und Unterthanen beyder Reiche wurden einander hierinne bald gleich, daß sie sich dem Götzendienste ergaben. Auch haßten und bekriegten sie einander, vereinigten sich mit den benachbarten abgöttischen

Völkern, und thaten also, nicht nur durch Uebertretung der göttlichen Gebote, sondern auch durch die unbesonnenste Verachtung ihrer eigenen Vortheile, alles was sie unglücklich machen mußte. Davor warnte sie Gott desto häufiger und nachdrücklicher, je mehr sie sich verschlimmerten. Er ließ immer mehrere **Propheten**, das heißt, außerordentliche Lehrer, unter ihnen auftreten, welche von Gott besonders unterrichtet waren, wie sie das Volk zur Erkenntniß seiner Sünden leiten, ihm Strafen, oder, im Falle der Besserung, göttliche Gnadenbezeigungen ankündigen, vieles von dessen und anderer Völker entfernten Schicksalen weißagen, die jüdische Religion noch ausführlicher erklären, und die vollkommenste Gestalt, welche sie dereinst durch den Sohn Gottes erhalten würde, vorher sagen und empfehlen sollten. Bey sehr wenigen Juden und Israeliten fanden zwar ihre Lehren Eingang; aber doch wurde dadurch die Hauptabsicht Gottes erreicht. Denn die wahre Religion wurde von neuem bestätigt und kräftig erhalten, indem die Propheten es so deutlich bewiesen, daß sie göttliche Abgeordnete wären; und durch das Niederschreiben ihrer Reden wurde auch für die Menschen zu allen Zeiten gesorgt, um daraus die Wahrheit der jüdischen Religion, und zugleich der christlichen, die darauf nachmals gegründet wurde, einzusehen. Unterdessen, da alle israelitische Könige und ihre meisten Unterthanen Gott ungehorsam waren: ließ Er auch dieses **Reich** am ersten, ohngefähr dritthalbhundert Jahre nach seiner Stiftung, unter der Regierung des Hosea, durch die assyrischen Könige **zerstören**, welche einen großen Theil der Einwohner desselben in ihr Reich fortführten. Das **jüdische Königreich** dauerte beynahe

Untergang desselben.

nahe hundert und funfzig Jahre länger, weil es in demselben zuweilen fromme Könige gab, wie Hiskia, Josia und andere, die auch ihre Unterthanen zu bessern Gesinnungen und Sitten anführten; ingleichen weil das schriftlich abgefaßte Wort Gottes, und der von Ihm vorgeschriebene Gottesdienst, sich daselbst noch ziemlich im Ansehen erhielten. Endlich aber wurde es ebenfalls, wie Gott gedrohet hatte, wegen seiner unverbesserlichen Ausartung, von den Babyloniern zu Grunde gerichtet, Jerusalem mit dem Tempel verbrannt, und der lezte König Zedekia mit vielen tausend Juden in die Länder des babylonischen Reichs versezt. Gegen das Jahr der Welt dreytausend vierhundert also, waren nur wenige Ueberbleibsel mehr von dem ehemals blühenden und glücklichen Volke in Palästina übrig, wo jezt dafür heidnische Könige und Abgötterey herrschten.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Israeliten von Zedekia bis auf Christum, oder von dem Untergange ihres Reichs bis zur Verbindung ihrer Religion mit der christlichen.

Vom Jahr der Welt 3400 bis zum Jahr 3983.
Ohngefähr sechshundert Jahre lang.

I.

Zustand der Israeliten und Juden unter den Heiden.

Die in heidnischen Ländern zerstreuten Israeliten und Juden kamen zwar nach und nach in einen erträglichen Zustand, und genossen vieler Freyheiten und Bequemlichkeiten des Lebens. Aber sie waren doch einmal aus ihrem Vaterlande vertrieben, das für

sie ein Denkmal der göttlichen Gnade seyn sollte, — ohne Uebung ihres öffentlichen Gottesdienstes — unter Feinden ihrer Religion — und mit dem Bewußtseyn, daß dieses alles als Strafe von Gott komme. Sie konnten also auch keine völlige Zufriedenheit empfinden, und beweinten desto mehr ihre Vergehungen. Doch eben darum, weil sie Gott in diesem Zustande der Besserung sah, erfüllte er um so viel lieber seine ehemalige Verheißung, ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland wieder zu öffnen. Daß sie eine Zeitlang außerhalb desselben, und in Ansehung ihrer Religion und bürgerlichen Verfassung so sehr eingeschränkt lebten, das hatte doch gleichfalls in Absicht auf die Erhaltung dieser Religion seinen Nutzen. Denn sie ward dadurch unter den Heiden weit bekannter, und die Israeliten wurden bey dieser Gelegenheit mit einem so unüberwindlichen Abscheu gegen die Abgötterey erfüllt, daß sie seitdem dem Dienste des wahren Gottes getreu blieben.

Ein Theil von ihnen kehrt in ihr Vaterland zurück.

II. Siebzig Jahre also darauf, nachdem der Anfang dazu gemacht worden war, die Juden in fremde Länder fortzuführen, wurde ihnen auf göttliche Veranstaltung, durch den persischen König **Cyrus** die Erlaubniß gegeben, in ihr Vaterland zurückzukehren, und den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen. Ohngefähr **drey und vierzig tausend Juden** bedienten sich dieser Freyheit. Zwar fanden sie eine Zeitlang Hindernisse bey ihrer Unternehmung. Es war unterdessen aus den in Palästina übrig gebliebenen Israeliten und den dahin gezogenen Heiden, eine Art von neuem Volke, die **Samariter**, entstanden, welche anfänglich viel abgöttisches an sich hatten, nachher zwar der jüdischen Religion näher traten; aber doch immer

einigen

einigen Unterschied in Ansehung derselben beybehielten. Diese und einige heidnische Befehlshaber hintertrieben den Bau des Tempels, und die Wiederherstellung des noch großentheils in Trümmern liegenden Jerusalem, bis nach zwanzig Jahren die erste königliche Erlaubniß bestätigt wurde. Esra kam bald darauf als Statthalter des Königs von Persien in dieses Land, half seinem Volke, den Juden, ihre gottesdienstliche und bürgerliche Verfassung gehörig einrichten, sammlete insonderheit ihre heiligen Schriften zum allgemeinen Gebrauche, und verpflichtete sie nachdrücklich zur sorgfältigsten Beobachtung des göttlichen Gesetzes. Sein Gehülfe und Nachfolger in diesem Amte war Nehemia; und die Hohenpriester, welche nun wieder aufgekommen waren, erlangten nach und nach auch im Weltlichen einige Gewalt. Doch blieben die Juden überhaupt seit dem Cyrus zweyhundert Jahre unter persischer Oberherrschaft; nachher eine sehr kurze Zeit unter macedonischer; darauf unter den Befehlen der Könige von Aegypten, die ihrer auch eine große Menge in ihr Reich versetzten, und dadurch Gelegenheit gaben, daß die griechischredenden Juden eine Uebersetzung ihrer heiligen Schriften in diese Sprache verfertigten, die zur Ausbreitung ihrer Religion in einem ansehnlichen Theile der Welt sehr nützlich wurde.

III. Aber ohngefähr hundert und siebzig Jahr vor Christi Geburt litten die Juden in Palästina die grausamsten Bedrängnisse von dem benachbarten Könige in Syrien, Antiochus, der sie dadurch zwingen wollte, die heidnische Religion anzunehmen. Viele unter ihnen konnten auch nicht länger widerstehen, und opferten den Götzen. Da fand sich eine

Sie werden von den Maccabäern gerettet,

heldenmüthige Familie, die Chasmonäer, nachmals die Maccabäer, genannt, welche aus einem Priester Matathias und seinen fünf Söhnen bestand, und entschlossen war, die Freyheit ihrer Religion mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen. Von einem außerordentlichen Eifer, Schmerz und Unwillen erfüllt, tödtete Matathias einen Juden, der das Götzenopfer verrichtete, mit dem dabey stehenden heidnischen Befehlshaber, zerstörte den Altar, und forderte die Juden auf, sich mit ihm zu vereinigen. Seine Söhne und Nachkommen fochten auch so tapfer und glücklich, daß endlich das jüdische Volk seine Religions- und bürgerliche Freyheit wieder erlangte, sogar benachbarte Länder eroberte, und etwan hundert Jahr vor Christo wiederum anfieng, von besondern Königen aus dem Geschlechte der Maccabäer regiert zu werden. Doch die Menschen können selten Glück und Macht lange ertragen, daß sie nicht übermüthig werden sollten. Die Fürsten aus dem erstgenannten Geschlechte, selbst mehrmals Brüder unter denselben, geriethen in tödliche Feindschaft, Händel und Kriege unter einander, brachten dadnrch das Reich in Verwirrung, und waren also Schuld daran, daß zulezt wieder Ausländer über dasselbe Herren wurden. Nicht allein nahmen die Römer, ohngefähr sechzig Jahre vor Christi Geburt, an diesen innerlichen Unruhen der Juden dergestalt Antheil, daß sie ihnen nach Gefallen Fürsten setzten; sondern es gelangte auch eben unter diesem Ansehen und Schutze der Römer, Herodes, ein tapferer Herr aus Idumäa oder dem Lande der Edomiter gebürtig, etwan vierzig Jahr vor den Zeiten Christi, auf den königlichen Thron der Juden. Er war zwar sehr

IV. Kupfertafel.

und wieder Fremden unterwürfig.

unter-

Mattathias tödtet einen Juden der den Götzen opfert.

unternehmend, tapfer, klug oder vielmehr arglistig, und glücklich in der Erreichung seiner Absichten; zugleich aber war er einer der grausamsten Fürsten, ungerecht und gewaltsam, dem Scheine nach ein Eiferer für die jüdische Religion, und gleichwohl auch ein Beförderer der heidnischen. Unter diesem Könige also lebten die Juden, als Christus in die Welt kam. Sie hatten ihrer eigenen Aufführung die Bedrückungen zu danken, welche sie von ihm ausstehen mußten, und eben sowohl die höchste Oberherrschaft der Römer, die sie auch nicht ohne Grund als eine göttliche Strafe betrachteten.

Wichtigkeit und Nutzbarkeit der jüdischen Geschichte.

IV. Mit diesen Zeiten hören zwar die Juden noch nicht auf, ein sehr merkwürdiges Volk zu seyn. Aber bis hieher waren sie es in der alten Welt; auch ihre Religion, und bald ihr ganzer Zustand wurden von Christi Zeiten an, einer ungemeinen Veränderung unterworfen, und müssen daher erst mit der Geschichte der christlichen Religion in Verbindung gebracht werden. Hier habt ihr nun, Kinder, an dem wichtigern Theil der jüdischen Geschichte, **ein Bild von Gottes Willen und Verhalten gegen die Menschen, und hinwiederum von ihrem Betragen gegen Ihn.** Von keinem andern Volke hat Gott so genau aufzeichnen lassen, was für Absichten Er mit demselben habe erreichen wollen; wie Er es zu denselben geleitet; warum Er es belohnt oder bestraft, überhaupt aber so ungewöhnliche Schicksale habe erfahren lassen; welche Fehler diesem Volke am meisten geschadet haben; und was für Nutzen es selbst, oder die übrigen Menschen, aus so vielen göttlichen Wohlthaten und Vorzügen gezogen haben, die ihm ertheilt worden waren. Schon darum

also, und besonders auch deswegen, weil die israelitische Geschichte so feste mit der Geschichte der christlichen Religion zusammenhängt, müßt ihr euch mit derselben fleißig beschäftigen. Ihr werdet zwar nicht große Erfindungen des menschlichen Verstandes, noch Gelehrsamkeit und Künste von aller Art, auch keinen beständig herrschenden kriegerischen Geist, oder sehr ausgebreitete Eroberungen, bey diesem Volke antreffen; aber desto mehr könnt ihr aus der Geschichte desselben, in Absicht auf Religion, Gesetze, Sitten und andere zu allen Zeiten brauchbare Kenntnisse oder Nachrichten lernen. Vieles geht euch darinne besonders an, nemlich die vielen Beyspiele, welche sie zur eigentlichen Belehrung, Nachahmung und Warnung der Jugend in sich faßt. Eines darunter verdient für euch hier desto mehr angeführt zu werden, da man in eurem Alter sehr geneigt ist, entweder sich dem Müßiggange zu ergeben, oder auch, im Vertrauen auf väterliches Geld und Ansehen, sich weit weniger Wissenschaft und Geschicklichkeit zu erwerben, als man könnte und sollte. Die Juden hatten schon in alten Zeiten die Gewohnheit unter sich eingeführt, daß jedes Kind, wenn es sich gleich der Gelehrsamkeit widmete, oder reiche Eltern hatte, dennoch ein Handwerk erlernen mußte. Es mochte nun in reifern Jahren Schicksale oder Einsichten haben, welche es wollte: so besaß es doch wenigstens auf sein ganzes Leben eine Fertigkeit, andern Menschen nützlich zu werden, und sich seinen Unterhalt zu verschaffen.

Drittes Buch.

Geschichte der Babylonier und Assyrer.

Erster Abschnitt.

Geschichte beyder Völker von Nimrod und Assur an, bis auf den Sardanapalus, oder vom Ursprunge des babylonischen und assyrischen Reichs, bis zum Untergange der assyrischen Monarchie.

Ohngefähr vom Jahre der Welt 1800 bis gegen das Jahr 3100.

Etwan 1300 Jahre lang.

I.

Warum die assyrische und babylonische Geschichte merkwürdig ist.

Ihr erinnert euch, meine Lieben, aus der vorhergehenden Geschichte, daß es die Assyrer und Babylonier gewesen sind, welche das israelitische und jüdische Königreich zu Grunde gerichtet haben. Auch werdet ihr sonst noch manches von jenen beyden Völkern in der heiligen Schrift lesen, und daher begierig werden zu erfahren, wo und zu welchen Zeiten, besonders aber durch welche Vorzüge sich dieselben in der alten Welt merkwürdig gemacht haben? Freylich nicht auf gleiche Art wie die Israeliten, welche ihnen auch in Ansehung der Religion weit vorzuziehen sind. Allein die Assyrer und Babylonier haben sich theils durch Bezwingung eines großen Theils der Welt, theils durch die erstern glücklichern Ver-

suche in einigen Künsten und Wissenschaften, berühmt gemacht; sie waren es außerdem, welche die ersten Königreiche gestiftet haben: und unglücklicherweise ist unter ihnen auch zuerst die Abgötterey aufgekommen, deren Ursprung ihr bereits oben gelesen habt. Sie sind endlich die ältesten Völker Asiens, deren die Geschichte Meldung thut.

Erstes babylonisches Reich.

II. Als sich nemlich die Menschen über der Erbauung von Babel, wie solches im Anfange des zweyten Buchs erzählet worden ist, in die Welt zerstreueten, blieb Nimrod in dieser Stadt, und errichtete daselbst das erste Königreich. Die Gegend war eine der schönsten und fruchtbarsten, erstlich Sinear, nachmals Chaldäa genannt; aber von der Hauptstadt, welche in der Folge Babylon hieß, bekam sie auch diesen Namen. Das Reich grenzte an Mesopotamien, Arabien, den persischen Meerbusen, und den großen Fluß Tigris, außer welchem es auch einen andern sehr ansehnlichen Strohm, den Euphrates, hatte, an welchem Babylon lag. Hier also ließ sich Nimrod mit einer Anzahl Menschen nieder, die ihn für ihren Oberherrn erkannten. Er war ein sehr geschickter Jäger, der die übrigen Menschen von der überhand nehmenden Menge wilder Thiere befreyete; und da sie außerdem einen tapfern und klugen Anführer, Gesetzgeber und Richter brauchten: so fanden sie vermuthlich bey ihm diese Eigenschaften, und er wurde der erste Fürst. Aber nur einige Städte machten sein Reich aus, und man hat weder von ihm, noch von seinen Unterthanen, mehrere Nachrichten.

III. Et-

III. Etwas bekannter ist uns die Geschichte des zweyten Reichs, welches ohngefähr um gleiche Zeit mit jenem, und in der Nachbarschaft desselben, vom Assur gestiftet wurde. Dieser Fürst legte den Grund zu demselben, indem er einige Städte erbaute, darunter Ninive, wie es nachmals genannt wurde, an dem Flusse Tigris, die vornehmste war. Das Land, welches von ihm Assyrien hieß, lag zwischen dem erstgedachten Flusse, und den in spätern Zeiten so genannten Ländern, Medien, Susiana und Armenien, in einer angenehmen, mit vielem Ueberflusse gesegneten Gegend. Aus diesem kleinen Reiche nun machte Ninus, wo nicht der Sohn, doch einer von den Nachfolgern des Assur, eine sehr ansehnliche Monarchie, der nicht wenige andere Reiche, Völker und Länder unterworfen waren. Er eroberte das babylonische, persische und medische Reich, und überhaupt einen großen Theil von Asien. Seine Gemahlinn Semiramis regierte nach seinem Tode allein über diese mächtige Monarchie. Sie ist das erste Beyspiel in der Geschichte, daß eine Frau über ganze Länder und Völker geherrscht hat. Zwar soll dieses Geschlecht eigentlich andere nützliche und wichtige Geschäfte besorgen, und die fürstliche Gewalt den Männern überlassen. Aber es hat Frauen genug gegeben, welche diese Gewalt mit ungemeiner Klugheit zum Besten ihrer Unterthanen ausgeübt haben. Semiramis scheint viele dazu nöthige Gaben besessen zu haben. Sie war überaus thätig, schlau und kriegerisch, vergrößerte und verschönerte Babylon, welches jezt die Hauptstadt des assyrischen Reichs war, auf alle Art, ließ viele Städte und Flecken anlegen, durchzog alle ihre Länder,

Ursprung der assyrischen Monarchie.

der, und eroberte neue, selbst in Africa; war aber zulezt in ihrem Feldzuge gegen Indien unglücklich. Vielleicht hat sie in der That weit mehr auf ihren Ruhm, ihre Macht und ihr Vergnügen, als auf die ruhige Glückseligkeit ihrer Unterthanen gesehen; und dieses sollten doch Fürsten niemals thun.

Ihr Untergang.

IV. Von den Zeiten der **Semiramis** an, fällt das Ansehen des großen **assyrischen** Reichs in der Welt. Man weiß von den allermeisten Königen, welche auf sie gefolgt sind, nicht viel mehr als ihre Namen, und das wenigstens tausend Jahre nach einander. Daraus aber dürft ihr, junge Leser, weder hier, noch sonst in der Geschichte, schließen, daß Fürsten, welche nicht berühmt worden sind, schlecht regiert haben. Sie haben etwan nur wenig Aufsehen unter den Menschen gemacht, keine langwierige Kriege geführt, nicht mehrere Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Aber oft haben solche Fürsten desto mehr dafür gesorgt, daß gute Ordnungen und Gesetze mit dem Frieden in ihrem Reiche fortdauern möchten. — Endlich wurde **Sardanapalus** Monarch von Assyrien. Er lebte meistentheils so **träge und wollüstig**, daß ihn seine Unterthanen verachteten. Viele derselben sagten ihm daher den Gehorsam auf, und ergriffen die Waffen gegen ihn. Diese Gefahr ermunterte den König; er versammlete ein Kriegsher, und schlug die Aufrührer mehr als einmal zurück. Allein zulezt, da er von ihnen in **Ninive eingeschlossen** worden war, **verbrannte er sich**, um nicht in ihre Hände zu fallen, selbst in seinem **Palaste**, mit allen seinen Hofleuten und Schätzen. **Mit ihm gieng diese alte und große Monarchie**, und auch ihre Hauptstadt, zu **Grunde**.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Babylonier und Assyrer vom Sardanapalus bis auf den Cyrus, oder von dem Untergange der assyrischen Monarchie an, bis zum Ende der drey aus derselben entstandenen Reiche.

Vom Jahr der Welt 3100 bis gegen das Jahr 3450 hin.

Ohngefähr viertehalb hundert Jahre.

I.

Aus der assyrischen Monarchie erheben sich drey neue Reiche.

Der vornehmste Anführer derer, welche die assyrische Monarchie gestürzt hatten, war Arbaces, Statthalter von Medien, einer Landschaft, die in dem heutigen persischen Reiche lag, gewesen. Daher kam es, daß er, und nach ihm die Meder überhaupt, eine Zeitlang Herren von den Ländern dieser Monarchie wurden. Aber nach hundert Jahren bildeten sich aus denselben drey besondre Reiche. — Das neue assyrische, dessen erster bekannter König Phul, und die Hauptstadt das neuerbaute Ninive war, begriff nach und nach, außer dem eigentlichen Assyrien, viele Länder im mittägigen Asien in sich; wie es denn auch das israelitische Reich überwältigte. Es hatte jedoch nicht viel mehr als hundert und funfzig Jahr gedauert, so theilten es die Meder und Babylonier unter sich. Auch diese beyden Völker, ehemals Unterthanen der Assyrer, stifteten eigene Reiche. — In dem medischen war Dejoces der erste berühmte König, und Ekbatana der Sitz seiner Regierung. Persien und andere Reiche fielen

unter

unter die Herrschaft des medischen, bis dieses selbst nach zweyhundert Jahren von den Persern erobert wurde. — Mächtiger, aber nur auf eine kurze Zeit, war das neue babylonische Reich, das Nabonassar gegründet hat. Ihr kennt, Kinder, aus der heiligen Schrift einen seiner lezten Könige, den Nebucadnezar. Er war ein großer Eroberer, indem er nicht nur das jüdische Königreich in seine Gewalt brachte, sondern auch die Phönizier und verschiedene arabische Völker, ingleichen die Aegyptier und einige andere Völker in Africa, nöthigte, seine Unterthanen zu werden. Babylon, die Hauptstadt seines Reichs, machte er zur größten, festesten und prächtigsten Stadt in der damals bekannten Welt. Aber eben auf alle diese seine Thaten, auf die Herrlichkeit und Macht, mit welcher er regierte, wurde er so stolz und trotzig, daß ihn Gott deswegen auf eine außerordentliche Art bestrafte, und zugleich dadurch zu der Erkenntniß leitete, daß alles Große, welches er ausgeführt hatte, nicht sowohl von ihm, als von Gott herrühre. Er verlor auf viele Jahre den Gebrauch seiner Vernunft, wandte sie aber desto besser an, nachdem er denselben wieder erlangt hatte. Bald nach ihm machte der persische Monarch Cyrus, der schon die beyden andern Reiche besaß, auch dem neubabylonischen ein Ende. Das schöne, aber mit seinen Königen wieder übermüthig gewordene Babylon, gerieth in den folgenden Zeiten in einen solchen Verfall, daß es, wie Gott durch seine Propheten hatte verkündigen lassen, zulezt völlig wüste wurde, und sogar keine Spuren des Orts, wo es gestanden hatte, übrig blieben.

II. Sechs-

II. Sechstehalbhundert Jahre also vor Christi Geburt, waren nicht allein alle diese Reiche unter eine fremde Botmäßigkeit gekommen; die Völker selbst, von denen sie errichtet worden waren, die Babylonier, Assyrer und Meder, hörten nach und nach auf, von andern Völkern unterschieden zu seyn; und endlich sind ihre Namen selbst untergegangen. Aber ihr werdet darum nicht fragen, meine Lieben, wozu ihr die Geschichte dieser Völker kennen lernen sollt, die doch seit so vielen Jahrhunderten nicht mehr sind. Wenn ihr den Nutzen davon bisher noch nicht begriffen habt: so werdet ihr ihn aus den folgenden Nachrichten von eben diesen Völkern deutlicher einsehen. Die Babylonier und Assyrer redeten eine Sprache, die von der sogenannten hebräischen, auch in den Schriftzügen, wenig verschieden war. Ueberhaupt hatten sie vielen kriegerischen Muth; aber die Babylonier wurden immer üppiger und wollüstiger. Diese Völker gehorchten Königen, die nicht nur das Reich ihren Nachkommen erblich hinterließen; sondern auch eine uneingeschränkte Gewalt in demselben ausübten. Ja eben in diesen Ländern ist die willkührlich befehlende Macht der Fürsten, die man mit einem griechischen Worte den Despotismus nennt, zuerst aufgekommen. Sie haben sich selten vor ihren Unterthanen sehen lassen, sind von denselben beynahe göttlich verehrt worden, und haben daher auch oft, im stolzen Vertrauen auf ihre gefürchtete Macht, grausame oder ungerechte Handlungen begangen, wenn sie gleich gute Gesetze genug gegeben, und, so lange es ihnen gefiel, nach denselben regieret haben. Und diese Verfassung dauert noch in vielen Gegenden

Sprache, Sitten und Religion der Assyrer und Babylonier.

Asiens,

Asiens, überhaupt aber in Ländern fort, welche die christliche Religion nicht angenommen haben. Den **Babyloniern** und **Assyrern** fehlte es eben so wenig, als allen andern Menschen, an einer sichern, leicht zu begreifenden und auszuübenden, auch beständig fortdauernden Anleitung Gottes, ihn würdig nach Seinem Willen, und zugleich zur Beförderung ihrer Glückseligkeit, zu verehren. Aber sie waren vermuthlich **die ersten**, welche diese Anleitung aus den Augen sezten, und sich dagegen **der Abgötterey**, einer eben so falschen, als Gottes unanständigen, Religion **ergaben**. Ihr habt oben (S. 47. fg.) den Ursprung derselben bereits gelesen; auch, daß **Abraham** eben um derselben willen diese Länder, sein Vaterland, verlassen habe. Die Abgötterey, welche bey diesen Völkern anfänglich in der **Anbetung der Gestirne** bestanden hatte, lehrte sie dieselbe nach und nach auch **verstorbenen Menschen**, besonders ihren Königen, erweisen. Da die Tempel und Bildsäulen, welche dazu gebraucht wurden, von Gold, Silber und andern Kostbarkeiten glänzten, der vermeinten Gottheiten und der Cärimonien, die ihnen geheiligt waren, immer mehrere entstanden, und sowohl die Götzenpriester dabey ihren Nutzen, als die Menschen überhaupt ein Vergnügen für ihre Einbildungskraft fanden: so ist es nicht zu verwundern, daß dieser verkehrte Gottesdienst so beliebt geworden und geblieben ist. Eine solche grobe Versündigung an Gott, Seinen Befehlen ihre Einfälle und sinnliche Belustigungen in der Einrichtung der Religion vorzuziehen, haben die Menschen zu allen Zeiten sehr häufig und auf mancherley Arten begangen.

Ursprung der Sternkunde
in Chaldæa.

III. Es gab aber bey den Babyloniern eine zahlreiche Menge von **Priestern ihrer Religion**, die zugleich **ihre Gelehrten** waren, und von ihrem Vaterlande **Chaldäa** den Namen der **Chaldäer** führten. Ihr Stand und ihre Beschäftigungen waren erblich, und ihnen allein eigenthümlich. Daher kam es, daß sie viele Kenntnisse blos für sich behielten, und durch allerley Kunstgriffe oder eingebildete Geheimnisse die Babylonier leicht nach ihrem Willen lenkten. Sie waren **Wahrsager** und **Traumdeuter**, rühmten sich auch einer übernatürlichen Weisheit und Fähigkeit, wunderbare Dinge hervorzubringen, oder einer gewissen Art von **Zauberey**. Was sie in der That nützlich und ehrwürdig machte, war **die Erfindung der Sternkunde**. Diese Wissenschaft, welche lehrt, wie man die Veränderungen an den Gestirnen beobachten, daraus ihre Eigenschaften schließen, und jene Veränderungen erklären müsse, ist schon als eines der herrlichsten Mittel, die **Größe und Weisheit Gottes bewundernd** empfinden zu können, ungemein wichtig für die Menschen. Aber ihr **Erstaunen** über viele Kräfte und Begebenheiten der Himmelskörper, und selbst die **Noth**, brachten sie gar bald dahin, auf dieselben eine genauere Aufmerksamkeit zu wenden. Ueberdies brauchten alle Arbeiten des **Ackerbaues** unentbehrlich die Bestimmung der Jahreszeiten nach dem Laufe der Gestirne. Die **Schifffahrt** konnte ohne einige Bekanntschaft mit demselben, keinen Fortgang haben. Und selbst die so nothwendige Ordnung in den **Verrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft**, war blos durch die festgesezte Dauer und Eintheilung des Monats und Jahres zu erlangen. Nun hatten Chal-

Ihre Wissenschaften und Künste.

Ursprung der Sternkunde. V. Kupfertafel.

däa und Babylonien an dem stets heitern Himmel, und an ihren unermeßlichen Ebenen, große Bequemlichkeiten zur Beobachtung der Gestirne. Dazu kam noch die Lebensart der ersten Einwohner dieser Länder, die als Ackersleute und Hirten den größten Theil des Tages und der Nacht auf freyem Felde zubrachten, und jede Erscheinung des völlig offenen Himmels desto leichter gewahr wurden. Die Chaldäer begiengen zwar bey dieser fleißigen Betrachtung der Gestirne auch erhebliche Fehler. Sie beförderten, weil sie dieselben noch nicht genugsam kannten, ihre abgöttische Verehrung, und verfielen auch auf die eitle Kunst der Sterndeuterey, oder auf die Versuche, aus der Stellung der Gestirne die Schicksale und Sitten der Menschen vorherzusagen. Aber ihre zusammenhängenden, viele Jahrhunderte nach einander fortgesezten Beobachtungen stifteten doch vielen, und für die Nachwelt bleibenden Nutzen. Sie haben unter andern mit Hülfe derselben das Jahr eingerichtet, und auf dreyhundert fünf und sechzig Tage gesezt. In der Musik und Dichtkunst übten sie sich ebenfalls; es ist auch glaublich, daß sie den ersten Grund zur Meßkunst, oder zur Wissenschaft der Größen nach ihrer Ausdehnung, gelegt haben. Denn überhaupt hat man sie von alten Zeiten her als die ersten angesehen, welche sich mit Gelehrsamkeit und daraus entspringender Weisheit aller Art beschäftigt haben. — Von ihnen lernten die Babylonier einige Künste, und sezten andere hinzu, die auf lebhafter Einbildungskraft, Erfindungsreicher Geschicklichkeit und feiner Handarbeit beruhten. Die Baukunst kam bey ihnen zuerst recht empor, indem sie anstatt schlechter Hütten und anderer

leicht

leicht zerstörbarer Wohnungen, dauerhafte und prächtige Gebäude, Paläste und Tempel insonderheit, errichteten. Steine und Metalle dienten ihnen dazu; eben diese wurden von ihnen zu Arbeiten der Bildhauerkunst gebraucht, die auch an dem Götzendienste eine starke Beförderung hatte. Die Babylonier verschönerten selbst die Kleidung der Menschen, die anfänglich aus Blättern von Bäumen, Binsen, Fellen der Thiere, Zeugen von Wolle und Haaren bestanden hatte. Sie fertigten gewürkte bunte Zeuge, und wurden durch ihre vortreffliche Stickereyen, ihre feine Leinwand, und ihre schönen Teppiche, berühmt. Dergestalt sorgten sie auf mancherley Weise für die Bequemlichkeiten und das Vergnügen des Lebens; und man kann sie darum keineswegs tadeln, daß sie die natürlichen Körper zu so reizenden Arbeiten genüzt und zusammengesezt haben. Daß sie aber dadurch weichlich und üppig geworden sind, war ein sehr schädlicher Fehler, vor welchem wir uns, wenn wir im Ueberflusse und in der Gemächlichkeit leben, desto mehr zu hüten haben.

Viertes Buch.

Geschichte der Phönizier.

Vom Sidon an bis auf Alexandern, oder von dem Stammvater der Sidonier bis auf den Zerstörer von Tyrus.

Ohngefähr vom Jahre der Welt 1900 bis 3652.

Siebzehnhundert und funfzig Jahre.

I.

Das Vorzügliche in der Geschichte der Phönizier.

Hier kommt ihr, meine Lieben, zu der Geschichte eines Volks, das zwar keineswegs so mächtig und erobernd war, kein so ansehnliches Reich gestiftet hat, als die Assyrer und Babylonier errichteten; das auch in Ansehung der Religion und seiner Gesetze lange so merkwürdig nicht ist, als die Israeliten; das aber doch unter die vornehmsten in der Weltgeschichte gehört. Die Phönizier waren eines der ältesten und berühmtesten Völker der alten Welt. Man hat ihnen hauptsächlich die Handelschaft, die Schifffahrt und die Schreibekunst, nebst andern angenehmen Erfindungen, zu danken. Sie haben die Welt nicht durch Kriege beunruhigt; wohl aber den Menschen bekannter gemacht, sie mehr unter einander verbunden, ihnen die Güter entfernter Länder zugeführt, und solche durch artige Erfindungen vermehret.

II. Der Name Phönice oder Phönicia, der ihrem Lande gegeben wurde, ist eines ungewissen Ursprungs. Das Land hatte gegen Abend das mittelländische Meer, gegen Mittag Palästina, gegen Morgen und Mitternacht aber Syrien zu seinen Grenzen. Sein Umfang war also nicht groß; aber seine Lage an der See und an dem Gebirge Libanus, nebst andern natürlichen Vortheilen, munterte die Gaben und den Fleiß der Einwohner ungemein auf. Diese waren Nachkommen des Canaan, eines Enkels von Noah, und hatten also mit den Canaanitern, die von den Israeliten überwältigt und ausgerottet wurden, einen gemeinschaftlichen Ursprung. Anfänglich wohnten sie am rothen Meere; bald aber zogen sie an das mittelländische hin. Hier erbaueten sie verschiedene Städte, unter welchen Sidon und Tyrus die beyden ansehnlichsten wurden. Sie gehorchten niemals insgesammt einem einzigen Fürsten; aber sonst hatten sie alle einerley Trieb zu Geschäften, Versuchen und Unternehmungen. Ihre Religion war eine Art von Abgötterey, die auch von den Griechen und Römern nachgeahmt wurde. Beschreibung des Landes und der Einwohner.

III. In der ältesten Geschichte der Phönizier findet sich eben so viel Dunkles, Ungewisses und Mangelhaftes, als bey den übrigen dieser alten Völker, die einzigen Israeliten ausgenommen. Man glaubt, aber freylich ohne hinlänglichen Beweis, daß Sidon, der Sohn Canaans, die Stadt gebauet habe, welche seinen Namen führte. Die Bewohner derselben und der umliegenden Gegend vermehrten sich unter der Arbeitsamkeit in ihrem Gewerbe, (denn Fleiß vervielfältigt die Menschen, und erhält sie dauerhafter;) so daß Hauptveränderungen ihrer Geschichte.

nach zweyhundert Jahren die Sidonier schon unter den seefahrenden Völkern berühmt waren. Der babylonische König Nebucadnezar eroberte zwar und verwüstete ihre Stadt. Sie erholte sich aber wieder, und stand eine Zeit lang unter persischer Herrschaft. Als sie nachmals sich von derselben loszureißen suchte, hatte sie das Unglück, daß ihr eigener König sie an den persischen König Darius Ochus verrieth. Allein die meisten Sidonier verbrannten sich lieber mit ihren Häusern und Schätzen, als daß sie der Rache des Ueberwinders hätten in die Hände fallen wollen. Sidon wurde unterdessen bald hernach wieder aufgebauet, und unterwarf sich nach einiger Zeit dem macedonischen Könige Alexander. — Nächst Sidon war unter den phönizischen kleinen Reichen, das weit später zu Tyrus gestiftete das berühmteste und blühendste. Einer von den Königen desselben, Hiram, war ein Freund und Bundsgenosse der israelitischen Könige, David und Salomo, überließ ihnen das beste Bauholz vom Libanus, geschickte Künstler und Arbeitsleute, und selbst ansehnliche Geldsummen, gegen andere Vergütungen, um den Tempel zu Jerusalem, Paläste und Schiffe zu bauen; ließ auch durch seine Unterthanen die Israeliten zur Schifffahrt und zum gemeinschaftlichen Seehandel anführen. In seinem Reiche herrschten Friede, Ueberfluß, Künste und weise Gesetze. So erhielt sich Tyrus lange Zeit, wurde eine der schönsten und reichsten Städte, und bewies seine Macht auch in glücklichen Kriegen. Endlich wurde sie gleichfalls vom Nebucadnezar eingenommen und zerstört. Doch die Einwohner hatten sich vorher auf die nahe dabey gelegene Insel und

Stadt

Stadt derselben gerettet, welches neue Tyrus bald die Stelle und das Ansehen des alten behauptete. Aber auch dieses fand zulezt seinen Untergang durch den erstgedachten König Alexander, der die Stadt nach einer sehr hartnäckigen Gegenwehr eroberte und verbrannte, ihre Einwohner umbrachte oder verkaufte. Er bevölkerte zwar die wieder angelegte, und durch einen Damm mit dem festen Lande verbundene Stadt von neuem; allein die ausgebreitete einträglichere Handlung und Schifffahrt zog sich von seiner Zeit an zu dem von ihm erbaueten Alexandrien, und überhaupt von den Phöniziern zu den Griechen hin. Jene waren auch nicht mehr eigenen Fürsten, sondern bald diesem Volke, bald einem andern unterthan, und litten so viel, daß ihr Name selbst sich verloren hat. Jezt sieht man von dem ehemals herrlichen Tyrus nur eine Menge von Trümmern, unter welchen Fischer wohnen; und anstatt des alten Sidon trifft man eine kleine Stadt, Sayd oder Seide genannt, an, die nicht einmal mehr einen sichern Hafen hat. Von andern berühmten phönizischen Städten, die auch ihre besondere Fürsten hatten, ist noch gleichsam ein Schatten, wie von Berytus, unter dem Namen Barut, und von Tripolis, jezt Tripoli di Soria genannt, vorhanden. Alle diese Städte gehören zu den türkischen Handelsplätzen an der asiatischen Seeküste, welche man die Levante nennt.

IV. Solche traurige Schicksale haben freylich auch viele andere alte Völker, außer den Phöniziern, betroffen; aber keinem hat es jemals an Mitteln gefehlt, glücklich und der Welt nützlich zu seyn. Erfindung der Schreibekunst bey den Phöniziern.

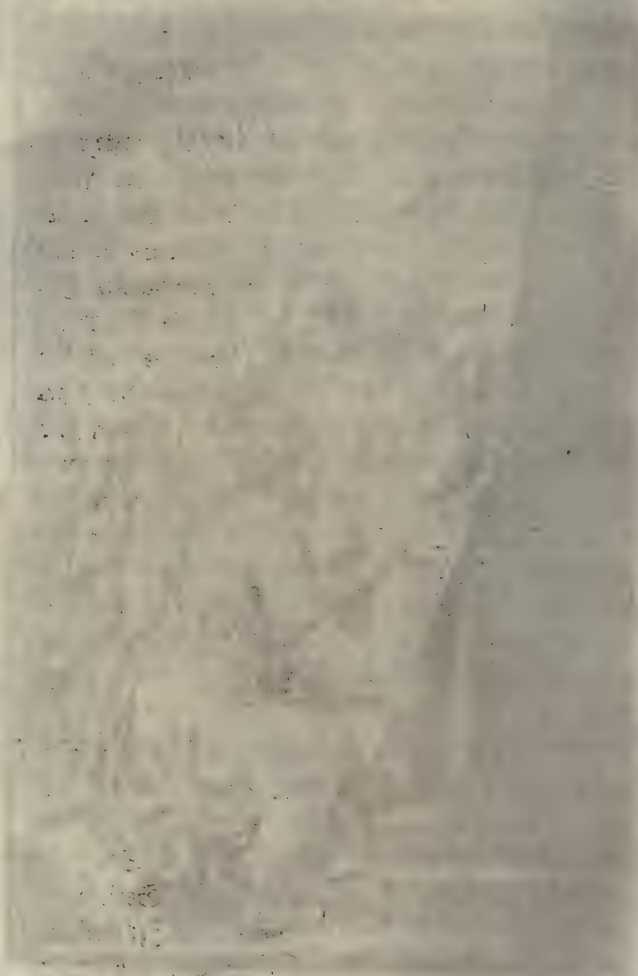
VI. Kupfertafel.

Dieses leztere sind die Phönizier vor einer Menge anderer Nationen gewesen. Das wichtigste Geschenk, das sie den übrigen Menschen machten, war die Schreibekunst, die allem Ansehen nach einer unter ihnen, Taaut, von den Aegyptiern Thot genannt, achtzehn bis neunzehn hundert Jahre nach der Schöpfung erfunden hat. Vielleicht habt ihr es noch niemals überlegt, meine Lieben, wenn ihr etwas geschrieben, oder das Geschriebene und Gedruckte gelesen habt, was für eine unbeschreibliche Wohlthat für das menschliche Geschlecht es sey, daß wir durch gewisse Zeichen und Figuren, welche Buchstaben heißen, einander in der größten Entfernung unsere Gedanken auf das deutlichste zu erkennen geben, so viel Merkwürdiges, Gutes und Brauchbares, was unter den Menschen vorgeht, gelehrt und erfunden wird, sogleich vor dem Untergange bewahren, und es selbst viele hundert Jahre nach unserm Tode auf die Menschen eben so richtig und klar, als wir es wissen, fortpflanzen können. Ehe diese Kunst zum Vorschein kam, mußte man sich allerley mühsamer, und doch nicht hinlänglicher Mittel bedienen, um das Andenken von Begebenheiten oder andern denkwürdigen Sachen aufzubewahren. Aeltern unterrichteten ihre Kinder und Enkel mündlich davon; aber diese konnten es leicht vergessen oder verändern und verfälschen. Man errichtete steinerne und andere Denkmale, oder auch jährliche Feste, um sich bey denselben gewisser Dinge zu erinnern; man brachte sie in Lieder, die man auswendig lernte, und von Zeit zu Zeit absang. Es wurden Bilder gebraucht, um den Gedanken und Worten gleichsam

eine

L. Rode inv: et del. J. C. Fürnagen Sc.

Erfindung der Schreibekunst in Phoenicien.



eine Gestalt und Dauer zu geben: das heißt, man zeichnete die Personen, Sachen und Handlungen selbst ab, die man beschreiben oder erzählen wollte. Diese Abbildungen kürzte man nach und nach ab, sezte willkührliche Zeichen dazu, ließ auch eine einzige Figur mehrere Dinge bedeuten. Alles dieses aber führte große Unbequemlichkeiten mit sich; besonders da eine solche Bilderschrift sehr viele und zweydeutige Zeichen hatte. Endlich fand man durch die Buchstabenschrift eine kleine Anzahl Zeichen, die mit den Lauten, welche beym Reden vorgebracht werden, genau verwandt sind, und keine Sachen, sondern blos Worte, ausdrücken; die aber, auf verschiedene Weise zusammengesetzt, auch alle Sachen durch das Auge dem Verstande begreiflich machen. Von den Phöniziern kam die Schreibekunst vermuthlich zu den Assyrern, Israeliten und Aegyptiern; sie theilten solche auch den Griechen mit, so wie diese den Römern, und durch dieselben dem übrigen Europa.

Gelehrsamkeit und Künste der Phönizier.

V. Diese Kunst, die den Phöniziern zur Führung ihrer Handelschaft so nüzlich war, wurde auch von ihnen als ein Hülfsmittel, die Wissenschaften zu erweitern und zu erhalten, gebraucht. Sie ergaben sich, vornehmlich zum Besten ihrer Seefahrten, der Sternkunde. Um die Zeiten des Josua gab es einen berühmten Philosophen und Geschichtschreiber, den Sanchoniathon, unter ihnen; und man sieht aus den wenigen Ueberbleibseln seiner Schriften, daß er erkannt habe, die vermeinten Götter der Heiden wären Menschen gewesen. Aber in künstlichen Handarbeiten und Erfindungen tha-

ten sich die Phönizier ungleich mehr hervor. Die Kunst, allerley Zeuge mit Purpur zu färben, gehört ihnen ursprünglich zu. Man erzählt, daß ein Schäferhund am Strande des Meeres bey Tyrus aus Hunger die Muschel eines Purpurfisches, oder einer Meerschnecke, zerbissen, und mit dem aus dem Fische fließenden hochrothen Safte sich das Maul gefärbt habe. Dieses habe Gelegenheit gegeben, mehrere solche Muscheln aufzusuchen, und damit Versuche am Kleiderfärben zu machen. In der That gelangen diese den Tyriern so wohl, daß ihre Purpurfarbe vor allen andern geschäzt wurde, und dem Golde selbst seinen Werth streitig machte. Man fand die dazu nöthigen Muscheln auch an andern Seeküsten, als bey Tyrus, obgleich nicht in solcher Güte. Außerdem waren auch die Phönizier die ersten, welche Glas verfertigten. Ein Zufall soll auch hier die Veranlassung gewesen seyn, daß man dasselbe aus einem feinen Sande, den das Meer in einen Fluß nahe bey Sidon hineintrieb, zuzubereiten anfieng. Einige Kaufleute landeten dort mit einem Schiffe, dessen Ladung Salpeter war. Sie sezten sich am Ufer zum Essen nieder; da es ihnen aber an Steinen fehlte, um ihre Kessel höher zu setzen, gebrauchten sie Stücken Salpeter zum Unterlegen. Als diese hierauf mit dem untermischten Sande in Brand geriethen, zeigte sich ein durchleuchtender Fluß von einer neuen Feuchtigkeit, welche die Grundlage des Glases wurde. Bald mengte man auch den Magnet darunter, und bediente sich gebrannter glänzender Steinchen, Muscheln und dergleichen mehr dazu, bis man nach und nach die vollständige Bearbeitung des Glases, durch Blasen, Schlei-

Purpurfärberey.

Glas.

Schleifen und Schneiden, lernete. Zu Sidon machte man auch die ersten Spiegel; die aber in den ältesten Zeiten aus Metall verfertigt wurden. Eben diese Stadt war durch ihre feine Leinwand berühmt; und überhaupt arbeiteten die Sidonier so geschickt in Holz, Metall und Stein, in Kleidungen, Gefäßen und Spielwerken aller Art, daß man etwas schönes und niedliches von solchen Kunstücken oder Erfindungen sidonisch zu nennen pflegte.

Ihre Schifffahrt.

VI. Durch so viele kostbare und angenehme Waaren, welche der fruchtbare Geist der Phönizier hervorbrachte oder verschönerte, gewann ihre Handlung eine außerordentliche Stärke, und wurde durch eine sehr weit ausgebreitete Schifffahrt unterstüzt. Zu dieser leztern hatten sie ungemein viele Aufmunterung, und sie gehören vielleicht unter ihre Erfinder, wenigstens von Seefahrten. Ihre Lage am mittelländischen Meere, die bequemen Häfen an ihrer Küste, die Nähe des Libanus, der ihnen vortreffliches Schiffsbauholz anbot, vielleicht auch die Beschaffenheit ihres nicht sehr großen und wenig fruchtbaren Landes, brachten sie dahin, andere Gegenden zu beschiffen, aus welchen sie allerhand Bedürfnisse holen konnten. In diesen alten Zeiten war es schon kühn, längs einer einzigen Küste weit hinzuschiffen. Aber die Phönizier wurden bald die vornehmste und allgemeine seefahrende Nation, so weit sie es nur nach der damaligen Weltkenntniß werden konnten, drangen durch die Meerenge, welche Africa von Spanien scheidet, kamen bis an die Seeküsten des jezigen England, und umschifften sogar, von Aegypten aus, ganz Africa. Bey ihren weiten Seereisen und Segeln bey Nacht,

lernten

lernten sie zuerst sich der Anweisung der Gestirne bedienen. Man glaubt auch, daß sie die ersten Kriegsschiffe gebauet haben, die sich durch ihre spitzige Gestalt von den runden Kaufmannsschiffen unterschieden. Je weiter sie aber auf ihren Schiffen kamen, desto mehr wurde ihre Mühe durch den einträglichsten Handel belohnt. Sie legten daher hin und wieder Pflanzstädte und Niederlagen für ihre Waaren an, besonders auf einer Insel an der spanischen Küste, wo sie Gadir, jezt Cadiz genannt, erbaueten. Zum Behuf ihrer Handlung sollen sie die Rechenkunst, Gewichte und Maaß, und selbst die Münze erfunden haben. Denn zuerst tauschte man die Waaren nur gegen einander aus; nach und nach aber sezte man ihren Preis durch edlere Metalle fest, die entweder gewogen, oder bezeichnet und geprägt wurden. Die Phönizier waren solchergestalt lange Zeit die Factoren der ganzen bekannten Welt, die ohnedem nicht in genauer Bekanntschaft mit einander stand, und von ihnen wirklich um vieles den Menschen vollständiger und richtiger entdeckt wurde. Sie führten allen drey Welttheilen, außer ihren oben schon beschriebenen Handarbeiten und Kunstwerken, unzählige andere Waaren, insonderheit auch Eisen, Erz, Kupfer, Bley und Zinn zu. Da man ihrer nicht entrathen konnte oder wollte, und sie einen beliebigen Preis darauf zu setzen im Stande waren: so erwarben sie sich dadurch unermeßliche Reichthümer. Als sie zuerst nach Spanien kamen, kannten die dortigen Einwohner den Werth des Goldes und Silbers, das sie im Ueberflusse hatten, so wenig, daß die Phönizier ihre Anker anstatt des

und Handlung.

Bleyes

Bleyes mit Silber füllen konnten. Doch auf die großen Schätze dieses Volks folgten Ueppigkeit, Wollust, Stolz und Uebermuth. Zu Tyrus besonders, der ansehnlichsten Handelsstadt der ältern Welt, herrschten diese Mißbräuche in einem hohen Grade: und die Phönizier wurden endlich von Gott durch den Verlust von diesem allem bestraft: denn dieses hatte Er würklich vorher verkündigen lassen. So findet man mehrmals in der Geschichte, daß die Handelschaft, die eine so schätzbare Beschäftigung für die Menschen ist, auch eine üble Anwendung gelitten hat. Sie führt den Völkern eine Menge von Bedürfnissen, Bequemlichkeiten und Vergnügungen zu, erfordert geschäftige, unternehmende und redliche Menschen, belohnt sie auch selbst durch mannichfaltige Güter und ihren Genuß. Aber wenn ein Kaufmann sich dadurch verleiten läßt, trotzig, eingebildet, im Aufwande verschwenderisch und üppig zu werden: so ist er seines irdischen Glücks nicht mehr werth.

Fünftes Buch.

Geschichte der Perser.

Von dem großen Cyrus an, bis auf den Darius Codomannus,

oder

von dem Stifter des mächtigen persischen Reichs, bis zum lezten Könige desselben.

Vom Jahre der Welt 3425 bis 3654.
Zweyhundert und dreyßig Jahre.

I.

Wenn die Geschichte der Perser merkwürdig wird?

Nun ist noch eines von den asiatischen Völkern der alten Welt übrig, das ihr kennen müßt, meine Lieben: und dieses sind die Perser. Zwar gab es, außer den bisher beschriebenen, noch Völker genug in dem gedachten Welttheile vor Christi Geburt, die sich durch kriegerische Tapferkeit, sonderbare Sitten und Lebensart, weite Züge, kostbare Handlungswaaren, und andere Dinge merkwürdig oder auch berühmt machten, dergleichen die Indianer, Araber, Scythen und andere mehr waren. Aber für uns ist es genug, nur mit der Geschichte solcher Völker bekannt zu werden, die eine ausnehmend große Veränderung in der Welt gestiftet, und viel Lehrreiches an sich haben. Wir betrachten daher auch die Perser nicht von ihrem Ursprunge an, ob sie gleich unter die ältesten Völker gehören: denn es hat lange gewährt, bis sie sich vor andern sehr hervorthaten; sondern nur von

der

der Zeit an, da sie einen Fürsten von vortrefflichen Eigenschaften gehabt, einen ansehnlichen Theil der Welt beherrscht und durch wichtige Thaten, Gesetze, und anderes ihnen Eigenthümliche verdient haben, hochgeschäzt, oder doch aufmerksam beschauet zu werden. Diese Zeit hat nicht viel über zweyhundert Jahre gedauert. Es hat mit den Völkern ohngefähr eine gleiche Beschaffenheit, wie mit den Menschen, darunter viele lange leben, und in deren Leben doch oft kaum wenige Jahre werth sind, ein wahres nüzliches Leben genannt zu werden.

Beschreibung von Persien.

II. Die Landschaft Persien, welche jezt Phars oder Pharsistan heißt, führte zuerst den Namen Elam von einem Sohne des Sem, dessen Nachkommen sich daselbst niederließen. Sie war von Medien, Caramanien, dem persischen Meerbusen und Susiana umgeben. Nach und nach kamen mehrere umliegende Länder dazu, so daß endlich ein Königreich entstand, welches zwischen den Flüssen Araxes und Tigris gegen Abend, und gegen Morgen dem Indus, lag, mithin an das caspische Meer stieß, und ziemlich die Grenzen des jezigen persischen Reichs hatte. Obgleich die Luft in dem größern Theile dieser Gegenden den Sommer hindurch unausstehlich heiß ist; so besitzen sie doch dagegen viele natürliche Schönheiten: und die Unfruchtbarkeit des zu dürren Bodens haben die alten Einwohner damit verbessert, daß sie denselben häufig durch Canäle wässerten. Ueberhaupt hat man an diesem, wie an vielen andern Ländern, gesehen, was unter einer milden, gütigen Regierung der Fleiß der Menschen thun könne, um aus hartem, nichts versprechendem Erdreiche sehr vielerley Gutes

zu ziehen. In diesen persischen Ländern sind fast alle Bäume, Früchte und Kräuter in großer Menge und Güte gewachsen, unter andern viele Arzneymittel, wie Rhabarber, Manna und Senesblätter; der feinste Mohn von der Welt, aus welchem das angenehmste Opium zubereitet wird, ein Saft, der unter die liebsten Getränke der Morgenländer gehört; ingleichen die besten Melonen und Datteln. Auch haben sie stets vortrefflichen Wein und sehr schöne Pferde hervorgebracht.

Aelteste Geschichte desselben.

In Persien also gab es schon zu den Zeiten Aarahams ein Reich; das aber bald unter die Botmäßigkeit der assyrischen Monarchie gerieth. Als diese, acht bis neunhundert Jahre vor Christi Geburt, zertrümmert wurde, erlangten die Perser wieder die Freyheit, sich selbst Könige zu wählen. Doch behaupteten sie dieselbe nicht immer, indem sie auch eine Zeit lang den medischen Königen unterwürfig waren.

Cyrus wird König dieses Reichs,

III. In dieser Abhängigkeit regierte, ohngefähr sechshundert Jahre vor Christi Geburt, Cambyses über die Perser, und hatte die Tochter des Königs der Meder, Astyages, zur Gemahlinn. Cyrus, ihr Sohn, wäre beynahe gleich nach seiner Geburt ums Leben gebracht worden: denn sein Großvater, der sich vor der künftigen Macht desselben abergläubisch fürchtete, befohl ihn hinzurichten. Allein die Leute, welche diesen Befehl vollziehen sollten, erhielten dem Kinde, das sie freundlich anlächelte, aus Mitleiden das Leben. Es wurde darauf als der Sohn eines Hirten erzogen. Da Cyrus zehn Jahre alt war, und in einem Spiele mit Kindern von ihnen zum Könige gewählt wurde, bediente er sich dieser Gewalt, um den

Sohn

Sohn eines vornehmen Herrn, welcher mit spielte, ihm aber nicht gehorchen wollte, zur Strafe peitschen zu lassen. Dieser beklagte sich deswegen beym Astyages; aber Cyrus vertheidigte dasjenige, was er als König angeordnet hatte, mit so vieler Beredsamkeit, daß sein Großvater darüber aufmerksam wurde, und durch genaueres Nachforschen entdeckte, er habe seinen Enkel vor sich. Nun schickte er ihn zu seinen Aeltern nach Persien. Nachdem aber Cyrus das männliche Alter erreicht hatte, ließ er sich durch die Meder, welche der grausamen Regierung des Astyages überdrüssig waren, bewegen, seinen Großvater zu bekriegen, und zugleich zu versuchen, ob er sein Vaterland Persien von der medischen Herrschaft befreyen könnte. Der Entschluß war gefährlich: desto mehr Vorsichtigkeit gebrauchte er, um ihn auszuführen. Er ließ die Kriegsvölker seines Reichs zusammenkommen, und gebot ihnen, ein großes Stück Acker, das mit Dornen und Strauchwerk bewachsen war, in Einem Tage davon zu reinigen. Sie verrichteten dieses mit einigem Verdrusse, und er bestellte sie wieder auf den folgenden Tag. Als sie aber erwarteten, daß er ihnen eine Arbeit, wie die gestrige, auflegen würde, befohl er ihnen, sich auf dem Grase niederzulassen, und bewirthete sie mit einer herrlichen Mahlzeit. Hierauf fragte er sie, welcher von beyden Tagen ihnen lieber wäre? und als sie einmüthig den zweyten vorzogen, versicherte er ihnen, daß sie solche und noch grössere Lustbarkeiten, ohne alle knechtische Dienste, geniessen würden, wenn sie ihm folgen wollten. Nach dieser Vorbereitung eröffnete er ihnen seine Absicht, das Vaterland in Freyheit zu setzen: und da sie ohnedieß

längstens der fremden Oberherrschaft müde waren, begaben sie sich mit ihm freudig in den Krieg. Der Erfolg davon war dieser, daß Astyages, den auch viele seiner Unterthanen verließen, von seinem Enkel überwunden und gefangen genommen wurde. Und so kam auch das medische Königreich nebst dem persischen an den Cyrus.

ingleichen des medischen.

Moralischer Gebrauch seiner Geschichte.

IV. Ihr bewundert vielleicht, Kinder, die Geschicklichkeit, mit welcher Cyrus seine Soldaten zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs aufmunterte. Aber ihr müßt zugleich bedenken, daß es ihm am allerwenigsten gebührt habe, seinen Großvater vom Thron zu stoßen. Weil nun Cyrus überhaupt viele treffliche Thaten ausgeübt hat: so möchte man wohl wünschen, daß er auf eine rühmlichere Art das Reich seines Großvaters erlangt hätte. Wirklich hat auch ein sehr scharfsinniger griechischer Geschichtschreiber, Xenophon, die frühern Jahre seines Lebens, und insonderheit auch seine Erziehung, ganz anders beschrieben, damit man am Cyrus das Muster eines weisen Fürsten haben, und ihr vorzüglich an seinem Beyspiele lernen möchtet, wodurch die Jugend eigentlich liebenswürdig werde. Zufolge dieser Erzählung wurde Cyrus bis in sein zwölftes Jahr nach der strengern Weise der Perser erzogen, und kam darauf an den Hof seines Großvaters. Gewohnt an Mäßigkeit, gab er sein Erstaunen über die künstliche Mannichfaltigkeit von Speise und Trank zu erkennen, deren man sich daselbst bediente, um, welches doch so leicht und bald geschehen ist, Hunger und Durst zu stillen. Zugleich aber bezeigte er seinem Großvater die tiefste Ehrerbietung, bewies eine ungemeine Begierde, täglich

VII. Kupfertafel.

Der iunge Cyrus an der Tafel seines Gras-Vaters.

lich mehr zu lernen, suchte sich in schweren Uebungen hervorzuthun, und scheuete selbst eine ausnehmende Gefahr nicht, wenn er Tapferkeit und Geschicklichkeit an den Tag legen konnte, war gegen jedermann billig, dienstfertig, freygebig, und bescheiden: und in einem Alter von sechzehn Jahren überstiegen seine Einsichten und Fähigkeiten schon sein Alter sehr weit, ohne daß er darauf stolz gewesen wäre. Er stand frühzeitig seinem Großvater, und nachher dem Sohne desselben, Cyaxares, im Kriege bey, bis er zulezt diesem auch in der Regierung nachfolgte.

Seine Eroberungen und sein Tod.

V. Vor allen aber hatte gewiß die Neigung zu Kriegen und Eroberungen den Geist des Cyrus eingenommen. Außer dem persischen und medischen Reiche eroberte er auch das lydische und babylonische. Lydien war ein Land in Kleinasien, jezt Natolien, das erst unter seinem lezten Könige Crösus ein mächtiges Reich wurde. Denn dieser Fürst, dessen große Reichthümer seinen Namen gleichsam zum Sprüchworte gemacht haben, unterwarf sich so viele Völker, daß er zulezt vom ägeischen Meere an, (jezt dem Archipelagus,) bis an den Fluß Halys regierte. Er widersezte sich der immer weiter um sich greifenden Herrschaft des Cyrus; wurde aber von demselben besiegt und gefangen genommen. Schon sollte er auf Befehl seines Ueberwinders hingerichtet werden, als ihm die Ausrufung des Namens Solon das Leben rettete. Denn da dieser griechische Weise einst den warnenden Ausspruch gethan hatte, daß niemand vor seinem Tode für glückselig zu achten sey: so erinnerte sich Crösus, der sich immer für einen der glückseligsten Menschen gehalten hatte, jezt in dem Augenblicke

eines elenden Todes an diese Lehre so lebhaft, daß er mehr als einmal Solon! rief. Cyrus, der die Ursache davon vernahm, schenkte ihm nicht nur das Leben; sondern begegnete ihm auch beständig freundschaftlich. Er fuhr fort, Völker und Länder zu überwältigen, bis er auch das große Babylon, das für unbezwinglich angesehen wurde, durch List in seine Gewalt brachte. Endlich verlor er durch diese unaufhörliche Kriegslust das Leben. Er griff die Massageten, ein asiatisches Volk am caspischen Meere, an; wurde aber überwunden, und nebst vielen tausend seiner Soldaten erschlagen. Die Königinn der Feinde ließ seinen Kopf in ein mit Blut angefülltes Gefäß tauchen, indem sie die Worte dazu sagte: Sättige dich endlich am Blute, nach welchem du so lange gedürstet hast! Es wäre allerdings zu wünschen gewesen, daß Cyrus ein rühmlicheres Ende durch einen natürlichen Tod, mitten unter seinen Kindern, Anverwandten und Freunden gefunden, ihnen den öffentlichen Frieden und Wohlstand des Reichs als ein Geschenk seiner Weisheit hinterlassen, und noch sterbend sie mit guten Vorschriften und Erinnerungen versorgt hätte. So läßt ihn auch Xenophon, als ein Vorbild guter Fürsten, aus der Welt gehen: und ihr werdet wohl thun, Kinder, wenn ihr die vortreffliche Rede öfters leset, die er den Cyrus in seinen lezten Augenblicken halten läßt, worinne dieser besonders seine Söhne zur brüderlichen Einigkeit ermahnet. Aber die wahre Geschichte dieses Königs ist im Grunde eben so lehrreich: denn sie zeigt, daß Männer von der größten Klugheit durch langes Glück, Ehrgeiz und Eroberungssucht zu Unternehmungen verführt werden können,

nen, die zu ihrem und ganzer Länder Verderben ausschlagen. Hätte Cyrus diese Fehler vermieden: so würde man ihn mit noch mehrerm Rechte groß nennen. Er verdient aber diesen Namen immer als ein weiser, gütiger, tapferer und von seinen Unterthanen sehr geliebter Fürst, der viele treffliche und nützliche Thaten ausgeführt hat.

VI. Seine Nachfolger in dem persischen Reiche hatten wenig von diesen Eigenschaften, ausgenommen, daß sie meistentheils kriegerisch und länderbegierig waren. Sie eroberten auch wirklich Aegypten, Macedonien, und andere Länder; aber sie litten bey diesen Versuchen, ihre Macht immer weiter auszubreiten, oft Niederlagen, sie wurden verhaßt, und die überwundenen Völker empörten sich nicht selten. Cambyses, der Sohn des Cyrus, war ein wütender Unmensch, tödtete seinen Bruder und seine Gemahlinn: und seine Grausamkeiten wurden hauptsächlich durch häufige Trunkenheit angefeuert. Ein anderer ihrer Könige, Darius Hystaspis, bezwang das aufrührische Babylon durch die außerordentlich großmüthige Treue seines Feldherrn Zopyrus, der seinen Körper freywillig verstümmelte, um von den Feinden seines Fürsten aufgenommen zu werden, und diesem den Weg in die Stadt öffnen zu können. Zwar belohnte ihn Darius dafür reichlich; konnte ihn aber niemals ohne Thränen ansehen. Eben dieser König verwickelte sich und seine Nachfolger in den unglücklichen Krieg mit den Griechen, welche sie durch ihre ungemeine Macht leicht zu überwältigen hofften. Xerxes, der Sohn und Nachfolger des Darius, brachte insonderheit das zahlreichste Kriegsheer wider sie auf, das man noch

Seine Nachfolger sind unglücklich im Kriege.

bisher in der Welt beysammen gesehen hatte. Er machte sich daher auch das Vergnügen, diese gewaltige Menge Menschen auf einmal zu überschauen, als sie ihm zu Lande und zur See zugleich aus Asia nach Europa folgte. Indem er sich aber bey diesem Anblicke als den mächtigsten unter allen Fürsten glücklich pries, stiegen ihm plözlich Thränen in die Augen. Auf Befragen, welches die Ursache derselben sey, gab er zur Antwort: Ich dachte an die Kürze des menschlichen Lebens: denn von dieser ungeheuren Anzahl Menschen wird nach hundert Jahren kein einziger mehr übrig seyn. Ihr glaubt vielleicht, meine Lieben, daß der König, nachdem er diese recht menschlichen Empfindungen geäußert hatte, sogleich den Krieg, zu welchem er zog, werde eingestellt haben, damit er nicht selbst daran Schuld seyn möchte, daß das Leben vieler Tausende früher abgekürzt würde, als es im Genusse einer friedlichen Ruhe geschehen wäre. Allein die Menschen sind immer gewohnt gewesen, plözlich aufsteigende Rührungen durch tief eingewurzelte Leidenschaften zu ersticken. Xerxes also eilte mit seinem furchtbaren Heere nach Griechenland; aber er fand daselbst so tapfern Widerstand, und verlor in verschiedenen Gefechten eine so große Menge seiner Soldaten, daß er durch eben dieselbe Meerenge, den Hellespontus, jezt die Dardanellen genannt, über welche er stolz auf einer Schiffbrücke, von vielen hundert tausend Menschen begleitet, gezogen war, jezt als ein Flüchtling, auf einem Fischerkahne, aus Europa nach Asia zurückkehren mußte. Dieser Krieg wurde auch nach seinem Tode immer unglücklich fortgeführt, und konnte, nach einer funfzigjährigen Dauer,

nur

nur durch einen schimpflichen Frieden von den persischen Königen geendiget werden.

VII. Ihr Ansehen und der blühende Zustand ihres Reichs fiel nach und nach durch ihre eigene Schuld. Es gab zwar manche gute Fürsten unter ihnen; denen es aber an Klugheit fehlte. Und Gutherzigkeit allein, ohne Verstand, wird oft, besonders bey einem Regenten, sehr schädlich. Die persischen Könige waren der Regierung ihres überaus weitläuftigen Reichs nicht gewachsen, überließen ihren Großen zu viele Macht, ergaben sich auch wohl der Weichlichkeit, den Wollüsten, und einem sorglosen Leben. Daher entstanden Verschwörungen und Empörungen wider sie, weil man sie verachtete. Ganze Länder weigerten sich, ihnen länger zu gehorchen; ihre eigenen Statthalter thaten ein gleiches, und sogar die Brüder der Könige ergriffen manchmal die Waffen gegen sie. Einer dieser Könige, Artaxerxes, sah sich genöthigt, seinem Bruder in der Schlacht das Leben zu nehmen, wenn er nicht von ihm umgebracht werden wollte. Andere Grausamkeiten und Unordnungen wurden am Hofe und von den Großen überhaupt in Menge begangen. Ein solches Reich mußte endlich unter den Angriffen seiner Feinde unterliegen. Der lezte König Darius Codomannus war, mehr als einer seiner Vorgänger, ein gütiger und friedliebender Herr; aber desto weniger Geschicklichkeit besaß er in der Vertheidigung seines Reichs gegen einen kriegerischen Fürsten: er war nicht einmal fähig genug, guten Rath anzunehmen und zu befolgen. Solchergestalt verlor er nach und nach seine meisten Länder an den macedonischen König Alexander. Zulezt, da der unglück- Ihr Reich wird geschwächt, und geht zu Grunde.

liche Fürst noch einmal eine Schlacht wagen wollte, nahm ihn einer seiner Statthalter gefangen, und verwundete ihn tödtlich. Mit seinem Tode nahm das von Cyrus gestiftete persische Reich ein Ende.

Erziehung, Gesetze und Sitten der Perser.

VIII. Die guten Gesetze und Sitten, welche die Perser von den ältesten Zeiten her beobachteten, würden dieses Reich glücklicher erhalten haben, wenn Fürsten und Unterthanen sich von denselben nicht entfernet hätten. Die Erziehung ihrer Jugend war streng und nüzlich: wenige Völker trugen für diese wichtige Vorbereitung zu dem Wohl des ganzen Lebens so viele Sorge. Den Grund davon gaben Gehorsam, Mäßigkeit in der Lebensart, häufige Uebungen zur Stärkung des Leibes, und ein leichtes, zeitiges Angewöhnen an tugendhafte Fertigkeiten, ab. Kinder durften sich in Gegenwart ihrer Eltern nicht niedersetzen: so sehr suchten sie ihre Ehrerbietung gegen dieselben auch äußerlich darzulegen. Den Eltern hingegen war sogar über das Leben ihrer Kinder eine Gewalt zugestanden; ob sie gleich durch die Gesetze auch eingeschränkt wurde. Von ihrem fünften Jahre an, übergab man die Knaben ganz den öffentlichen Lehrern, bey welchen sie auch gemeinschaftlich speisten. Aber Brodt und Kresse nebst Wasser machte ihren ganzen Unterhalt aus. Sie lernten zeitig reiten, den Bogen und den Wurfspieß führen: und eher durften sie ihr Frühstück nicht essen, bis sie sich desselben durch eine solche Arbeit würdig gemacht hatten. Eben so zeitig lehrte man sie die Wahrheit reden, vor Lügen und Borgen einen Abscheu gewinnen. Man präge ihnen Liebe zur Gerechtigkeit, Geduld, und zu andern Tugenden ein; dieses alles aber

geschah

geschah auf eine unmerkliche sanfte Art, mehr durch Beyspiele als Vorschriften. Die Jünglinge wurden in allerhand Geschäften und Dienstleistungen von der Obrigkeit gebraucht, auch fleißig auf die Jagd geschickt, um sich durch alle die Beschwerlichkeiten, durch die Proben von wachsamen Muth und Tapferkeit, welche sie daselbst ablegen mußten, desto mehr auf den Krieg vorzubereiten. So entstand ein mäßiges, arbeitsames, zu Mühe und Gefahren abgehärtetes Geschlecht von Menschen. Die Gesetze der Perser trugen auch dazu vieles bey. Sie zielten nicht bloß darauf, die begangenen Laster zu bestrafen; sondern vielmehr, sie zu verhindern und zu verhüten, indem sie dieselben verhaßt, und die Tugend liebenswürdig machten. Es gab darunter auch ein Gesetz wider die Undankbarkeit: ein Laster, wegen dessen niemand ordentlich verklagt oder bestraft wird, das daher so gemein ist, und das die wenigsten nach seiner Schändlichkeit erkennen. Die Perser aber urtheilten richtig, daß ein Undankbarer Gott, seine Eltern, sein Vaterland und seine Freunde verachte, daß er Haß und Feindschaften stifte, und meistentheils voll der Unverschämtheit sey, die zu allen Ausschweifungen führt. Doch von diesen ältesten Sitten und Gesetzen wichen die Perser nach und nach ab, da fremde Völker und Länder ihrem Reiche unterworfen wurden. Denn sie ahmten die Bequemlichkeiten und die Ueppigkeit derselben gar zu leicht nach. Ihre Könige selbst gaben den Unterthanen ein verführerisches Beyspiel von Trägheit, Verschwendung und Schwelgerey.

Ihre Gelehrsamkeit, Künste und Religion.

IX. Dieses Volk war in den Wissenschaften und Künsten nicht unerfahren; nur mit der Einschränkung, daß ein einziger Stand allein, nämlich die Magier, oder Weisen der Nation, die Gelehrsamkeit zu seinem Eigenthum gemacht hatte, und die wichtigsten Kenntnisse und Entdeckungen für sich behielt, einige Religions- und Sittenlehren ausgenommen. Die Naturlehre, die Sternkunde und andere mathematische Wissenschaften, ingleichen die Geschichte, wurden besonders von diesen persischen Gelehrten bearbeitet; aber nicht weniger die Kenntnisse von Gott, dem Menschen und der Tugend. Der berühmteste Lehrer und Gesetzgeber unter den Persern war Zoroaster, eigentlich Zerdusch, der nicht lange nach dem großen Cyrus einen Religionsbegriff vortrug, welchen der König und die meisten seiner Mitbürger annahmen. Freylich hatte er lange nicht so richtige Einsichten von Gott und seiner Verehrung, als die Israeliten durch den Moses empfangen hatten. Allein er leitete doch, zu einer Zeit, da der größeste Theil der Welt in die Abgötterey gesunken war, die Perser zur Anbetung des höchsten Gottes, lehrte die Unsterblichkeit der Seele, Belohnungen und Strafen nach dem Tode, ertheilte auch viele edle Vorschriften. Weil er die Sonne als ein Sinnbild der alles durchdringenden Kraft Gottes betrachtete: so ließ er, zur beständigen Vorstellung davon, ein immerwährendes Feuer in gewissen geheiligten Gebäuden oder Tempeln unterhalten. Wenige Cärimonien also, aber desto mehr Gebet und ausübende Tugend, machten die Religion der Perser aus. Sie hatten auch in mehrern Künsten einen guten Fortgang gewonnen. Man sieht noch in einer

der

der größten Ebenen des heutigen Persiens eine Anzahl Trümmern von einem ihrer herrlichen Paläste, besonders von der dabey angebrachten Bildhauerarbeit: und man kann hieraus die Dauerhaftigkeit ihrer Werke schließen. Unter ihnen kam auch zuerst eine Art von **Postwesen** auf; das aber nur zum Dienste ihrer Könige errichtet worden war. Diese ehemals so mächtige, erobernde und Pracht liebende Nation hörte nun, etwas mehr als **dreyhundert Jahre vor Christi Geburt**, auf, in Asia zu herrschen. Sie fiel unter macedonische, oder überhaupt griechische Botmäßigkeit; und obgleich, achtzig Jahre darauf, die Einwohner von einem kleinen Lande des vormaligen persischen Reichs, von **Parthien**, sich in Freyheit sezten, und ein sehr ansehnliches Reich mit so vielem Glücke errichteten, daß sie um die Zeiten **Christi** die furchtbarste kriegerische Nation in Asia waren; so sind doch diese **Parther** nicht eigentlich als Wiederhersteller des alten persischen Reichs und Volks anzusehen. Hingegen giebt es noch bis auf unsere Zeiten in Persien und Ostindien Nachkommen genug von den alten Persern, unter dem Namen **Gauren**, oder **Gebern**, die zwar in der Unterdrückung leben; aber gleichwohl ihrer alten Religion getreu verblieben sind.

Sechstes Buch.

Geschichte der Aegyptier.

Vom Menes bis auf den Psammenitus; oder vom Ursprunge des ägyptischen Reichs, bis zum Untergange desselben.

Ohngefähr vom Jahr der Welt 1900 an, bis zum Jahr 3458.

Ueber anderthalbtausend Jahre.

I.

Warum die Geschichte der Aegyptier lehrreich ist?

Bisher haben wir diejenigen Völker der alten Welt, die in Asia entsprungen sind, und sich sowohl in diesem als in den übrigen Welttheilen vor andern berühmt gemacht haben, kennen gelernt. Jezt müssen wir in gleicher Absicht nach Africa übergehen, welches zunächst nach Asia bevölkert, auch zum Theil durch bürgerliche Gesellschaften und Gesetze in eine nüzliche Verfassung gebracht worden ist. Eben da, wo die beyden gedachten Welttheile mit einander zusammenhängen, ist Aegypten das erste africanische Land, in welches man aus Asia kömmt: und es ist auch darinne eines der allerersten Königreiche gegründet worden. Dieses Reich, und seine Bewohner, die Aegyptier, haben von den ältesten Zeiten einen ansehnlichen Ruhm erlangt. Sie wurden immer als ein sehr erfinderisches und kluges Volk angesehen, von welchem viele andere Völker ihre Weisheit empfangen

pfangen hätten. Insonderheit hat man Aegypten das Vaterland der Gesetze, Künste und Wissenschaften genannt, worinne ein großer Theil derselben entweder zuerst aufgekommen, oder zu mehrerer Vollkommenheit, als anderswo, gebracht worden sey. Außerdem müßt ihr, meine Lieben, begierig seyn, mit einem Lande bekannt zu werden, das so lange Zeit zum Aufenthalte der Israeliten diente, wo Moses, ihr Gesetzgeber, geboren und erzogen wurde, und dessen Geschichte mit der biblischen und Religionshistorie so sehr zusammenhängt.

Beschreibung von Aegypten.

II. Aegypten, das diesen Namen vermuthlich von einem seiner Könige bey den Griechen erhielt, hieß in den alten Zeiten Mizraim, und wird daher noch jezt von den Morgenländern Mesr genannt. Dieses Land hängt gegen Morgen, indem es an Palästina und Arabien stößt, mit Asien zusammen, wird aber eben daselbst durch den arabischen Meerbusen von diesem Welttheile getrennt; gegen Mittag und Abend gränzt es an Aethiopien und andere africanische Länder; endlich gegen Mitternacht wird es vom mittelländischen Meere befeuchtet. Es ist eines der schönsten, und besonders der allerfruchtbarsten Länder in der Welt. Aber seine Fruchtbarkeit entsteht auf eine außerordentliche Art. Da es in Aegypten beynahe gar nicht regnet: so tritt dagegen der Nil, welcher Fluß aus Aethiopien kömmt, und mitten durch das ganze Land geht, nachdem er nicht weit von seinem Ursprunge durch Regen angeschwollen, unveränderlich zu einer gewissen Zeit, ohngefähr gegen den Anfang des Sommers in unsern Gegenden, über seine Ufer heraus, und überschwemmt ganz Aegypten. Der

Strohm

Strohm steigt etwas über drey Monate, und fällt wieder innerhalb einer gleichen Zeit. Solchergestalt werden die Felder gewässert, und auf viele derselben wird das Masser durch Canäle und andere Mittel gehörig vertheilt. Ueberdieß läßt der Nil einen gewissen Schlamm zurück, der das Land insonderheit fruchtbar macht. Es hat jährlich drey bis vier Erndten von Getreide und vortrefflichen Gartengewächsen, zween Sommer, und einen Winter von nur wenigen Tagen. Sonst giebt es auch in Aegypten eine Menge nützlicher oder sonderbarer Thiere und Gewächse. Zu den ersten gehört das Crocodil: ein großes im Nil und auf dem Lande lebendes Raubthier. Unter diesen aber ist besonders die Papyrstaude merkwürdig, welche überaus häufig an den Ufern des Nils wächst. Nicht nur die Aegyptier, sondern auch andere Völker, bedienten sich der innern Rinde dieser Pflanze, um darauf zu schreiben: und davon hat man nachmals auch andere weit dauerhaftere Zubereitungen, auf welche geschrieben werden kann, Papier genannt. Die Aegyptier aber verfertigten aus dieser Staude auch Kleider, Kähne, Körbe und andere Geräthschaften.

Aelteste Geschichte des Landes. Menes. Osiris. Ackerbau.

III. In diesem Lande ließen sich, einige Zeit nach der Sündfluth, Nachkommen des Cham, eines von den Söhnen des Noah, nieder. Zwischen den Jahren 1800 und 1900 wurde Menes der erste König des daselbst entstandenen Volkes. Es bekam von diesem Fürsten Unterricht in der Religion; er besserte auch das sumpfichte Land, indem er den Nil in einen andern Weg leitete, und Seen ausgraben ließ; er soll aber auch bereits seine Unterthanen zur Pracht und Ueppigkeit angeführt haben. Ueberhaupt ist freylich

die

Der Aegyptische König Osiris lehret seinen Unterthanen den Ackerbau.

die älteste Geschichte der Aegyptier und ihrer Könige eben so dunkel und ungewiß, wie aller andern Völker ihre in den ersten Zeiten, die Israeliten allein ausgenommen. Doch sieht man wohl, daß jede Nation, von ihrem Ursprunge her, das Andenken ihrer verdientesten Fürsten und Gesetzgeber, wenn gleich nicht zeitig durch schriftliche Nachrichten, doch durch mündliche Sagen und mancherley Ehrenbezeigungen, dankbar erhalten habe. So verehrten die Aegyptier über alle andere ihrer Könige den Osiris; ob es gleich eben auf die gedachte Art erfolgte, daß seine Geschichte nach und nach durch Fabeln ausgeschmückt, und er unter die Götter gerechnet wurde. Vielleicht war er wirklich einerley Person mit ihrem allerersten Könige. Aber gewiß stellten sie ihn als einen Fürsten vor, der nicht nur in allen drey Welttheilen sich viele Völker unterworfen, sondern sie auch über viele Vortheile und Annehmlichkeiten des Lebens belehrt habe. Er gab ihnen, und nach ihrer Erzählung auch andern Nationen, Anweisung zum Ackerbau, und soll selbst den Pflug erfunden haben. Der Ackerbau ist mit den Früchten des Feldes, die er hervorbringt, eine der wohlthätigsten menschlichen Kenntnisse: und der Stand, der sich damit beschäftigt, der vermuthlich von euch, Kinder, verachtete Stand des Landmannes oder Bauern, heißt billig der nützlichste und nothwendigste für unser gegenwärtiges Leben. Noah und seine Nachkommen kannten zwar schon den Ackerbau. Aber die nachmalige Zerstreuung der Menschen in der Welt, besonders in Länder, deren Boden schwer zu bearbeiten war, brachte denselben bey vielen Menschen in Vergessenheit. Es kostete nicht wenig Mühe, Versuche und Werkzeuge, bis die Kunst

VIII. Kupfertafel.

Kunst und der Genuß des Ackerbaues, vom Pflügen bis zum Brodtbacken, theils wiederhergestellt, theils vollkommener gemacht wurde. Manche Völker sind nur bis zum Rösten und Dörren der Getreidekörner gekommen, ohne sie zu zermalmen; andere haben lange das Mehl nur zu einem Brey, nicht zu eigentlichem Brodte, nützen gelernt. An alles dieses müßt ihr euch oft erinnern, wenn ihr den Seegen des Ackers in so vielen schmackhaften Zurichtungen speiset; aber auch dabey dankbar an Gott gedenken. Die Aegyptier dankten ihrem Osiris für diesen schätzbaren Unterricht durch eine göttliche Verehrung.

Schreibekunst und älteste Büchersammlung. Sesostris.

IV. Sie nahmen überhaupt geschwind an künstlichen Fertigkeiten und Einsichten zu. Nachdem die Schreibekunst, wie man erzählt, von dem Phönizier Thaaut unter ihnen bekannt gemacht worden war, wurden die Aegyptier die erste Nation, welche sich derselben zum Dienste der Wissenschaften zu bedienen wußte. Daher konnte bereits ohngefähr um die Zeiten des Abraham, einer ihrer Könige, Osymandyas, eine Büchersammlung, die älteste, welche in der Geschichte vorkömmt, errichten, über welche er die Aufschrift setzen ließ: Arzneykammer für die Seele. Denn was Arzneyen für den Kranken, was Nahrungsmittel für den Gesunden abgeben, das leisten die weisen Lehren, die in Büchern enthalten sind, dem menschlichen Geiste. Wirklich war auch zu den Zeiten des Moses die mannichfaltige Weisheit und Gelehrsamkeit der Aegyptier berühmt. Damals wurden die Agyptier schon lange von mehrern Königen zugleich beherrscht, die sich in das Land getheilt hatten. Ihr allgemeiner Name war Pharao, welches eben in der ägyptischen

Sprache

Sprache so viel als einen König bedeutete. Nach und nach aber kam ganz Aegypten, zuweilen auch das angränzende Aethiopien, unter den Besitz eines einzigen Fürsten. Der berühmteste unter diesen mächtigern Königen war Sesostris. Er, der nur einen sehr geringen Theil der Welt kannte, sezte sich vor, die ganze Welt zu erobern: ein Entschluß, der den meisten Menschen groß und prächtig vorkommt; im Grunde aber eben so ungerecht als unvernünftig war. Denn er hatte nicht das geringste Recht, sich andere Völker zu unterwerfen; zum Besten seiner wirklichen Unterthanen waren so viele Pflichten von ihm zu beobachten, daß kaum das längste Leben hinlänglich seyn konnte, um sie würdig zu erfüllen: und wenn er auch, welches doch unmöglich war, den ganzen Erdboden überwältigt hätte, so würde er doch denselben nicht haben behaupten können. Genug, Sesostris zog mit einer ungeheuren Kriegsmacht, zu Lande und zur See, aus seinem Reiche, bezwang viele Länder und Inseln, in allen drey Welttheilen, hauptsächlich aber in Asien, und plünderte sie auf diesen Zügen von vielen Jahren aus. Mittlerweile aber verlor er beynahe sein ägyptisches Reich, indem sein Bruder dasselbe an sich zu reissen suchte. Er kehrte also endlich nach Aegypten zurück: zwar mit unermeßlichen Reichthümern, und einer ungemeinen Anzahl von Gefangenen aus vielen Völkern; aber im Grunde mit mehr Schaden als Vortheile von dieser kriegerischen Unternehmung. Sein indessen zerrüttetes Land mußte er mit Lebensgefahr sich wieder ganz unterthänig machen; auch fielen die von ihm eroberten Länder fast alle wieder von seiner Herrschaft ab. Jezt lernte er erst, was er seinen Untertha-

nen schuldig sey. Er machte das Land für sie brauchbarer, verschönerte und beschützte dasselbe. Da bisher viele Städte durch die Ueberschwemmungen des Nils sehr gelitten hatten: so verlegte er sie auf Anhöhen, die er von Erde hatte aufrichten lassen. Er zog viele Canäle aus eben diesem Flusse, auf welchen die Einwohner, durch Schiffe und Handelschaft, mehr Gemeinschaft mit einander bekamen. Auch ließ er in jeder Stadt durch die gefangenen Fremden einen Tempel bauen, und hielt es für seinen Ruhm, daß er auf alle die Worte setzen lassen konnte, es habe an keinem derselben ein eingeborner Aegyptier gearbeitet.

Baukunst der Aegyptier. Spitzsäulen.

V. Um diese Zeit waren die Aegyptier überhaupt in der Baukunst sehr weit gekommen. Nicht allein Sesostris, sondern auch die nachfolgenden Könige haben große, kostbare, herrlich in die Augen fallende Gebäude hinterlassen: und zum Theil von einer sehr sonderbaren Art. Dahin gehören insonderheit die von ihnen erbauten Spitzsäulen, oder Obelisken, von welchen zwo der höchsten nach Rom gebracht worden sind, wo man sie noch sieht. Das sind ungemein hohe viereckigte Säulen, aus gewaltigen Steinen zusammengesezt, und sie werden immer dünner, je höher sie steigen, bis sie endlich ganz spitzig werden. In dieser Gestalt sollten sie Bilder der Sonne vorstellen, der sie geheiligt waren. Als man sie nachher von allen Seiten erweiterte und vergrößerte, entstanden die Pyramiden, das heißt im Aegyptischen, Sonnenstrahlen: ungeheuer große und auch ihrer Festigkeit wegen bewundernswürdige Denkmäler, von denen noch über zwanzig in wüsten Gegenden von Aegypten stehen. Die Könige, welche an jeder derselben unzählige Men-

schen

schen lange Jahre bauen ließen, wollten dadurch der Nachwelt ihre **Prachtliebe** und ihre Reichthümer bekannt machen; vermuthlich sollten sie auch **Grabmäler** für ihre Stifter seyn. Aber diese haben den gesuchten Ruhm dadurch nicht erhalten, weil man ihre Namen größtentheils nicht mehr weiß. Und wüßte man auch dieselben: so müßte man doch immer, indem man sie nennte, sagen, daß sie weit gemeinnützigere Werke hätten aufführen sollen. Den einzigen Vortheil verschafften sie dabey ihren Unterthanen, daß sie viele tausend derselben durch diese langwierige Arbeit beschäftigten und unterhielten. Ein anderes ausserordentliches Werk der ägyptischen Könige war das berühmte **Labyrinth**: ein Gebäude von weißem Marmor, das in einem einzigen Umkreis von Mauern dreytausend Säle, halb über, halb unter der Erde, in sich begriff, die alle mit einander Verbindung hatten; aber durch so viele Krümmungen und Wendungen, daß man sich, ohne einen Führer zu haben, sehr leicht darinne verirren konnte. Es war also ebenfalls mehr zur Schau und zur Bewunderung, als zu einem wichtigen Nutzen, eingerichtet. Die **Baukunst**, meine Lieben, **ist eine sehr edle und hochzuschätzende Kunst.** Sie sorgt nicht bloß für die Sicherheit und Bequemlichkeit unserer Wohnungen und Versammlungsörter; sie sucht auch eine Uebereinstimmung aller Theile unter einander, Schönheit, Zierlichkeit, und oft etwas ausnehmend herrliches und erhabenes. Der Anblick ihrer Werke soll Ergötzung, Bewunderung, nicht selten auch tugendhafte Rührungen des Herzens erwecken: besonders wenn sie zu einem wichtigen Gebrauche dienen. Ungestalte schlechte Häuser und öffent-

liche Gebäude machen daher einer Nation wenig Ehre; sie müßte denn sehr arm seyn. Freylich verstanden die Aegyptier noch wenig, wie alle diese Absichten erreicht werden müßten. Ihre meisten Gebäude erregen zwar durch ihre Größe, durch die erstaunlichen Lasten, welche sie auf einander thürmten, durch ihre Festigkeit, durch die Geduld und Mühe, die sie ihnen gekostet haben, und durch die Kenntnisse der Natur, die dabey angebracht worden sind, Bewunderung. Aber feines Ebenmaaß des Ganzen und seiner Theile, geschickte Verzierungen, und alles, wodurch die Baukunst ein lebhafteres Vergnügen macht, trifft man weit seltener in diesen Werken der Aegyptier an.

Regierung des Psammitichus. Schifffahrt und Handlung.

VI. Schon finden wir sie also in den blühenden Zeiten ihres Reichs und ihrer Kenntnisse, die vom Sesostris angefangen hatten. Allein es währt seitdem noch lange, bis ihre Geschichte recht helle und zusammenhängend wird. Denn ob sie gleich Geschichtschreiber gehabt haben, welche die Handlungen ihrer Könige und den Zustand des Landes für die Nachwelt aufzeichneten; so sind doch aus den Schriften derselben nur wenige abgerissene Stücke übrig geblieben: und den Griechen, welchen wir die meisten guten Nachrichten von den alten Völkern, ausgenommen die Israeliten, zu danken haben, wurden die Aegyptier erst sechs bis siebenthalbhundert Jahre vor Christi Geburt recht bekannt. Das geschah, als Psammitichus Herr über ganz Aegypten geworden war. Dieser weise König führte zuerst die Handelschaft zwischen seinen Unterthanen und fremden Völkern, besonders den Phöniziern, die zwar schon lange in dieser Absicht nach Aegypten kamen, und noch

mehr

mehr mit den Griechen, recht ein. Zwar liegt Aegypten zur Handlung, und besonders zum Seehandel und zur Schifffahrt, überaus bequem. Es stößt auf zwo Seiten an Meere, und hat drey Welttheile in der Nähe. Allein die Aegyptier bezeigten von den ältesten Zeiten her eine Abneigung gegen Schifffahrt und Seewesen: entweder, weil es ihnen an Schiffsbauholze fehlte, das sie aber aus benachbarten Ländern leicht erhalten konnten; oder, weil sich ihre Sitten mit der Ausländer ihren nicht wohl vertrugen; oder auch wegen anderer Vorurtheile. Auch seit den Zeiten des Psammitichus wurden sie nicht außerordentlich begierig, ihre vielen trefflichen Früchte und Waaren gegen fremde auszutauschen, oder die Welt zur See genauer kennen zu lernen. Der Sohn und Nachfolger des eben gedachten Königs, Necho, ließ durch phönizische Seeleute Entdeckungen an der africanischen Seeküste anstellen. Sie segelten aus dem rothen Meere ab, umschifften ganz Africa, und kamen im dritten Jahre nach ihrer Abfahrt wieder in Aegypten an. Das war aber auch eine der kühnsten Seereisen des Alterthums.

Ende des ägyptischen Reichs.

VII. Einige Zeit lang blieb nun Aegypten in einem Wohlstande von Reichthum, Ruhe und Ansehen; auch durch viele gute Gesetze blühend. Ausländische Völker erholten sich bey den Aegyptiern wegen der Weisheit, die sie ihnen zutraueten, Raths; oder suchten ihr Bündniß gegen mächtige Fürsten. Aber eben die Kriege, in welche sich die ägyptischen Könige verwickelten, zogen ihnen fürchterliche Feinde zu, verursachten einen Aufruhr und innerlichen Krieg in ihrem Reiche, öffneten solchergestalt dasselbe dem Einfalle der Babylonier; und endlich kam es, da Psam-

menitus regierte, unter die Herrschaft der Perser. Das geschah etwas über fünfhundert Jahre vor Christi Geburt. Allein die Aegyptier konnten diese neuen Oberherren nicht vertragen, weil ihnen von denselben hart und grausam begegnet, auch ihre Religion von den Persern verächtlich und spöttisch behandelt wurde. Sie empörten sich also öfters wider dieselben, und setzten sich wieder eigene Könige. Einmal währte dieser ihr Versuch, zur alten Freyheit wieder zu gelangen, funfzig Jahre nach einander glücklich fort; zulezt aber wurden sie doch von neuem durch die Perser überwältigt. Doch bald darauf geriethen sie unter die Botmäßigkeit der Macedonier, und sie haben niemals mehr sich von einer fremden Oberherrschaft losreißen können. So leben also auch jezt ihre Nachkommen, unter dem Namen der Copten, in einem meistentheils armseligen und knechtischen Zustande. Ihre Sprache, die coptische genannt, enthält noch viele Reste der alten ägyptischen. Das herrliche Aegypten ist seit vielen Jahrhunderten ein Raub von Wüterichen und unbändigen Nationen geworden.

Religion der Aegyptier.

VIII. Außer diesen allgemeinen Schicksalen der alten Aegyptier, müßt ihr auch von ihrer Religion, ihren Gesetzen, Wissenschaften, Künsten und Sitten noch etwas genauere Nachricht haben. Denn dadurch lernt man eine Nation erst recht kennen, nicht daß man nur überhaupt weiß, was ihr Gutes oder Schlimmes begegnet sey; sondern daß man ihre ganze Art zu denken und zu handeln, ihren Fortgang in Einsichten und Klugheit, oder ihr Stillstehen darinne, übersehe. Die gerühmte Weisheit der Aegyptier zeigte sich nicht in ihren Religionsmeynungen. Sie

waren

waren nicht nur Abgötter; sondern auch auf eine schimpflichere Art, als die übrigen Völker. Erstlich hatten sie eine große Menge von vermeynten Göttern, die theils aus den himmlischen Gestirnen, theils aus Fürsten und andern Menschen, die ihnen große Wohlthaten erwiesen hatten, entstanden waren; und ob sie gleich Einen höchsten Gott über alles glaubten und verehrten: so wurde doch durch diese Vielgötterey die wahre Erkenntniß von ihm sehr verdunkelt. Aber sie beteten sogar gewissermaaßen Thiere an. Um eine ihrer vornehmsten Gottheiten, den Osiris, zu verehren, unterhielten sie mit großer Ehrerbietung einen lebendigen weißen Ochsen: und außerdem hatten sie eine Anzahl heiliger Thiere, die auf das sorgfältigste genährt und gewartet wurden. Sie waren nicht einmal in Ansehung derselben unter einander einig, indem manches Thier in der einen ägyptischen Stadt als unverlezlich angesehen, in der andern aber verabscheuet oder geschlachtet wurde. Ihr dürft zwar nicht glauben, meine Lieben, als wenn die Aegyptier so thöricht gewesen wären, daß sie wirklich Ochsen, Katzen und andere Thiere für Götter gehalten, und als solche angerufen hätten. Sie betrachteten dieselben nur als Sinnbilder von ihren Göttern: und das wegen mancher merkwürdiger Eigenschaften, und des mannichfaltigen Nutzens, den sie an ihnen bemerkten. Allein eben dieses war schon sehr tadelhaft, daß sie die Hoheit und Macht des einzigen wahren Gottes unter viele vertheilten, und sich keine erhabnere Vorstellungen von Gott zu machen wußten, als Thiere, oder aus Menschen und Thieren zusammengesezte Gestalten. Die Aegyptier wollten auch für die ersten angesehen

werden, welche feyerliche Cärimonien zur Ehre der Götter eingeführt, ihnen Tempel, Bilder und Altäre geheiligt hätten. Gesezt aber auch, daß sie die Erfinder von diesem allem wären: so helfen solche äusserliche Religionsanstalten sehr wenig, wenn man keinen würdigen Begriff von Gott angenommen hat. So haben sie vielleicht auch zuerst unter den heidnischen Völkern geglaubt, daß ihre Götter in gewissen Gegenden, wenn sie durch die Priester befragt würden, über künftige, auch andere Dinge Aussprüche und Entscheidungen ertheilten. Und daraus sind die Orakel entstanden, durch welche nachmals so viele Menschen hintergangen wurden. Rühmlicher war es den Aegyptiern, daß sie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele erkannten: eine Lehre, durch welche stets die Tugend befördert worden ist; ob sie gleich dieselbe durch ihre Meynung, daß die Seelen aus einem Körper in den andern nach dem Tode wanderten, etwas verfälschten. Sonst war die Religion mit ihren Uebungen sehr heilig bey den Aegyptiern; aber zu den Opfern, welche sie ihren Göttern brachten, wurden auch zuweilen Menschen geschlachtet.

Ihre Gesetze. IX. Wenn auch die Religionsmeynungen der Aegyptier viel irriges an sich hatten: so suchten sie doch wenigstens Rechtschaffenheit und Sittsamkeit, nach ihren besten Einsichten, allgemein zu machen, zugleich ein ruhiges und glückseliges Leben hervorzubringen. Ihre Gesetze, welche eben darauf zielten, wurden von andern Völkern sehr hochgeachtet und nachgeahmt. Man glaubte in dem Alterthum, daß die Aegyptier die ersten gewesen wären, welche gute Einrichtungen und Vorschriften zur Regierung eines Landes

des aufgebracht hätten. Eines ihrer weisesten Gesetze verordnete, daß jeder Aegyptier dem Statthalter der Provinz, worinne er wohnte, seinen Namen, und die Art, wie er seinen Unterhalt fände, schriftlich übergeben sollte. Wer eine falsche Nachricht darüber einreichte, oder seinen Unterhalt auf eine unrechtmäßige Weise erwarb, wurde am Leben gestraft. Ein anderes Gesetz drohte den falschen Anklägern eben die Strafe, welche dem Beklagten würde angethan worden seyn, wenn man ihn schuldig befunden hätte. Insonderheit trugen ihre Gesetze viele Sorge für das Leben der Menschen. Wer einen Menschen auf der Straße anfallen oder umbringen sah, und sich nicht Mühe gab, denselben, so viel es ihm möglich war, zu retten, der wurde mit dem Tode bestraft. Wenn er beweisen konnte, daß er gewiß außer Stande gewesen sey, dem Unglücklichen zu helfen; so war er doch schuldig, den Mörder zu entdecken, und vor Gerichte zu verklagen. That er dieses nicht: so empfieng er eine Anzahl Schläge, und mußte drey Tage lang, ohne einige Nahrung, im Gefängnisse bleiben.

Ihre Könige.

X. Die ägyptischen Könige, unter welchen mehrere sich als Gesetzgeber berühmt gemacht hatten, waren eben sowohl, als ihre Unterthanen, den Gesetzen unterworfen: sie waren sogar durch dieselben noch mehr als andere eingeschränkt. Das erweckte desto größere Ehrfurcht und Folgsamkeit gegen die Gesetze, wenn man sah, daß der Fürst ihnen, zum Beyspiel für das ganze Land, gehorchte, weil sie für ihn nicht weniger als für die geringsten Aegyptier Mittel waren, weise, nüzlich und glücklich zu leben. Es gab sowohl bey Tage als bey Nachte gewisse festge-

sezte Stunden, in denen der König die vorgeschriebenen Geschäfte verrichten mußte. Gleich am frühen Morgen las er die Schreiben und Berichte, welche aus den verschiedenen Gegenden seines Reichs eingelaufen waren. Er begab sich darauf mit seinen Hofleuten in den Tempel, wo der oberste Priester, nachdem er geopfert hatte, für das Wohl des Königs betete, der gerecht regierte. Eben dieser Priester führte die Tugenden des Königs an, wie unter andern, daß er fromm gegen die Götter, liebreich gegen sein Volk, ein Freund der Wahrheit, Herr über seine Gemüthsbewegungen, und gewohnt sey, weniger zu strafen, aber auch mehr zu belohnen, als die Unterthanen verdienten. Doch zugleich tadelte der oberste Priester die Fehler, welche von dem Könige mochten begangen worden seyn; warf aber die Schuld davon auf seine Räthe. Solchergestalt wurde er zwar heilsam erinnert; aber seine ehrwürdige Person dennoch geschont. Hierauf las man ihm Beyspiele vortrefflicher Männer vor, deren Gesinnungen und Handlungen ihm zum Muster dienen konnten. Speise und Trank, deren er genoß, waren mit vieler Mäßigkeit bestimmt. Die Personen, welche ihn bedienten, waren nicht nur vornehmen Standes, sondern auch tugendhaft erzogen, damit ihre Gesellschaft nicht verführerisch für ihn werden möchte. Er durfte nie andere Befehle geben, oder Urtheile fällen, als solche, die den Gesetzen gemäß waren. Das Land war glücklich, so lange dieses alles beobachtet wurde. Daher kam auch die ungemeine Liebe der Aegyptier gegen ihre Könige, über deren Tod ein so allgemeines, herzliches und öffentliches Trauern angestellt wurde, als wenn jedermann seinen Vater verloren hätte.

XI. Die

XI. Die Aegyptier waren in fünferley Stände abgetheilt: in Priester, Soldaten, Hirten, Ackersleute und Künstler. Unter ihren Priestern müßt ihr euch nicht blos die Vorsteher und Diener der Religion, sondern auch die angesehensten Räthe des Königs, die Gelehrten und Schriftsteller der Nation, vorstellen. Sie wurden deswegen ungemein verehrt, und reichlich versorgt; aber sie behielten auch viele Kenntnisse und Lehren, als Geheimnisse, für sich allein: und dieses hinderte die Ausbreitung der nützlichsten Wissenschaften. Die Soldaten, welche keine Handarbeit vornehmen durften, übten sich lediglich in der Kriegskunst, oder in der Fertigkeit, ihr Vaterland zu vertheidigen. Ihre Vergehungen wurden blos durch Merkmale der Schande bestraft. Doch sind die Aegyptier niemals sehr kriegerisch, noch besonders auf Eroberungen bedacht gewesen. Zwischen diesen beyden höchsten Ständen, (aus welchen auch zuweilen die Könige gewählt wurden,) und dem Könige, waren alle Ländereyen von Aegypten getheilt: sowohl zum Unterhalte derselben, als zu den Kosten, welche die Regierung und der äußerliche Gottesdienst erforderten. Von ihnen pachteten die Ackersleute die Felder um einen mäßigen Preis ab. Was die Hirten und Künstler gewesen sind, versteht ihr ohne Erklärung. Aber das Besondere hatten alle diese Stände bey den Aegyptiern, daß sie erblich waren. Der Sohn eines Priesters durfte schlechterdings nichts anders als ein Priester werden: und so mußte auch der Sohn eines Hirten diese Lebensart ergreifen. Aus dieser Einrichtung entstand wenigstens der Vortheil, daß jede Art von Beschäftigungen immer vollkommener

Stände der Aegyptier.

wurde,

wurde, weil jede Familie viele hundert Jahre nach einander bey derselben blieb, und zu den Untersuchungen oder Erfahrungen ihrer Vorältern ihre eigenen hinzusetzen konnte. Allein es fand sich doch dabey eine nachtheilige Einschränkung. Sehr viele konnten sich ohne Zweifel nicht der Lebensart ergeben, zu welcher sie Neigung und Fähigkeit bey sich verspürten: und wo man diese doppelte Anlage nicht hat, da leistet man nichts vortreffliches; sondern geht schläfrig und halb gezwungen, nur auf eben demselben Wege fort, den die Vorfahren seit langer Zeit betreten haben.

Ihre Gelehrsamkeit überhaupt.

XII. Dem ohngeachtet aber, obgleich Gelehrsamkeit und Künste unter den Aegyptiern nur bey einer gewissen Anzahl von Familien erblich verbleiben mußten, stiegen sie doch in diesem Lande so hoch empor, daß es wegen derselben von andern Völkern der alten Welt sehr bewundert wurde, und viele lehrbegierige, auch schon gelehrte Männer dahin reisten, um ihre Wissenschaft noch zu vermehren. Die ägyptischen Priester, welche sich allein mit der Gelehrsamkeit beschäftigten, bestanden aus verschiedenen Gattungen. Manche führten nur die Aufsicht über den Götterdienst; andere widmeten sich der Arzneykunde; aber die gelehrteste Classe machten diejenigen aus, welche die heiligen Schriftzüge verstanden, und in mancherley Wissenschaften erfahren waren. Ehe die Buchstabenschrift erfunden worden

Ihre Schrift.

war, bedienten sich auch die Aegyptier der Bilderschrift, das heißt, gewisser Bilder und Zeichen, welche einzeln oder zusammengesezt, Eigenschaften, Handlungen, Gemüthsbewegungen, und dergleichen mehr andeuteten. Diese ägyptische Bilderschrift wurde als

die

die sinnreichste und vollständigste, aber auch als die dauerhafteste, unter allen am berühmtesten. Sie wurde von den Griechen mit dem Namen der hieroglyphischen Schrift belegt: und noch sieht man sie auf vielen ägyptischen Denkmälern der Baukunst und Bildhauerkunst. Denn die Priester behielten dieselbe bey, auch nachdem die Buchstaben aufgekommen waren. Sie bildeten daraus nach und nach eine geheime und heilige Schrift, welche ihnen desto mehr zu statten kam, da sie ihre Weisheit, und selbst den höhern Sinn ihrer Religionslehren, vor der übrigen Nation zu verbergen gewohnt waren. Darinne waren also auch die Bücher geschrieben, in welchen sie unter einander ihre Gelehrsamkeit fortpflanzten. Diese Priester sind es, meine Lieben, von welchen ihr in der Geschichte Mosis leset, daß die ägyptischen Zauberer die Wunder dieses israelitischen Gesezgebers nachzuahmen gesucht hätten. Sie verstanden nämlich die Kunst, welche man jezt die natürliche Zauberey zu nennen pflegt: das heißt, sie wußten durch den behenden, nicht in die Augen fallenden Gebrauch natürlicher Mittel und Kräfte, so wunderbare Veränderungen und Erscheinungen hervorzubringen, daß Zuschauer von geringem Nachdenken leicht auf die Gedanken gerathen konnten, sie möchten wohl aus übernatürlichen Ursachen, aus dem Beystande eines bösen Geistes, entstanden seyn. Aber davor müssen wir uns unser ganzes Leben hindurch in Acht nehmen, daß wir Vorfälle, deren Ursache wir nicht gleich begreifen, keineswegs sogleich von der Wirkung unsichtbarer Wesen herleiten, oder dieselben als Wunder betrachten.

Natürliche Zauberey.

Arzneygelehrsamkeit der Aegyptier.

XIII. Da die ägyptischen Priester sich fleißig auf die Kenntniß der Natur legten: so wurden sie dadurch nach und nach geschickt, die Arzneywissenschaft zu bearbeiten. Sie wurden wirklich auch in den alten Zeiten für die Erfinder derselben gehalten. Lange trieb man zwar dieselbe, ohne daß besondere Aerzte vorhanden gewesen wären. Wer einige Erfahrungen darüber gemacht, etwan die Wirkungen von Kräutern bey Krankheiten kennen gelernt hatte, der übte sie aus, und lehrte sie auch andere. Der erste Schritt zu derselben war vermuthlich die Heilung äußerlicher Schäden des menschlichen Körpers, wozu in der Wundarzneykunst Anleitung gegeben wird. Bald mußte man auch merken, daß unordentliches Essen und Trinken viele Krankheiten verursache: daher wurden Mäßigkeit und Enthaltsamkeit zeitig zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit empfohlen. Weil man aber von einer Menge Krankheiten den Ursprung lange nicht kannte, und eben so wenig die wahren Heilungsmittel derselben: so stellte man viele Versuche darüber an, und beobachtete fleißig dasjenige, was diesem oder jenem geholfen hatte. Daher legten die ältesten Völker, besonders die Aegyptier, ihre Kranken anfänglich an öffentliche Wege und Straßen, damit die Vorübergehenden, die mit gleichen Uebeln behaftet gewesen waren, ihnen einen guten Rath zur Genesung ertheilen möchten. Die vorgeschlagenen Arzneymittel wurden schriftlich gesammelt, und in Tempeln verwahrt. Durch die große Anzahl solcher Vorschriften, die allmählig zusammenkamen, und die man in Ordnung brachte, gelangte man zu allgemeinen Grundsätzen und Regeln über die

Behand-

Behandlung der Krankheiten. Und in diesen Kenntnissen scheinen sich die Aegyptier vor andern Völkern zuerst hervorgethan zu haben. Daß die Priester dieses zu ihrem Geschäfte machten, kam nicht allein daher, weil die Gelehrsamkeit allein ihr Werk war; sondern auch von der Meynung der alten Völker, daß Krankheiten von den erzürnten Göttern verhängt würden, an deren Diener man sich also wenden müsse. Die ägyptischen Priester heilten nicht alle Krankheiten ohne Unterschied: es gab besondere Aerzte für die Augen, für die Kopfschmerzen, und dergleichen mehr. Außerdem daß sie ungemein viel auf die gute Ordnung in Speise und Trank hielten, brauchten sie auch häufige Verwahrungsmittel. Man glaubte, daß sie manche Mittel von Thieren gelernet hätten; wie unter andern das Aderlassen vom Hippopotamus, oder Flußpferd. Gewiß aber ist es, daß wir von den Trieben und Fertigkeiten, welche der Schöpfer in die Thiere gelegt hat, viel lernen können; ingleichen daß sie durch Mäßigkeit und Sorge für die Erhaltung ihres Lebens manchen Menschen beschämen.

Kunst, die Leichen zu balsamiren.

XIV Diese vortreffliche und schwere Wissenschaft, die Arzneykunde, würde bey den Aegyptiern noch zu einer höhern Vollkommenheit gelangt seyn, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, von den Regeln derselben, nachdem sie einmal in ihren heiligen Büchern festgesezt waren, abzugehen, um neue Versuche anzustellen, oder neue Erfahrungen zu nützen. Auch mischten sie allerhand abergläubische Vorstellungen in diese Wissenschaft, wie zum Beyspiel, die Meynung, daß gewisse Gestirne einen schädlichen Einfluß auf den menschlichen Körper hätten. Zur Kenntniß dieses

Körpers

Körpers konnte freylich auch das Einbalsamiren der Leichen führen, an welcher Geschicklichkeit die Aegyptier alle andere Völker übertrafen. Allein sie hatten dabey ganz andere Absichten. Ihr Glaube, daß die Seele, welche nach dem Tode in Menschen und Thieren dreytausend Jahre lang herumwandern sollte, und nach dem Verlauf derselben in ihren ehemaligen Körper zurückkehre, bewog sie, diesen so viel möglich unverweslich zu machen. Sie zogen also das Gehirn und die meisten Eingeweide durch gewisse Oeffnungen aus dem Leichnam heraus, und füllten ihn dagegen mit Myrrhen und andern Spezereyen an. Hierauf wurde er dreyßig Tage lang gesalbt, abgewaschen, mit klarem leinenem Zeuge umwunden, und endlich mit Gummi und Räucherwerk überstrichen. Dieses that die Wirkung, daß der Körper vor aller Fäulniß bewahrt wurde, durchaus seine Züge beybehielt, und nach und nach zu einer ungemeinen Härte gelangte. So haben sich sehr viele dieser balsamirten ägyptischen Leichen, die man Mumien nennt, bis auf unsere Zeiten erhalten. Einige derselben sind nach Europa gebracht worden: und man sieht auch eine davon zu Leipzig auf der Rathsbibliothek. Eine schöne Erfindung; die aber nicht bey allen Verstorbenen auf einerley Art angewandt wurde. Unterdessen gewann die Zergliederungskunst des menschlichen Körpers, durch welche man allein mit demselben recht bekannt wird, dadurch nur wenig.

Sternkunde und andere Wissenschaften der Aegyptier.

XV. In der Sternkunde hatten es die Aegyptier bald so weit gebracht, daß es zwischen ihnen und den Chaldäern streitig wurde, welches von beyden Völkern die Länge des Jahrs zuerst bestimmt, die

Plane-

Planeten und Fixsterne von einander unterschieden, zur Bezeichnung der leztern gewisse Sternbilder erfunden, und dergestalt den Thierkreis am Himmel entdeckt hätte. Die ägyptischen Priester verfertigten astronomische Tabellen, mittelst welcher sie den Umlauf, die Bewegungen, und den scheinbaren Stillstand der Planeten bemerkten. Sie kannten die Ursache der Mondsfinsternissen, und sollen auch vor andern gelehrt haben, daß es mehrere Welten gebe. Selbst ihre Obelisken und Pyramiden waren zu astronomischen Beobachtungen eingerichtet. Sie waren in der Meßkunst erfahren. Die jährlichen Ergießungen des Nils, durch welche die Grenzen der Aecker unkenntlich wurden, machten ihnen das Feldmessen desto nothwendiger: und da eben dieser Fluß sich nicht weit genug ausbreitete, mußten sie denselben, nach vorhergehender Ausmessung des abhängenden Erdreichs mit der Wasserwaage, in die entlegenern Felder leiten. Ohne geschickte Maschinen konnten sie ihre bewundernswerthen Gebäude nicht vollführen. Sie selbst eigneten sich die Erfindung der Erdbeschreibung zu; wenigstens hatten sie sehr alte Bücher von derselben. Auch legten sie sich mit vielem Eifer auf die Geschichtskunde; und ihre Priester sammleten nicht blos dasjenige, was geschehen war, sondern suchten das Edle und Lehrreiche zum Besten der Nachwelt heraus. Man findet noch mehr Spuren, daß in Aegypten die meisten Wissenschaften glücklich genug fortgekommen sind; aber der Verlust aller ihrer Bücher, und das Geheimnißvolle, welches ihre Priester beobachteten, hat uns die meisten genauern Nachrichten davon entzogen.

Ihre bildenden und Handkünste.

XVI. Daß diejenigen Künste, welche theils anhaltenden Fleiß, lange Uebung, und auch Erfindungsfähigkeit, theils Einbildungskraft und hohe Empfindung der Schönheit verlangen, unter den Aegyptiern ebenfalls ihren beträchtlichen Fortgang gehabt haben, davon erinnert ihr euch, schon oben einige Beyspiele gelesen zu haben. Der Ackerbau wurde nicht leicht in einem Lande so glücklich getrieben, als in dem ihrigen. Sie scheinen zuerst aus Gerste Bier gebraut zu haben. Da der Feldbau und andere Arbeiten des täglichen Lebens der Werkzeuge von Metall so sehr benöthigt waren: so lernten die Aegyptier zeitig das Eisen, Erz und andere Metalle zu allerhand Gebrauche tüchtig machen. Sie hatten schon zu Mosis Zeiten Spiegel von gegossenem und geschliffenem Erz, wie sie noch jezt in den Morgenländern so gewöhnlich sind. Die Kunst Steine zu behauen, die sie zu ihren ungeheuren Gebäuden brauchten, mag ebenfalls sehr früh unter ihnen entstanden seyn; zumal da sie einen gänzlichen Mangel an Bauholz hatten. Ihre Bildhauerkunst zeigt sich noch in vielen hohleingegrabenen oder ausgehauenen Gestalten, besonders auch in den Riesen- oder colossalischen Bildern, welche sie mehr zum Erstaunen für den Anblickenden, als zu demjenigen Vergnügen, das aus der sinnreichen Nachahmung der Natur entsteht, verfertigten. In der Malerey kamen sie auch nicht weit über das Mittelmäßige hinaus. Sie besaßen zwar eine besondere Geschicklichkeit, die Farben auf den Marmor und andere glatte und dichte Körper aufzutragen: und diese Farben sind auf manchen Ueberbleibseln ihrer Werke noch so frisch und glänzend, als wenn solche erst vor kurzem

gebraucht

gebraucht worden wären. Aber diese Farben stechen gegen einander nicht ab; sie sind nicht in einander vertrieben, und weder erhöhet, noch vertieft. Schon dieses hinderte die Künste in Aegypten, höher zu steigen, daß die Künstler daselbst die niedrigste und verächtlichste Art von Einwohnern ausmachten; anstatt daß sie auf alle Weise hätten geehrt und aufgemuntert werden sollen. Aber da die Aegyptier auch nicht reisten, von Fremden durchaus nichts lernen wollten, noch eine Neuerung bey sich gestatteten: so blieben sie desto gleichgültiger auf dem einmal betretenen Wege. Die Erblichkeit der Handthierungen bey den Familien kam hinzu, und man gewöhnte sich daran, es bey demjenigen bewenden zu lassen, was Väter und Vorfahren gethan hatten.

Ihre Sitten und Gebräuche.

XVII. Ihr werdet hieraus leicht schließen können, meine Lieben, daß ein Volk, welches sich vor fremden Einsichten und Gewohnheiten so sehr hütete, als die Aegyptier, viele ihm allein eigene **Sitten** gehabt haben müsse. Allein wir fragen darunter nicht nach den seltsamen, dergleichen diese war, daß die Männer alle häusliche Arbeit verrichteten, die Weiber hingegen die Handelschaft und andere Geschäfte außerhalb des Hauses trieben; sondern nur den lehrreichern. Zu diesen gehörte es: daß sie ihre **Kinder mit den wohlfeilsten und einfachsten Speisen** unterhielten; daß niemand **vor Gerichte** seine Sache mündlich, sondern jedermann dieselbe nur **in der Kürze schriftlich** vortragen durfte, damit nicht die persönliche Beredtsamkeit mehr gelten möchte, als die Gerechtigkeit der Sache; daß sie ihre **Häuser** schlecht, ihre **Grabmäler** hingegen kostbar und dauerhaft

baueten, jene ihre Herbergen, diese ihre ewigen Wohnungen nannten, in denen der unverwesliche Körper einige tausend Jahre zubringen sollte. Sie wußten den Tod und die Todten auf mancherley rührende Art zu nützen. Bey ihren Gastmahlen ließen sie oft einen Sarg mit dem Bilde eines todten Mannes, oder mit einem wirklichen Todten, von einem Menschen herumtragen, der dabey die Gäste erinnerte, daß ihnen eben dieser Zustand bevorstehe. Die balsamirten Leichname ihrer Anverwandten pflegten sie häufig in ihren Häusern aufzubewahren, und erneuerten nicht allein dadurch das Andenken dieser ihnen so werthen Personen, sondern erinnerten sich auch beständig an ihre eigene Hinfälligkeit. Insbesondere aber mußte das Gericht, welches sie über die Todten hielten, einen großen und heilsamen Eindruck bey den Lebenden hinterlassen. Wenn zu Memphis, der Hauptstadt des Landes, eine Leiche beygesezt werden sollte: so versammelten sich vierzig Richter an dem See, über welchen man dieselbe zu fahren hatte; und jedermann konnte vor ihnen den Verstorbenen frey anklagen. Bewies jemand, daß derselbe lasterhaft gelebt habe: so wurde ihm das gewöhnliche Begräbniß versagt; und eben dieses geschah auch, wenn er Schulden hinterlassen hatte. Alsdenn mußten seine Anverwandten den Leichnam in ihrem Hause aufbehalten, bis sie etwan für den Verstorbenen Verzeihung erhielten, oder seine Schulden bezahlten. Wurde er aber von niemanden angeklagt, oder die Richter befanden die Anklage ungegründet: so wurde er mit allen Ehren begraben. Zugleich gedachten seine Anverwandten ausführlich seiner Tugenden: nur von seiner Herkunft sag-

Gericht über die Todten. IX. Kupfertafel.

ten

Ægyptisches Gericht über die Todten.

ten sie nichts, weil alle Aegyptier für gleich edel unter einander gehalten wurden, und den einzigen Adel, den sie kannten, in einem Vorzuge an rühmlichen Eigenschaften und Handlungen sezten. Eine solche scharfe Untersuchung traf sogar die Könige nach ihrem Tode. Am lezten der zwey und siebenzig Tage, während welcher sie auf das zärtlichste von allen ihren Unterthanen betrauert wurden, stellte man den Leichnam des Königs an den Eingang des für ihn bestimmten Grabmahls öffentlich zur Schau hin. Alsdenn war es einem jeden erlaubt, Klagen wider den Verstorbenen anzubringen: und man verweigerte ihm ein ehrenvolles Begräbniß, wenn ihm mit Recht eine schlechte Regierung vorgeworfen wurde. Desto aufrichtiger aber trat das anwesende Volk den Priestern bey, die zu seinem Lobe sprachen, wenn es Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu seyn. So erkannte man in Aegypten, zu einer lebhaften Warnung und Aufmunterung für die Könige sowohl als für jeden Unterthanen, daß bey der Beurtheilung eines Menschen, Stand, Macht, Reichthümer, und dergleichen Vorzüge allein, nicht viel gelten; sondern daß sein wahrer Werth blos auf die Tugend ankommt, die auch nach dem Tode bleibt.

Siebentes Buch.

Geschichte der Carthaginenser.

Von der Dido bis auf den africanischen Scipio; oder von der Erbauung der Stadt Carthago bis zu ihrer Zerstörung.

Vom Jahr der Welt 3098 an, bis zum Jahr 3878.

Ohngefähr siebenhundert und funfzig Jahre.

I.

Die Carthaginenser, ein merkwürdiges Volk.

Ein anderes africanisches Volk, das nächst den Aegyptiern, und weit später als sie, in diesem Welttheile sehr berühmt geworden ist, die Carthaginenser, hat sich auch von jenen durch seine Eigenschaften und Handlungen völlig unterschieden. Nicht Gesetze, Künste und Gelehrsamkeit, oder überhaupt ein friedsames Leben; sondern vielmehr ein kriegerischer und erobernder Geist, eine sehr ausgebreitete Handlung, Schifffahrt und Seemacht, zeichneten die Carthaginenser vor den meisten andern Nationen aus. Sie erwarben sich in zwey Welttheilen ansehnliche Besitzungen, und widerstanden lange genug der mächtigsten Nation ihrer Zeiten, den Römern. Beyde stritten sich um die Herrschaft der damals bekannten Welt, bis zulezt die Carthaginenser, nach den rühmlichsten Beweisen von Muth und Standhaftigkeit, unterlagen.

II. Sie

II. Sie stammten von den Phöniziern her, die im vierten Buche dieser Geschichte beschrieben worden sind. Unter diesen lebte zu Tyrus die Tochter eines dortigen Königs, Dido, sonst auch Elisa genannt. Sie war mit dem Sichäus vermählt; aber ihr unnatürlicher Bruder, der König Pygmalion, ließ denselben umbringen, damit er sich seiner Reichthümer bemächtigen könnte. Gleichwohl schlug ihm seine Hoffnung fehl; und er verdiente hintergangen zu werden. Seine Schwester flüchtete sich, in Gesellschaft mehrerer Phönizier, mit diesen Schätzen zu Schiffe von Tyrus weg. Sie landete endlich an der Seeküste von Africa, in der Gegend des jetzigen seeräuberischen Staats Tunis. Hier, sagt man, verlangte sie von den dortigen Einwohnern nur so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könnte; zerschnitt aber diese in so schmale Riemen, daß sie damit ein großes Stück Landes umspannen konnte. Genug, sie baute daselbst eine Stadt, welche den Namen Carthago bekam. Die Gegend war fruchtbar, lag zur Schifffahrt und Handlung in alle drey Welttheile ungemein bequem, und Dido wandte so viele Sorgfalt auf die Bevölkerung und Verschönerung ihrer neuen Stadt, daß sie bald sehr ansehnlich und blühend wurde. Das reizte die Begierde eines benachbarten africanischen Königs, diese Stadt zu besitzen: er trug daher der Dido an, daß sie seine Gemahlinn werden möchte. Allein sie empfand gegen diese Verbindung, die von ihren Unterthanen selbst gewünscht wurde, einen so starken Widerwillen, und mußte doch, wenn sie dieselbe ausschlug, so gewiß einen Krieg befürchten, der sie nicht allein lange beunruhigen, sondern

Dido erbauet Carthago.

dern auch ihre kaum entstehende Stadt und Nation zu Grunde richten konnte, daß sie sich entschloß, allem diesem Unglücke durch den Tod zu entgehen. Sie erstach sich also selbst auf einem Scheiterhaufen, den sie hatte errichten lassen: großmüthig in ihren Gesinnungen, und ihrem verstorbenen Gemahl mit unveränderlicher Treue ergeben; aber beklagenswerth wegen des traurigen Irrthums, der sie zu einem so tadelhaften Hülfsmittel führte. Vermuthlich habt ihr, meine Lieben, in dem römischen Dichter Virgilius das Ende dieser Fürstinn auf eine ganz andere Art beschrieben gelesen. Er läßt sie aus Verzweifelung sich das Leben nehmen, weil sie von dem trojanischen Fürsten Aeneas, der ihr eine beständige Liebe versprochen hatte, treulos verlassen worden war. Aber Aeneas lebte dreyhundert Jahre vor der Dido, die beynahe achthundert Jahre vor Christi Geburt starb; und der Dichter hat hauptsächlich darum beyde zusammengesezt, auch eine so rührende Beschreibung von dem Tode der Dido gemacht, um die unversöhnliche Feindschaft, welche die beyden von ihnen abstammenden Nationen, die Römer und Carthaginenser, gegen einander hegten, mit poetischeinnehmender Kunst zu erklären.

Handlung, Schifffahrt und auswärtiges Gebiet der Carthaginenser.

III. Als Nachkommen der Phönizier, machten auch die Carthaginenser zeitig aus Handlung und Seewesen ihr Hauptgeschäfte. Zur Erweiterung und Beschützung desselben ließen sie sich nach und nach, wie jene, auf verschiedenen Inseln, oder an der See gelegenen Ländern nieder: und dieses beförderte die ansehnlichen Eroberungen, welche sie außerhalb Africa machten. Eine der ersten darunter war die

Insel

Insel Ybica, nicht weit von der spanischen Seeküste. Aber bald wußten sie sich auch in Spanien selbst festzusetzen. Denn indem sie den phönizischen Einwohnern von Gadir, oder Gades (jezt Cadiz,) wider die Spanier beystanden, bemächtigten sie sich der umliegenden Gegend, und in den folgenden Zeiten des größten Theils von Spanien. Sie nüzten dieses an Gold, Silber und andern natürlichen Schätzen reiche Land vortrefflich, zogen auch daraus insonderheit eine Menge Soldaten. Die benachbarten balearischen Inseln, welche jezt Majorca und Minorca heißen, wurden auch von den Carthaginensern bald besezt. Besonders aber strebten sie eifrig nach den wichtigern Inseln des mittelländischen Meeres, die ihnen zu ihrer immer weiter ausgebreiteten Schifffahrt und Handelschaft große Vortheile, dergleichen Seehäfen, Schiffsbauholz, Seeleute, Lebensmittel, und Waaren von mancherley Art waren, verschafften. Sie brachten also Corsica, Sardinien und einen ziemlichen Theil von Sicilien, auch das nahe Maltha in ihre Gewalt. Unter allen diesen Inseln war Sicilien die größte, und wegen ihrer vortrefflichen Fruchtbarkeit, geräumiger und sicherer Häfen, Nachbarschaft von Carthago und Italien, die nüzlichste. Die Carthaginenser gelangten durch so viele Besitzungen und eine anhaltende Uebung so weit, daß sie endlich die mächtigste und herrschende Nation zur See wurden, und es bis auf ihre Kriege mit den Römern blieben. Die Schiffe mit vier Ruderbänken, dergleichen man jezt Galeren nennt, sind ihre Erfindung. Auch sollen sie zuerst aus einer Art von Pfriemenkraut Schiffseile für große Fahrzeuge verfertiget haben.

Ihre Besitzungen in Africa. Ihr kriegerischer Geist.

IV. Während daß die Carthaginenser ihr Gebiet außerhalb Africa so sehr vergrößerten, wurden sie auch Herren von einem beträchtlichen Stücke Landes in diesem Welttheile. Sie mußten zwar lange den Königen in der Nachbarschaft einen Tribut bezahlen; aber endlich machten sie sich von demselben los, und bezwangen die meisten von denjenigen africanischen Ländern, die heut zu Tage unter dem Namen der Barbarey bekannt sind. Dazu gehörten auch größtentheils Mauritanien und Numidien, welches leztere ihnen ungemein gute Reiterey verschaffte. Zulezt besaßen sie in Africa allein auf dreyhundert Städte. Doch so viele Erwerbungen der Carthaginenser verwickelten sie auch in eine Menge von Kriegen, darunter manche ihnen sehr empfindlichen Schaden zufügten. Ihre Vorfahren, die Phönizier, hatten ihre Handlung und Schifffahrt nur als erfinderische Künstler, kühne Seefahrer und geschäftige Kaufleute empor gebracht. Die Carthaginenser hingegen waren außerdem noch Krieger und Eroberer. Zwar scheinen sich Handelschaft und kriegerischer Geist nicht wohl mit einander zu vertragen, weil die erstere nicht glücklicher, als unter dem Schutze von Ruhe und Frieden, getrieben und vermehret wird. Allein die Nothwendigkeit, Angriffe auf ihre Besitzungen abzuwehren; die Begierde, sich immer mehr zu verstärken und zu bereichern; auch die Eifersucht gegen andere mächtige Nationen, trieben die Carthaginenser oft an, die Waffen zu ergreifen. Die Kriegsflotten, welche sie bey diesen Gelegenheiten ausrüsteten, waren meistentheils ihre sicherſten Stützen. Hingegen war es ihnen nicht selten nachtheilig, daß sie eine große Anzahl

zahl gemietheter Soldaten gebrauchen mußten, auf deren Treue und Tapferkeit sie sich lange so sehr nicht verlassen konnten, als auf ihre eigenen. Diese Miethsoldaten und ihre africanischen Unterthanen, denen sie zu hart begegneten, stifteten auch zuweilen Empörungen und Kriege, in welchen beyde Theile mit der abscheulichsten Grausamkeit gegen einander verfuhren.

Wiefern die Geschichte von Kriegen der Jugend nüzlich ist?

V. Von den allermeisten dieser Kriege der Carthaginenser, oder auch anderer Nationen, ist für euer Alter, Kinder, noch keine ausführliche Nachricht nöthig. Denn ihr seyd noch nicht im Stande zu beurtheilen, wie gerecht, wie klug, oder wie vortheilhaft dieselben geführt worden sind. Aber nur so viel zu wissen, daß zwo Nationen, oder zween Fürsten, die einander bekriegten, weil sie sich von einander beleidigt zu seyn glaubten, und keine Genugthuung dafür erhielten, sich daher allen ersinnlichen Abbruch gethan, und dabey zwar viele Tapferkeit, aber auch nicht weniger Erbitterung und Härte, zumal in diesen alten Zeiten, bewiesen haben: das ist für euch nicht lehrreich genug. Dazu kann es euch unterdessen dienen, daß ihr die Glückseligkeit unserer Zeit dankbar gegen Gott erkennet, in welcher Völker, die für christlich und gesittet angesehen seyn wollen, auch mitten im Kriege, die Menschlichkeit gegen einander nicht, oder nur selten, vergessen. In der Geschichte aber sind blos solche Kriege für euch merkwürdig, die ganze Reiche gestürzt, oder in denen sich bewundernswürdige Männer hervorgethan haben; oder solche, ohne deren Beschreibung sich der Zustand der Welt gar nicht verstehen läßt. Ihr müßt also auch die Kriege der Carthaginenser mit den Römern, die lezten und

größten,

größten, welche sie geführt haben, kennen lernen. Sie nahmen etwan drittehalbhundert Jahre vor Christi Geburt ihren Anfang, und endigten sich ohngefähr hundert und funfzig Jahre vor eben dieser Begebenheit.

Kriege der Carthaginenser mit den Römern.

VI. Die Carthaginenser und die Römer waren damals die beyden mächtigsten Nationen der Welt; aber auch immer aufmerksamer und mißtrauischer gegen einander geworden. Sie hatten sich einander immer mehr genähert; und die eine schien der fernern Größe der andern im Wege zu stehen. Die Carthaginenser suchten sich nicht nur in Sicilien immer weiter auszubreiten; sondern konnten auch leicht in das nur durch eine schmale Meerenge davon abgesonderte Italien übergehen. Die Römer aber, welche hier großentheils die Oberhand hatten, wollten auch das fruchtbare Sicilien genießen, und nicht länger durch der Carthaginenser Herrschaft zur See eingeschränkt werden. Da also beyde zugleich an gewissen Händeln in Sicilien einen feindseligen Antheil gegen einander nahmen, brach der erste Krieg zwischen ihnen aus. Zwar konnte damals niemand den Carthaginensern zur See widerstehen. Allein die Römer, welche auch dieses lernten, übertrafen sie noch an persönlicher Tapferkeit; und die Carthaginenser verloren endlich doch, nach einem abwechselnden Kriegsglücke von drey und zwanzig Jahren, Sicilien. Dieses Unglück vergrößerte ihren Haß gegen die Römer, die ihnen auch, während des darauf folgenden Friedens, Sardinien treulos entrissen. Ihr trefflicher Feldherr Hamilcar bemühte sich daher, sein entkräftetes Vaterland wieder in den Stand zu setzen, daß es sich an den Römern rächen könnte.

Hannibal schwoert als Knabe ein unver-
söhnlicher Feind der Roemer zu seyn.

könnte. In dieser Absicht erweiterte er das carthaginensische Gebiet in Spanien sehr, und sammlete daselbst alle Hülfsmittel zu einem neuen Kriege. Als er im Begriff war, sich mit einer Schaar Soldaten in dieses Land zu begeben, fragte er seinen neunjährigen Sohn Hannibal, ob er Lust hätte, ihn auf diesem Feldzuge zu begleiten? Der Knabe bat seinen Vater eifrig, ihn dahin mitzunehmen. Darauf ließ ihn Hamilcar den Altar, auf welchem er eben einem seiner Götter ein Opfer brachte, umfassen, und dergestalt einen Eid schwören, daß er sein ganzes Leben hindurch ein Feind der Römer seyn wolle. Ein unbesonnener, ungerechter, und ganz ungültiger Eid! Denn in eurem Alter, meine Lieben, darf man noch gar nicht schwören; und kaum noch in reifern Jahren, so lange man nicht scharf und gewissenhaft überlegen kann, was es heiße, einen Eid abzulegen, oder Gott als Zeugen und Richter seiner Gedanken und Handlungen außerordentlich anzurufen. Im Zorne aber ist es durchaus niemals erlaubt zu schwören. Und eben so strafbar war es, daß ein weiser Mann seinen jungen Sohn vor Gott angeloben ließ, in seinem ganzen Leben Menschenhaß und Feindschaft auszuüben.

Hannibals Eid. X Kupfertafel.

VII. Doch Hannibal glaubte, daß er diesem Eide getreu bleiben müsse: und überhaupt nahm er die Gesinnungen seines Vaters gegen die Römer an, dem er auch in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, als Feldherr der carthaginensischen Kriegsvölker in Spanien, nachfolgte. Seit dieser Zeit war er vornehmlich darauf bedacht, die Römer anzugreifen. Endlich gelang es ihm auch, den Krieg zu erregen, den er so sehr wünschte: und er beschloß, ihn mitten in dem Vater-

Er geht über die Alpen, und bekriegt die Römer.

lande

lande der Römer, in Italien, zu führen. Um dahin zu bringen, that er mit seinem Kriegsheere den langen, höchst beschwerlichen und kühnen Zug aus Spanien über die pyrenäischen Gebürge nach Gallien, und sodann über die Alpen. Ueber diese Reihe von fürchterlich hohen und steilen Bergen, welche Frankreich von Italien scheiden, unaufhörlich mit Schnee und Eis bedeckt, mit engen Päſſen und tiefen Abgründen durchschnitten, und kaum zu einem Wege für einzelne Personen brauchbar sind, mußten so viele tausend Soldaten, die nur an heiße Gegenden gewohnt waren, mit einer Menge von Lastthieren und Elephanten, unter unzähligen Mühseligkeiten und Gefahren, darunter auch der häufige Angriff von den Einwohnern der Alpen war, steigen. Alle diese Schwierigkeiten überwand Hannibal, bahnte sich oft einen neuen Weg, und kam endlich in die Ebenen von Italien. Er besiegte die Römer fast in jedem Treffen, durchzog ganz Italien mit ihrer Beute beladen, bedrohte Rom selbst, und wußte sechszehn Jahre lang den Krieg in diesem Lande fortzuführen: immer den Römern furchtbar; ob ihm gleich die Carthaginenser zu wenig neue Soldaten und Geld schickten. Seine ungemeine Geschwindigkeit in kriegerischen Unternehmungen; sein an Erfindung neuer Hülfsmittel und listiger Anschläge unerschöpflicher Geist; sein Heldenmuth und seine Standhaftigkeit unter den gefährlichsten Umständen; die ausnehmende Geschicklichkeit, mit welcher er so lange Zeit ein aus so sehr verschiedenen Völkern, Carthaginensern, Africanern, Spaniern, Galliern, Italiänern und Griechen zusammengesetztes Kriegsheer zum gemeinschaftlichen Besten zu vereinigen

nigen wußte, und überhaupt die Ueberlegenheit, welche er sich über eine der tapfersten Nationen der Welt erwarb: alles dieses beweist, daß er der größte Feldherr der alten Zeiten gewesen sey. Jeder, der ein großer Mann werden will, hat zwar eine Menge von Schwierigkeiten zu bekämpfen, und muß seinen Geist weit mehr als die übrigen Menschen anstrengen und erheben. Aber unter allen hat derjenige, welcher den Namen eines großen Feldherrn zu verdienen sucht, die stärksten Hindernisse zu besiegen, und findet mehr als ein anderer an seinen eigenen Leidenschaften seine Feinde.

List des Hannibal.

VIII. Ihr werdet vermuthlich gern ein Beyspiel von der mannichfaltigen List des Hannibal hören wollen. Und es ist euch dereinst auch in eurem Leben erlaubt, listige Mittel zu gebrauchen, wenn nur etwas sehr Gutes dadurch ausgerichtet wird. Einmal also hatte es Hannibal mit einem römischen Feldherrn, Namens Fabius, zu thun, der so schlau als er war. Dieser lagerte sich mit seinen Soldaten auf Bergen, weil er wußte, daß Hannibal durch die darunter liegenden engen Wege durchziehen mußte, wenn er nicht mit seinen Soldaten verhungern wollte: und das konnte er ihm leicht verwehren. Um sich aus dieser Noth zu retten, ließ Hannibal einigen tausend Ochsen kleine Reisbunde an die Hörner binden, dieselben, als die Nacht einbrach, anzünden, und sie darauf gegen die Berge hinauf treiben. So wie die Ochsen das Feuer fühlten; wurden sie wütend, und liefen mit starkem Gebrülle auf allen Seiten herum. Die Soldaten des Fabius erstaunten über diesen Anblick von so vielen herumirrenden Feuern; sie zogen

sich

sich näher zusammen, um sich, wo nöthig, vertheidigen zu können, und gaben darüber auf das enge Thal nicht Acht, durch welches also Hannibal zog, ohne von jemanden gehindert zu werden. Da er ein so kluger Mann war, hätte er wohl verdient, daß ihm die Carthaginenser immer mehr Hülfe gesandt hätten. Aber er hatte viele Feinde unter seinen Mitbürgern: und daher konnte er endlich, aus Mangel an Unterstützung von denselben, nicht länger in Italien bleiben.

Sein übriges Leben.

IX. Nachdem er also seine Kriegsvölker in die Nähe von Carthago zurückgeführt hatte, mußten sie auch daselbst der größern Erfahrung, Kunst und Tapferkeit der Römer weichen. Darauf war dieser große Krieger auch derjenige, der die Schließung des Friedens mit dem größten Nachdruck anrieth; ob er gleich durch denselben sein hohes Ansehen als Feldherr verlor. Die Carthaginenser büßten durch denselben ungleich mehr ein, indem sie nichts mehr in Spanien übrig behielten, fast alle ihre Kriegsschiffe und zum Kriege abgerichtete Elephanten an die Römer ausliefern, eben denselben eine gewaltige Geldsumme bezahlen, und versprechen mußten, sich ohne Bewilligung der Römer in keinen Krieg einzulassen. Gleichwohl empfanden die meisten Carthaginenser nicht, wie schwach und jeder Beleidigung ausgesezt nunmehr ihr Vaterland geworden sey, bis sie, da die öffentliche Schazkammer erschöpft war, Geld aus ihrem eigenen Vermögen hergeben sollten. So werden die wenigsten Menschen durch öffentliches Unglück gerührt; aber sie klagen desto lauter, wenn ihr Eigennutz zu leiden anfängt. Hannibal verwies dieses seinen Mitbürgern, und warnete sie wegen des Künftigen. Er

zeigte

zeigte jezt, als oberster Richter zu Carthago, wie eifrig er die Ausübung der Gerechtigkeit liebte. Aber weil er dabey keinen Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen machte, und weil er den Römern immer noch furchtbar vorkam, wurde er genöthigt, seine Vaterstadt zu verlassen. Er suchte darauf bey verschiedenen Fürsten seine Zuflucht, die er zum Kriege gegen die Römer aufzubringen bemüht war. Diese verfolgten ihn daher unaufhörlich: und zulezt nahm er in seinem siebzigsten Jahre Gift, um nicht ihnen übergeben zu werden. Wir wollen, sagte er dabey, die Römer von ihrer langen ängstlichen Sorge befreyen, weil sie doch den Tod eines alten Mannes nicht erwarten können. Dieser große Mann war auch ein geschickter Staatsmann, mit einigen Wissenschaften bekannt, und selbst ein Schriftsteller. Glücklicher wäre er freylich, und mit ihm sein Vaterland gewesen, wenn er Haß und Rachbegierde hätte unterdrücken, im Frieden das Beste von Carthago befördern, und noch sterbend unter seinen Freunden, geliebt von seinen Mitbürgern, und von Fremden bewundert, aber weniger gefürchtet, auf den erhöheten Wohlstand hätte zurücksehen können, der den Carthaginensern durch ihn zu Theil geworden wäre.

Untergang von Carthago.

X. Sie konnten wirklich von dieser Zeit an nicht wieder ihren ehemaligen blühenden Zustand erreichen: und da sie einmal die Römer nahe an den Untergang ihres Staats gebracht hatten, so ruhten auch diese nicht eher, als bis sie so gefährliche Nachbarn zu Grunde gerichtet hatten. Zwar zogen die Carthaginenser aus der trefflichen Fruchtbarkeit ihres Landes,

und aus ihrem immer noch sehr wichtigen Handel, von neuem Reichthümer und Stärke. Aber sie waren nun ganz von den Römern abhängig, deren tief eingewurzelte Feindschaft gegen sich sie nicht zu mildern vermochten. Diese verwickelten die Carthaginenser in immer größere Unruhe und Verwirrung, und befohlen ihnen endlich, nachdem sie dieselben aller Vertheidigungsmittel beraubt zu haben glaubten, Carthago gänzlich zu verlassen. Da erwachte bey den Carthaginensern die Liebe zum Vaterlande, und der edle Zorn über so viele niederträchtige Begegnungen, die sie bisher hatten ausstehen müssen. Sie bereiteten mit unbeschreiblichem Eifer und Geschwindigkeit neue Waffen und Kriegsmaschinen; schmelzten, da es ihnen an Eisen und Erz dazu mangelte, ihr Gold und Silber, ihre Bildsäulen und ihr Hausgeräthe ein; alle ihre Weiber schnitten sich die Haare ab, damit Stricke daraus verfertigt werden könnten; und so wehrten sie sich in ihrer Hauptstadt, mit einer gewissen Verzweifelung, ins vierte Jahr gegen die ihnen so sehr überlegenen Römer. Endlich eroberten diese Carthago mit Sturm, und zerstörten es völlig. Zwar wurde nachher, um die Zeiten der Geburt Christi, nicht weit von dem Orte, wo es auf einer Halbinsel gestanden hatte, eine andere Stadt unter dem Namen Carthago von den Römern gebaut, die auch sehr ansehnlich und volkreich wurde. Allein sie ist im siebenten christlichen Jahrhundert von den Saracenen so völlig der Erde gleich gemacht, daß jezt kaum einige Spuren von ihrer Stelle noch bemerkt werden können.

XI. Das alte Carthago, und die Carthaginenser selbst, hatten ihren Untergang nicht blos den schon angeführten Ursachen, sondern hauptsächlich auch ihrer fast beständigen Uneinigkeit zu danken, aus welcher Partheyen entstanden, die einander auch an den besten Entwürfen hinderten und verfolgten. In der Religion dieses Volks, die überhaupt heidnisch war, und eine Menge von Göttern und Göttinnen hatte, findet man einen Beweis, auf was für unanständige und sogar unmenschliche Begriffe von Gott die Menschen gerathen können, sobald sie einmal die Leitung, welche er ihnen selbst zu seiner Kenntniß gegeben hat, aus den Augen setzen. Die Carthaginenser bildeten sich ein, daß sie, wenn Pest oder andere Landesplagen einbrachen, sich die Gnade ihrer Götter nicht leichter wieder erwerben könnten, als wenn sie denselben Menschen opferten. Mütter brachten ihre eigenen Kinder her, um in die eherne Bildsäule des Abgottes gelegt zu werden, in welcher sie verbrannt wurden. Obgleich einige Spuren von einer solchen Gewohnheit sich auch bey andern heidnischen Völkern finden: so hat doch keines diese unnatürliche Grausamkeit so eifrig und so oft ausgeübt, als die Carthaginenser. Zuweilen machten es daher andere heidnische Völker, die solches verabscheueten, zu einer Bedingung des Friedens, den sie mit ihnen schlossen, daß sie keine Menschenopfer mehr darbringen sollten. Ihr werdet fragen, meine Lieben, wie die Carthaginenser auf eine solche Abscheulichkeit haben gerathen können? Vermuthlich glaubten sie, daß, wenn sie Gott das Liebste, was sie hatten, und was sich am wenigsten an Ihm versündigte, ganz überließen, Er sich desto geschwin-

Religion der Carthaginenser.

der werde besänftigen lassen. Aber sie erinnerten sich nicht, daß ihnen Gott ihre Kinder gegeben habe, nicht um sie zu tödten, sondern sie zu nüzlichen Menschen zu erziehen; und daß sie eben dadurch dieselben Gott zu seinem Dienste recht widmeten, wenn sie solche täglich weiser und tugendhafter machten.

Ihre Sitten.

XII. Ehrerbietung genug bezeigten die Carthaginenser gegen ihre Religion. Sie unternahmen kein wichtiges Geschäfte, ohne gewisse heilige Cärimonien derselben auszuüben. Aber man kann das ganze Cärimoniel des äußerlichen Gottesdienstes genau und häufig beobachten; und dennoch dabey lasterhaft bleiben. Man beschreibt auch die Sitten der Carthaginenser nicht zum Besten. Allein diese Beschreibungen rühren von ihren bittersten Feinden, den Römern, her, die ihnen besonders Betrug und Treulosigkeit vorgeworfen, und allem Ansehen nach ihre Fehler vergrößert, oder zu allgemein gemacht haben. Denn man darf niemals von einer ganzen Nation überhaupt nachtheilig reden, weil es nicht glaublich ist, daß nicht überaus viele Mitglieder derselben Lob verdienen sollten. Die Carthaginenser mögen zwar allerdings zum Theil habsüchtig und üppig gewesen seyn. Sie waren auch zu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten geneigt; öfters kreuzigten sie ihre Feldherren, wenn dieselben im Kriege unglücklich gewesen waren. Aber es gab auch rechtschaffene und tugendhafte Personen genug unter ihnen. Besonders liebten sie ihr Vaterland ungemein, und verrichteten viele heldenmüthige Thaten zur Ehre und zum Nutzen desselben. Einmal war zwischen den Carthaginensern

und

und den Cyrenensern, ihren Nachbarn, ein langwieriger und blutiger Streit über die Gränzen ihrer beyderseitigen Länder entstanden. Endlich verglichen sie sich darüber, daß an Einem Tage sowohl aus Carthago als aus Cyrene einige Abgeordnete weggehen sollten, und wo sie sich beyderseits einander treffen würden, da sollte die Gränze der zween Völker seyn. Die Carthaginenser, welche früher ausgegangen waren, (es waren zween Brüder, die Philäni hießen,) legten auch mehr Weges zurück, als die Cyrenenser; und der Vortheil war also ganz auf der erstern Seite. Das verdroß die leztern: sie stritten darüber, und erklärten sich endlich, daß sie sich diese Gränze gefallen lassen wollten, wenn sich die Carthaginenser auf derselben Stelle lebendig begraben ließen. Gleich waren die beyden Brüder dazu willig, und erwarben also ihrem Vaterlande mit ihrem Leben einen Zuwachs seines Gebietes. Eine sehr großmüthige, obgleich über das Maaß der Pflichten, die man dem Vaterlande schuldig ist, hinaus gedehnte Handlung. Die Carthaginenser richteten an diesem merkwürdigen Orte zween Altäre zum dankbaren Gedächtniß und zur Verehrung dieser edlen Brüder auf.

Ihre Regierung, Sprache, Künste und Wissenschaften.

XIII. Auch aus der Regierungsart, welche die Carthaginenser bey sich eingeführt hatten, und aus ihren guten Gesetzen könnt ihr schließen, daß viele weise und wohlgesinnte Männer unter ihnen gewesen seyn müssen. Zuerst standen sie unter der Herrschaft eines Fürsten; nachher aber vertheilten sie die höchste Gewalt zwischen zwo angesehenen obrigkeitlichen Personen, welche Suffeten hießen, und jährlich mit

andern abwechselten; zwischen dem Senate oder Staatsrathe, der aus einer Anzahl alter, kluger und vornehmer Männer bestand; und zwischen dem Volke; das heißt nicht dem Pöbel, sondern den Bürgern, Handwerkern und Künstlern. Jeder Theil hielt den andern vom Mißbrauche seiner Gewalt zurück: und so wurde lange Zeit weder die allgemeine Freyheit unterdrückt, noch das Vaterland durch innerliche Unruhen erschüttert. Endlich als das Volk sich zu viele Macht in den Hauptgeschäften des Staats anmaaßte, hörten Ordnung und Uebereinstimmung in demselben nach und nach auf. Eigentlich wurde zu Carthago keine Lebensart höher geschätzt, als der Stand eines Kaufmanns. Diese eifrige Neigung zu demselben brachte zwar der Handelschaft viele Vortheile, breitete auch einen Ueberfluß an Bequemlichkeiten und Reichthümer im Lande aus. Aber viele Carthaginenser gewöhnten sich zugleich daran, Geld über alles hochzuachten, und bloß für ihren Eigennutzen zu leben. Nächstdem erfanden sie auch manche schöne Handarbeit und feines künstliches Geräthe. Die Gelehrsamkeit stand zwar bey ihnen in keinem allgemein hohen Werthe, weil Handelschaft und Krieg sie gänzlich eingenommen hatten; doch wandten sie vielen Fleiß auf die ihnen bey der Schifffahrt so nöthigen mathematischen Wissenschaften, und auf die Erdbeschreibung. Ihr Staatsrath schickte sogar Befehlshaber mit Flotten aus, um an den Seeküsten verschiedener Welttheile Entdeckungen zu machen, die auch von denselben in Büchern beschrieben worden sind. Sie hatten überdieß Geschichtschreiber, Schriftsteller von der

Feld-

Feldwirthschaft, und andere Gelehrte mehr; deren Werke aber sämmtlich untergegangen sind. Die Sprache der Carthaginenser, welche ursprünglich die phönizische, oder eine mit der hebräischen nahe verwandte war, ist nach allerhand erlittenen Veränderungen noch auf der Insel Maltha gebräuchlich, und einerley mit derjenigen, deren sich jezt die Araber im gemeinen Leben bedienen.

Achtes Buch.

Geschichte der Griechen.

Erster Abschnitt.

Geschichte der Griechen vom Inachus an bis auf die Eroberung von Troja, oder von dem ersten bekannten Könige der Griechen, bis auf ihre erste große Unternehmung außerhalb ihres Vaterlandes.

Die Zeiten ihres rohen, ungesitteten Zustandes; aber auch des Anfangs ihrer Aufklärung durch Religion, Gesetze, Künste und Wissenschaften.

Vom Jahr der Welt 2100 bis 2800. Siebenhundert Jahre.

I.

Griechen, ein überaus merkwürdiges Volk.

Endlich führt uns die Geschichte nach Europa, demjenigen Welttheile, den auch wir bewohnen. Hier werden wir zwar aus jenen alten Zeiten nur zwey Völker merkwürdig finden; aber ihre Geschichte wird uns länger, angenehmer, nützlicher, unterhalten, als die von allen vorhergehenden zusammengenommen. Dieses sind die Griechen und die Römer. An ihrem Beyspiele werdet ihr sehen, meine Lieben, was für ein rühmliches und immerwährendes Andenken sich solche Nationen stiften, die nicht nur in artigen Sitten, weisen Gesetzen, tugendhafter Größe, Künsten des Verstandes und Witzes, auch

vielen

vielen Wissenschaften zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt sind; sondern die selbst andere Nationen durch alles dieses erleuchtet, und vortreffliche Denkmäler ihrer Einsichten und Thaten an Schriften oder andern Werken hinterlassen haben. Vor allen andern Nationen des Alterthums haben sich die Griechen diese Vorzüge in reichem Maaße erworben. Sie sind in allen Künsten und in der gesammten Gelehrsamkeit am höchsten unter den alten Nationen gestiegen; haben vortreffliche bürgerliche Einrichtungen und Vorschriften der gesellschaftlichen Aufführung unter sich eingeführt; sind in allem diesem die Lehrer und Muster des übrigen Europa, zum Theil auch von Asia und Africa, geworden; Liebe zum Vaterlande und zur Freyheit, Tapferkeit und kriegerische Heldenthaten haben sie eben so berühmt gemacht: und einen solchen Ueberfluß als sie, an großen Männern jeder Art, an Gesetzgebern, Feldherren, Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern, hat kein anderes Volk aufweisen können.

Beschreibung von Griechenland.

II. Gleichwohl waren die Griechen im Anfange eine so rohe, an allen Kenntnissen und Bedürfnissen Mangel leidende Nation, und blieben es auch so lange Zeit, daß sie desto mehr Schwierigkeiten finden mußten, sich aus ihrem verächtlichen Zustande herauszuheben. Griechenland selbst war in den ersten Jahrhunderten ein sehr schlecht angebautes Land. Hier müßt ihr abermals, meine Lieben, die Landkarte vor Augen haben, wenn ihr die folgende Geschichte verstehen wollt. Da werdet ihr sehen, daß Griechenland gegen Morgen, Mittag und Abend von dem mittelländischen Meere umgeben ist; gegen Mitternacht aber

an diejenigen Länder gränzt, welche jezt Dalmatien, Servien, die Bulgarey und Romanien heißen; ehemals aber die Namen Illyricum, Moesien und Thracien führten. Denn im weitläufigsten Verstande des Worts begriff man unter Griechenland nicht nur die dazu gehörige Halbinsel (jezt Morea), und das eigentliche Griechenland (jezt Livadien), sondern auch Epirus, das jezt Albanien heißt, Thessalien, heutiges Tages unter dem Namen Janiah bekannt, und Macedonien. Ehe diese Länder durch Fleiß und Kunst der Menschen gehörig bearbeitet wurden, waren sie voll von Morästen, Waldungen, unfruchtbaren Gegenden, und mit wilden Thieren angefüllt. Aber da ihr sanfter Himmelsstrich, ihre vortheilhafte Lage, auch die Nähe von Asia und Africa von den Einwohnern genuzt wurden: so machten sie endlich ihr Vaterland zu einem der schönsten und blühendsten Länder der Welt.

Erste Einwohner Griechenlands.

III. Ohngefähr vierhundert Jahre nach der grossen Ueberschwemmung, welche wir die Sündfluth nennen, findet man zuerst, so weit die sichere Geschichte reicht, Einwohner in demjenigen Lande, das nachmals Griechenland genannt wurde. Sie kamen, wie alle Völker, aus Asien. Insonderheit stammten sie, wie man wahrscheinlich glaubt, von Javan oder Jon, dem Sohn des Japhet, und Enkel des Noah, her: und daher war ihr ältester Name Jonier. Die Familie des Javan hatte sich in Kleinasien, das jezt Natolien heißt, niedergelassen. Seine Nachkommen wurden immer zahlreicher, und giengen zum Theil auf die Inseln über, welche in großer Anzahl zwischen Asia und Europa liegen. Endlich traten sie auf der

benach-

benachbarten Halbinsel von Griechenland ans Land. Weil sie vom Meere herkamen, führten sie den Namen Pelasger. Sie gehorchten einem Könige, Namens Inachus, baueten bald eine Stadt, die sie Argos nannten: und diese wurde also der Sitz eines kleinen Königreichs. Aus diesen sumpfigten Gegenden breiteten sich die Pelasger immer weiter aus, fanden in der Nachbarschaft ein Land, das zu Viehweiden bequemer war, in der Folge Arcadien genannt, drangen auch aus der Halbinsel tief in das feste Land ein. Einer ihrer Anführer, der Grăcus hieß, gab Gelegenheit, daß zuerst sein Stamm, nachmals aber das ganze pelasgische Volk, den Namen Grăci oder Griechen erhielt. Aber diese ersten Bewohner Griechenlands waren anfänglich sehr wild und unwissend. Sie hatten meistentheils keine gewisse Wohnungen, hielten sich in Wäldern und Höhlen auf, irrten nackend, oder mit Thierhäuten bedeckt, herum, kannten eine Zeitlang nicht einmal den Gebrauch des Feuers, und nährten sich lange nur von Wurzeln und Kräutern, bis sie Eicheln essen, und endlich Getreide bauen lernten. Das scheint alles fast unglaublich zu seyn, weil die Menschen schon vor der Sündfluth gesellschaftliches Leben, Ackerbau, und dergleichen mehr gekannt hatten. Aber die Pelasger mögen sich von den übrigen Menschen zeitig entfernet haben, und dergestalt mit manchen Nothwendigkeiten des Lebens gar nicht bekannt worden seyn. Da sie auch auf ein rauhes Erdreich geriethen, und keinen erfinderischen Kopf unter sich hatten: so blieben sie unter allen Reichthümern, die ihnen die Erde darbot, arm. Sie waren außerdem zu allerley Gewaltthätigkeiten

und

und Mordthaten geneigt, hatten kaum einige dunkle Begriffe von Religion, und opferten ihren Göttern, die sie nicht zu nennen wußten, Menschen.

Deucalion und die Hellenen.

IV. Nach und nach aber ließen sich einige Ausländer von gesitteten Völkern mit einer Anzahl ihrer Landsleute bey den Pelasgern nieder, und theilten denselben ihre Religionslehren, Gebräuche und Künste mit. Allein eben diese Ausländer bemächtigten sich auch eines Theils von Griechenland. **Deucalion** insonderheit machte der bisherigen Herrschaft der Pelasger daselbst größtentheils ein Ende. Dieser tapfere Mann war von dem asiatischen Gebirge Caucasus hergekommen. Sein Vater **Prometheus** war ein weiser Fürst in der dortigen Gegend, der die Menschen allerley Künste lehrte, unter andern zeigte, wie man **Bildsäulen aus Thon verfertigen**, und **Feuer aus Feuersteinen herausschlagen** könne. Daher erzählte die Fabel von ihm, er habe den Menschen gebildet, und das Feuer, nachdem er es im Himmel gestohlen, auf die Erde gebracht. Denn ihr müßt wissen, Kinder, daß man in den ältesten Zeiten, wenn artige Entdeckungen gemacht wurden, die den meisten unbegreiflich vorkamen, dieselben sehr wunderbar vorgestellt hat, als wenn sie nicht durch die gewöhnlichen Versuche und Nachforschungen der Menschen hätten hervorgebracht werden können. Daher kommen so viele Fabeln der alten Welt, die nicht bloß für Kinder, sondern überhaupt für Leute ersonnen wurden, deren Verstand noch wenig zugenommen hatte. Der Sohn also dieses Fürsten, **Deucalion**, nahm nebst mehrern, die ihm folgten, seinen Sitz an dem Gebirge Parnassus in Thessalien, und nöthigte bald die

Pelasger

Pelasger, sich aus Griechenland zu flüchten, oder ihm unterthänig zu werden. Seine Nachkommen hießen von seinem Sohne Hellen, die Hellenen: daher haben sich in spätern Zeiten alle Griechen diesen Namen beygelegt. Deucalion machte in diesem Lande die ägyptische Religion bekannt. Seine Unterthanen wurden durch ihn immer gesitteter: und da er eine große Menge derselben durch eine fürchterliche Ueberschwemmung verloren hatte, gab er sich desto mehr Mühe, die noch übrigen zu erhalten und zu vermehren. Diese Ueberschwemmung wurde in den folgenden Jahrhunderten von den Griechen so vorgestellt, als wenn es jene große Sündfluth des Noah gewesen wäre, von welcher sie auch gehört hatten. Ihr findet daher, meine Lieben, bey dem römischen Dichter Ovidius eine rührende Beschreibung von der Wasserfluth, durch welche das ganze menschliche Geschlecht wegen seiner Gottlosigkeit von dem höchsten Gott soll vernichtet worden seyn, nur den Deucalion und seine Gemahlinn Pyrrha ausgenommen, weil sie die einzigen Frommen auf der Welt gewesen wären.

Cecrops stiftet das athenienſische Königreich.

V. Mittlerweile, daß Deucalion und seine Nachkommen eine solche allgemeine Veränderung in dem Zustande Griechenlands stifteten, thaten andere fremde Ankömmlinge ohngefähr eben dieses in besondern Gegenden dieses Landes. So kam Cecrops mit einem Haufen Menschen aus Aegypten in das eigentliche Griechenland, bauete Athen, und legte daselbst ein eigenes Königreich an. Hier führte er die Verehrung eines höchsten Gottes ein, ließ demselben zu Ehren Altäre aufrichten, und Opfer, aber von lauter unbelebten Dingen, schlachten. Die Einwohner der dortigen

dortigen Landschaft theilte er in gewisse Bezirke und Zünfte ein, gab ihnen Gesetze, und gewöhnte sie an einen ordentlichen Ehestand. Er lehrte sie auch, weil sie nicht weit vom Meere entfernet waren, die Kunst der Schifffahrt, und durch Hülfe derselben Handlung mit entlegenen Ländern treiben. Einer seiner Nachfolger in der Regierung, Erichthonius, erfand, da ihn seine lahmen Füße am Gehen hinderten, einen Wagen, vor welchen er vier Pferde spannte. Aber unter den übrigen Königen von Athen, erwarb sich insonderheit Theseus einen großen Ruhm. Denn er war nicht nur ein sehr tapferer Fürst, der durch seinen Muth die öffentliche Ruhe und Sicherheit erhielt; er wurde auch gleichsam der zweyte Stifter von Athen: so sehr erweiterte er diese Stadt, und verbesserte ihre Verfassung. Er sonderte die Einwohner derselben in drey Classen ab: in die Edlen, die Künstler, und die Ackersleute; verband sie alle unter einander, und gab auch jeder Classe ihre besondern Rechte und Freyheiten; theilte sogar seine königliche Gewalt mit ihnen; zog viele Ausländer in seine Stadt, und sorgte dafür, daß die Gesetze wohl beobachtet würden. Dennoch nöthigten ihn zuletzt seine undankbaren Unterthanen, sein Leben fern von ihnen zu beschließen.

und Cadmus das thebanische.

VI. In der Nachbarschaft von Athen, in Böotien, langte Cadmus aus Phönizien mit mehrern von dieser Nation an, und legte daselbst den Grund zu der Stadt und dem Königreiche Theben. Er brachte aus seinem Vaterlande die Buchstabenschrift mit, welche die Griechen von ihm annahmen, und ihr Alphabet darnach bildeten. Es könnte wohl seyn, daß sie bis auf diese Zeit noch gar keine Buchstabenschrift

gehabt

gehabt hätten; oder, wenn sie sich derselben schon bedienten, so war sie weit unförmlicher und unbrauchbarer, als die phönizische des Cadmus. Auch führte er bey den Griechen den Gebrauch des Kupfers ein, lehrte sie neue Religionsgebräuche, und machte sie zur Handelschaft und Schifffahrt geschickter. Nach diesem Könige regierten mehrere über die Thebaner. Einer derselben, Amphion, machte seine Unterthanen mit der Musik bekannt, und brachte es durch die Annehmlichkeiten dieser Kunst so weit, daß sie alle Arbeiten willig unternahmen. Daher erzählte die Fabel von ihm, daß er bloß durch den Klang der Musik selbst Steine an jeden Ort, an welchen er wollte, gezogen habe. Noch gab es einen König von Theben, Oedipus, der auch durch die Fabeln der Griechen sehr berühmt worden ist. Er war der beklagenswürdigste Mensch seiner Zeit: denn er begieng die gröbsten Verbrechen, ohne es zu wissen. Er bestrafte sich aber auch selbst dafür in einem Anfall von Verzweifelung, indem er sich selbst die Augen ausriß, und brachte sein übriges Leben, entfernt von aller menschlichen Gesellschaft, traurig zu. Wenn ein rechtschaffener Mann wegen Laster, in die er unwissend gerathen ist, so viel Betrübniß und Reue empfinden kann: was sollte derjenige nicht empfinden, der täglich mit Wissen und Willen die schlimmsten Handlungen ausübt?

VII. So lernten die Griechen immer mehr von Ausländern, die sich unter ihnen festsezten. Und so wie dieses in dem eigentlichen Griechenlande geschah, so giengen auch unter den Bewohnern der dazu gehörigen Danaus und Hercules.

rigen Halbinsel öfters gleiche Veränderungen vor. Hieher kam Danaus aus Aegypten, bemächtigte sich des Königreichs Argos, und brachte ebenfalls ägyptische Religionsgebräuche unter die Griechen; auch sahen sie damals das erste ägyptische Schiff mit funfzig Rudern. Unter den Nachkommen des Danaus waren verschiedene Helden, das heißt, sehr tapfere Fürsten, welche keine Gefahr scheueten, um bewundernswürdige Thaten zu verrichten, und diejenigen zu besiegen, von denen sie beleidigt worden waren. Denn in diesen alten Zeiten, und überhaupt bey allen Völkern, wo Künste und Wissenschaften noch nicht sehr beliebt worden sind, ist Herzhaftigkeit und kühner Muth immer als die Haupttugend eines Menschen angesehen worden. Freylich muß derjenige, der noch nicht gewohnt ist, sich durch Verstand hervorzuthun, in der Behendigkeit und Stärke seines Arms einen Vorzug suchen: und in jenen Zeiten, auch bey solchen Völkern, gab es unaufhörlich Gelegenheiten zum Gefechte. Ich würde euch also nichts vom Hercules, einem der Prinzen aus der Familie des Danaus, sagen, wenn er nur ein gewöhnlicher Held gewesen wäre, dem niemand widerstehen konnte, der alle Menschen und Thiere umbrachte, die ihm feindlich begegneten. Aber Hercules war zugleich ein wohlthätiger und großmüthiger Held. Er stand Lebensgefahren und die mühseligsten Arbeiten aus, damit die übrigen Griechen desto ruhiger leben könnten, befreyete ihr Land von Räubern und schädlichen wilden Thieren, kam Unglücklichen zu Hülfe, und war beynahe stets auf eine gemeinnützige Art beschäftigt. Kein Wunder ist es also, daß ihn die Griechen nachher aus Dankbarkeit

Orpheus ein Lehrer der Griechen durch Musik und Dichtkunst.

barkeit und Bewunderung unter die Gesellschaft ihrer Götter versezt haben.

VIII. Außer den schon genannten Königreichen Griechenlands, zu Argos, Athen und Theben, wurden noch viele andere nach und nach gestiftet, wie zu Corinth, Lacedämon, oder Sparta, und dergleichen mehr. Ihr werdet sagen, meine Lieben, daß dieses sehr kleine Königreiche gewesen seyn müssen, deren so viele beysammen in diesem Lande lagen. Allerdings gehörten in diesen Zeiten öfters nur wenige Städte zu einem Königreiche; aber der König kannte alsdenn auch seine Unterthanen desto leichter, und konnte für ihre Bedürfnisse, ohngefähr wie ein Hausvater für seine ganze zahlreiche Familie, sorgen. Es blieb aber nicht bloß bey der Errichtung dieser griechischen Reiche und Städte, die mit Gesetzen, Religionscärimonien, und einigen Erfindungen der Ausländer versehen wurden. Die Griechen wurden auch aufgemuntert, ihren Verstand und Witz mehr zu schärfen und zu gebrauchen, sich mit edeln Gedanken zu Gott selbst zu erheben, die trefflichsten Künste zu ihrer Besserung anzuwenden, und ihre Sitten zu verfeinern. Einer der ersten Weisen, der ihnen den Weg zu diesem allem zeigte, war Orpheus, aus Thrazien, oder dem heutigen Romanien, gebürtig. Er fand noch viele Griechen in Wäldern und Höhlen ein halb wildes Leben führen, ungesellig gegen einander, und geneigt zu Mordthaten, im Genuß elender Nahrungsmittel, und mit sehr schlechten Kenntnissen von der Religion eingenommen. Um ihnen sanftere Gesinnungen einzuflößen, sie auf sich selbst aufmerksamer und nachdenkender zu machen, bediente sich Orpheus zwo vortrefflicher

Orpheus führt die Griechen durch Dichtkunst und Musik zur Religion und Tugend.

XI Kupfertafel.

trefflicher Künste, der Dichtkunst, oder Poesie, und der Musik, die wir auch die Tonkunst nennen. Beyde Künste sind sehr genau mit einander verbunden, und es ist ihr vornehmster Nutzen, daß sie sich unwiderstehlich einen Eingang in das Gemüth des Menschen verschaffen, ihn zu vielen guten Gedanken und Entschließungen bringen. Euch, Kinder, die ihr glaubt, daß man bloß zum Vergnügen Verse lesen, oder eine Musik anhören müsse, wird dieses nicht recht verständlich seyn: und ich muß es euch daher deutlicher erklären.

Gewalt der Poesie und Musik über das menschliche Herz.

IX. Die Dichtkunst also ist diejenige Kunst, welche alles, Begebenheiten, Empfindungen, Lehren, auch einzele belebte oder unbelebte Dinge, dergestalt vorzustellen weiß, daß wir sie in Leben und Bewegung zu sehen und zu hören glauben; daß wir sie für weit merkwürdiger und schöner halten müssen, als sie uns sonst vorkommen: und das in so vielen neuen und angenehmen Bildern, in so sinnreichen Erdichtungen, in so abgemessenen und wohlklingenden Worten, daß wir dadurch stark gerührt, und zu ungewöhnlichen Gedanken und Empfindungen gereizt werden. Gesezt, Kinder, ihr dächtet des Abends und sagtet folgendes: Ich bin müde, und möchte nun wohl gerne schlafen: so ist das ganz natürlich ausgedrückt. Wenn ihr aber eben den Gedanken mit einem Dichter, der euch sehr lieb seyn muß, folgendergestalt zu erkennen gebt: Komm, süßer Schlaf, erquicke mich! Mein müdes Auge sehnet sich, Der Ruhe zu genießen; Komm, sanft es zuzuschließen! so klingen diese Worte nicht allein weit anmuthiger, als die eurigen, sondern sie fassen auch ein reizendes Bild in sich, das

euch

euch zur Freude und Dankbarkeit auffordert. Sie stellen euch den Schlaf gleichsam als einen wohlthätigen Abgeordneten Gottes vor, der euch für alle Arbeit des Tages die nöthige Ruhe des Nachts bringt, damit ihr neue Kräfte auf den folgenden Tag erlanget. Und so kann die Dichtkunst, indem sie bloß unsere Einbildungskraft zu belustigen scheint, alles andere Gefühl unserer Seele, Bewunderung, Liebe, Mitleiden, Traurigkeit, und dergleichen mehr, weit geschwinder rege machen, als die ordentliche Rede. Viele Gedichte können auch gesungen werden. Ein artiger Gesang aber macht, daß sie noch mehr gefallen, noch tiefer zu unserm Herzen dringen. Das kann euch schon belehren, wie nahe Dichtkunst und Musik mit einander verwandt sind. Die Musik überhaupt, welche den Gesang oft begleitet und regiert, oft aber ohne denselben spielt, besteht in der Kunst, durch gewisse auf einander folgende abwechselnde Töne, welche eine Empfindung ausdrücken, eben diese auch bey dem Zuhörer zu erwecken, und zu unterhalten. Sie wirkt also ohngefähr eben dasjenige, was die Poesie hervorbringt; nur durch andere Mittel, und indem sie bloß durch das erschütterte Gehör Frölichkeit, Betrübniß und andere Leidenschaften schnell in unser Innerstes schüttet. So gehen diese beyden Künste einerley Weg, leisten einander Hülfe, stiften ungemeines Vergnügen; können aber eben so großen Nutzen schaffen.

X. Davon machte Orpheus einen glücklichen Versuch bey den noch unbändigen und rohen Griechen. Er sang ihnen Lieder vor, die sie begierig anhörten: und zugleich spielte er angenehm auf seiner Cither; nicht etwa bloß, um ihnen einen Zeitvertreib zu machen,

Dieser bedient sich Orpheus glücklich.

chen; sondern um sie zur willigen Aufnahme von Lehren zu locken, die ihnen sehr nothwendig, und doch ganz unbekannt waren. Seine Gesänge priesen das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens und der sanften Sitten; breiteten sich über das Lob Gottes aus, und empfohlen die Verehrung desselben. Mit dem gefälligen Klange seiner Poesie und Musik (obgleich an beyden die Kunst nur noch geringe gewesen seyn mag,) ergossen sich auch alle diese Bilder und Vorstellungen in ihre Gemüther, blieben bey ihnen in lebhaftem Andenken, und wirkten eine sichtbare Veränderung ihrer Denkungsart und Sitten. Das hieß recht, sowohl die Dichtkunst als die Musik zu ihrer höchsten und edelsten Anwendung nützen, nämlich zur Beförderung der Religion und Tugend. Und so haben viele weise Männer diese Künste gebraucht, bis man nach und nach anfieng, sie weit mehr zu einem bloßem Vergnügen der Einbildungskraft und der Ohren zu machen. Weil nun Orpheus durch seinen einnehmenden Gesang Menschen, die fast wie die Thiere lebten, gebessert hatte: so dichtete nachher die Fabel von ihm, er habe durch die Annehmlichkeiten seiner Musik Löwen und Tiger zahm gemacht. Er that noch mehr zum Unterrichte der Griechen. Damit er ihnen Ehrerbietung gegen die Religion einprägen möchte, führte er geheime Cärimonien derselben ein, zu denen nur solche, die wohl vorbereitet worden waren, zugelassen wurden. Er lehrte sie, daß die Seele unsterblich sey, und Belohnungen oder Strafen nach diesem Leben zu erwarten habe; weswegen man in dem gegenwärtigen sich desto mehr der Tugend befleißigen müsse. Auch war er einer der ersten unter den Griechen,

chen, der die Kräfte der Kräuter kannte, und etwas von der Arzneywissenschaft verstand. Andere, die zu gleicher Zeit, oder bald nach dem Orpheus, in Griechenland lebten, waren in eben solchen Künsten geübt. Ueberhaupt war die erste Unterweisung, die daselbst und bey andern Nationen von der Natur und dem Dienste der vermeynten Götter, auch in andern Kenntnissen, ertheilt wurde, in Liedern abgefaßt. Denn diese behielt jedermann leicht im Gedächtnisse, und wiederholte sie öfters singend zum Vergnügen.

Dädalus, ein griechischer Künstler.

XI. Lust, Bedürfniß und Nuzbarkeit hatten diese beyden schönen Künste, Poesie und Musik, theils erfinden, theils fleißiger bearbeiten gelehrt. Eben so gieng es bey den Griechen auch mit andern Künsten, die mit jenen in Verbindung stehen, das heißt, durch welche die Einbildungskraft und der Witz eine in die Augen oder Ohren fallende Schönheit hervorbringen. Sie machten nämlich eben sowohl wie andere Nationen von allerley Künsten den Anfang, und kamen erst später zur eigentlichen Gelehrsamkeit, die hauptsächlich längere Anstrengung des Verstandes erfordert. Sie hatten besonders zu dieser Zeit einen berühmten Künstler am Dädalus. Er war einer ihrer ersten geschickten Bildhauer und Baumeister. Bis auf ihn waren die Bildsäulen der Griechen nur grobe Klumpen von Holz oder Stein gewesen, daran man keine offene Augen, keine von dem übrigen Körper etwas abgesonderte Hände und Füße sah. Das verbesserte er nicht nur alles; sondern gab auch den Bildsäulen überhaupt ein lebhafteres Ansehen. Daher sagte man von denen, welche er verfertigte, sie sähen und giengen wie lebendige Menschen. Dädalus errich-

tete auch viele ansehnliche und feste Gebäude, zum Theil auf steilen Bergen, und doch bequem für die Bewohner derselben. Er erfand verschiedene Werkzeuge, deren man bey diesen Künsten, und auch sonst im gemeinen Leben nicht wohl entbehren kann. Er hatte sogar einen jungen Vetter, Namens Talus, der von ihm so viel Aufmerksamkeit auf Natur und Kunst lernte, daß er auch auf Erfindungen gerieth. Einst fand er den Kinnbacken einer Schlange, und schnitt mit demselben ein Stück Holz entzwey. Das brachte ihn auf den Einfall, ein Werkzeug zu machen, das die Schärfe der Zähne des gedachten Thieres nachahmte. Er nahm also ein Stück Eisenblech, schnitt es nach dem Muster der kleinen, kurzen und enge beysammen stehenden Zähne der Schlange: und so entstand die Säge. Sonst sollen diese beyden Künstler auch den Hobel, den Bohrer, das Winkelmaaß, den Zirkel, die Drehbank, und die Töpferscheibe zuerst in Griechenland aufgebracht haben. Dädalus soll auch zuerst Segelstangen an die Schiffe befestigt, und mit den daran gebundenen Segeln, in welche der Wind blies, die Schifffahrt weit leichter gemacht haben, als sie es vorher durch das Rudern gewesen war. Daraus ist vielleicht die Fabel entstanden, welche erzählt, daß Dädalus sich wächserne Flügel angeheftet habe, mit welchen er aus einem Orte, wo er gefangen gehalten wurde, weggeflogen sey.

Seefahrt der Argonauten.

XII. In der That wagten es auch jezt die Griechen zuerst, in etwas entfernte Gegenden zu schiffen. Bisher waren sie vermuthlich meistentheils nur längs ihren Seeküsten, von einer Seestadt zur andern, oder auch zu den benachbarten Inseln auf Schiffen gefahren.

fahren. Da sie aber nach und nach bemerkten, wie man sich mitten auf dem hohen Meere nach den Gestirnen richten, die entstehenden Stürme vorhersehen, Klippen und andere gefährliche Oerter auf der See vermeiden müsse: so traten sie auch Seereisen in Länder, die ihnen noch unbekannt waren, an. **Jason**, ein griechischer Prinz aus Thessalien, unternahm, von vielen andern tapfern Griechen begleitet, eine solche Seefahrt in die asiatische Landschaft Colchis, (welche jezt Mingrelien heißt, und am schwarzen Meere liegt,) um daselbst gewisse Schätze zurück zu fordern, welche ihm gehörten. Weil das Hauptschiff, auf welchem er sich befand, **Argo** hieß, wurden alle diese Seefahrer **Argonauten** genannt. Sie erhielten zwar, was sie verlangten; aber sie standen auch so viele Gefährlichkeiten zu Wasser und zu Lande aus, daß man ihre Reise nachmals unter allerhand fürchterlichen Fabeln und seltsamen Bildern vorstellte. Gewiß ist es, daß die Griechen durch dieselbe **mehr Kenntniß der Welt** und **neue Wege für die Schifffahrt und Handlung** erlangt haben. Diese Reisende bekamen vom **Chiron** einen nüzlichen Unterricht in der **Sternkunde**; er verstand aber auch **Wundarzneykunst** und **Musik**, war ein tapferer Reiter und Jäger, und hatte treffliche Männer zu Schülern. Unter diesen war auch **Aesculapius**, einer von den Argonauten, und ein Fürst in Thessalien: der **erste Grieche**, der besonders **glücklich die Heilkunst** ausübte. Zwar besaß er eigentlich darinne noch wenig Kunst, kannte nicht viel von dem Innern des menschlichen Körpers, von dem Sitze und den Abwechselungen der Krankheiten, und unzählige Arzneymittel gar nicht. Er heilte Aesculapius.

hauptsächlich Wunden, Quetschungen, Geschwülste, erfrorne Glieder, und dergleichen mehr; wobey er sich mancher heilender Kräuter und Einschnitte bediente; wenn er aber zuweilen bey innerlichen Krankheiten helfen sollte, versuchte er durch Tränke den Körper zu reireinigen. Doch zu diesen Zeiten, da sich noch weniger müßige, üppige und wollüstige Menschen unter den Griechen fanden, und die allermeisten vielmehr ihren Leib durch häufige Arbeiten und Uebungen, auch einfache Speisen und Mäßigkeit stärkten, gab es der innerlichen Krankheiten unter ihnen nicht viele. Daher war die Wissenschaft und Erfahrung des Aesculapius hinlänglich, um seinem Vaterlande sehr nüzlich zu werden. Er wurde deswegen nach seinem Tode von den Griechen als ein Gott verehrt.

Trojanischer Krieg.

XIII. Siebenhundert Jahre flossen dergestalt fort, während daß die Griechen einen ziemlichen Anfang machten, sich durch feinere Sitten, weise Gesetze, nüzliche Künste und Wissenschaften, aus ihrer ersten Barbarey empor zu schwingen, in welcher manche andere Nationen noch viel länger geblieben sind. Sie waren getrennt in viele kleine Reiche und Völkerschaften, hatten weder einerley Religion, noch gleiche Verfassung; hingegen waren sie alle, wie überhaupt jede Nation, die sich kaum von ihrer alten Rauhigkeit losreißt, unruhig, zu Händeln und Kriegen geneigt, leichtgläubig und abergläubisch. In gemeinschaftlicher Verbindung mit einander hatten sie noch nichts wichtiges ausgeführt. Doch gab es schon eine sehr lobenswürdige Anstalt unter ihnen, welche sie gewissermaaßen mit einander vereinigte, nämlich das Gericht der Amphiktyonen. Es versammleten sich

jährlich

jährlich zweymal Abgeordnete aus den vornehmsten Städten Griechenlands, welche nicht die Streitigkeiten einzeler Griechen unter einander, sondern die Beschwerden und Angelegenheiten der griechischen Staaten selbst untersuchten und entschieden, dergestalt auch den allgemeinen Frieden und die Erhaltung der öffentlichen Rechte und Freyheiten sehr beförderten. Endlich vereinigten sich die allermeisten Griechen zu einem großen Kriege wider die Trojaner, eine Nation in Kleinasien, oder im heutigen Natolien. Die Trojaner stammten, wie die ersten Einwohner Griechenlands, von den Pelasgern her, und hatten eine ansehnliche Stadt nicht weit vom Meere, Troja genannt, erbauet. Sie lebten damals unter der Regierung eines Königes, Priamus, der diese Stadt mit vielen schönen Gebäuden ausschmückte und befestigte, sein Reich erweiterte, auch sonst ein guter und leutseliger Fürst war. Aber sein Sohn Paris beleidigte den König von Lacedämon, Menelaus, so empfindlich, daß sich beynahe alle griechische Fürsten und Nationen vereinigten, ihn dafür an den Trojanern zu rächen. So entstand der berühmte trojanische Krieg, der also durch die Schuld eines einzigen jungen Mannes ein ganzes blühendes Reich zu Grunde richtete, und auch sonst ungemein viel Uebel und Verwirrung stiftete; aber wegen der vielen tapfern und weisen Männer, die sich in demselben hervorthaten, und weil er viele wichtige Folgen unter den Griechen und bey der Nachwelt überhaupt gehabt hat, bleibt er immer überaus merkwürdig.

XIV. Es versammlete sich nämlich eine Flotte von mehr als tausend Schiffen, die alle mit griechischen Geschichte und Helden dieses Krieges.

chischen Soldaten, welche auch Seeleute abgaben, besezt waren. Jeder griechische Fürst hatte eine Anzahl dieser Schiffe, worauf sich seine Unterthanen befanden, unter seiner Anführung. Aber der oberste Befehlshaber von allen war **Agamemnon**, der Bruder des **Menelaus**, König von Mycenä, Sicyon und Corinth. Mit dieser Flotte segelten die Griechen in die Nachbarschaft von Troja; allein sie brachten neun Jahre damit zu, die asiatischen Völker, welche den Trojanern beystanden, zu bekriegen, und sich aus den benachbarten Gegenden Lebensmittel zu holen. Im zehnten Jahre endlich **eroberten** und verbrannten sie **Troja**: zugleich nahm auch das trojanische Reich ein Ende. Die Dichter erzählten, daß die Griechen ein ungeheuer großes **hölzernes Pferd** verfertigt, und dasselbe mit ihren tapfersten Männern angefüllt, die Trojaner aber dasselbe in ihre Stadt gezogen hätten; darauf wären die Griechen in der folgenden Nacht aus dem Pferde herausgestiegen, und hätten die sicher schlafenden Trojaner leicht umgebracht. Diese sehr artig eingekleidete Fabel erregte freylich mehr Bewunderung; aber es ist sehr glaublich, daß einige Trojaner selbst ihre Vaterstadt an die Griechen verrathen haben. Von beyden Seiten zeigte sich in diesem Kriege eine Menge tapferer Helden. Der größte und fürchterlichste unter den **Griechen** war **Achilles**, ein Fürst von unwiderstehlichem Muthe, und immer siegreich über die Feinde; doch wurde er selbst von seinem fast unerbittlichen Zorne überwunden, und wollte alles gewaltsam ausführen, als wenn der bewaffnete Mann gar an keine Gesetze gebunden wäre. Unter den **Trojanern** hingegen war **Hector**, einer von den Söhnen des Priamus,

mus, zwar eben so tapfer, aber weit liebenswürdiger und menschenfreundlicher; doch wurde er endlich vom Achilles getödtet, nachdem er Troja lange Zeit glücklich vertheidigt hatte. Da gab es auch bey dem Kriegsheere der Griechen einen sehr klugen Fürsten, den Ulysses, der oft eben so viel und noch mehr durch schlau ausgesonnene Mittel und durch seine einnehmende Beredtsamkeit ausrichtete, als andere durch die tapfersten Thaten. Der alte ehrwürdige und weise Fürst Nestor suchte den Frieden unter allen diesen hitzigen Kriegern der Griechen zu erhalten, den sie so leicht mit einander selbst unterbrachen. Palamedes erfand während dieses Krieges das Würfelspiel, mit welchem sich die von Gefechten ermüdeten Griechen belustigten: so wie man überhaupt Spiele und andere Ergötzlichkeiten nicht eher genießen darf, als bis man durch vorhergegangene Arbeiten eine Erholung seiner Kräfte verdient hat.

Folgen davon.

XV. Die Griechen hatten sich vorher niemals in eine so große und schwere Unternehmung eingelassen, als der trojanische Krieg war. Sie wurden daher, nachdem sie solche glücklich vollendet hatten, desto berühmter und furchtbarer. Ihre Geschichte wird auch seit dieser Zeit gewisser, und die Zeitrechnung derselben zusammenhängender. Sie lernten nunmehr die Welt außer ihrem Vaterlande mehr kennen, besonders da verschiedene ihrer Fürsten und Krieger, nach der Rückkehr von Troja, sich in Italien und auf einigen Inseln niederließen, wo sie griechische Pflanzstädte anlegten. Auch wurden sie seitdem noch geübter im Kriege, in der Schifffahrt und Handlung. Aber eben dieser Krieg brachte vielen tausend Griechen

und

und ihren berühmtesten Helden, auch dem Achilles, den Tod. Agamemnon wurde sogar, nachdem er in sein Vaterland zurück gekommen war, auf Anstiften seiner Gemahlinn umgebracht. Diese Mordthat rächte zwar ihr Sohn Orestes, indem er seiner Mutter selbst das Leben nahm. Allein, da er am wenigsten unter allen Menschen ein Recht hatte, seine Mutter zu bestrafen: so litt er für dieses abscheuliche Verbrechen auch lange Zeit unbeschreibliches Elend, ob ihn gleich, weil er ein Fürst war, niemand strafte. Sein Gewissen (das heißt, die innere Empfindung bey einem jeden Menschen von dem, was recht oder unrecht ist,) peinigte ihn unaufhörlich mit dem Vorwurfe, daß er diejenige getödtet habe, die ihm das Leben gegeben hatte. In der ängstlichen Unruhe, die er darüber fühlte, irrte er flüchtig in Griechenland herum; jedermann verabscheuete und floh ihn, zumal da sich sein eigenes Entsetzen vor sich selbst auf seinem Gesichte malte. Das haben die Dichter unter dem Bilde vorgestellt, daß die Furien, oder gewisse Dienerinnen der Götter zur Bestrafung des Bösen, die statt der Haare Schlangen, eine brennende Fackel in der Hand, und schwarze blutige Kleider hatten, den Orestes überall hin mit schrecklicher Wut verfolgt hätten. Endlich fand er in einigen Religionsgebräuchen, durch die er sein Verbrechen auszusöhnen glaubte, seine Ruhe wieder. Er wurde auch nachher desto glücklicher, weil er mit dem Pylades, einem andern griechischen Helden, in der vertrautesten Freundschaft lebte. Dieser hatte ihn selbst in seinem Unglücke niemals verlassen, und sich sogar einmal dargeboten, das Leben für ihn hinzugeben. Orestes belohnte ihn mit gleicher Liebe

Agamemnon und Orestes.

und

und Großmuth, so daß seine Freundschaft mit dem Pylades als das schönste Muster der innigsten Verbindung zwischen zwey tugendhaften Gemüthern, in der alten Welt aufgestellt worden ist.

Sitten der Griechen dieser Zeit.

XVI. Damit ihr, meine Lieben, noch deutlicher sehen möget, wie die Griechen dieser Zeit gedacht, gelebt, sich gegen einander, und gegen andere Völker aufgeführt haben: so will ich einige Beyspiele davon erzählen. Was man Einfalt im guten Verstande dieses Worts nennt, das heißt, natürliche, ungekünstelte Empfindungen und Sitten, ohne Verstellung und Stolz, mit vielen guten Gesinnungen und Neigungen, die durch Ueppigkeit nicht verdorben worden sind: das hatten sie noch reichlich an sich. Sie ehrten freylich viele Götter; aber sie nahmen auch nichts wichtiges vor, ohne dieselben vorher um Beystand angerufen zu haben. Sie gelobten denselben zur Dankbarkeit Geschenke, und waren sehr gewissenhaft in der Darbringung derselben. Gesetze hatten sie sehr wenige; das meiste wurde daher nach gemeiner Vernunft und Billigkeit ausgemacht. Ihre Könige hielten oftmals selbst öffentliches Gericht, und entschieden kurz die Streitigkeiten ihrer Unterthanen. Alsdenn hatten sie auch ihr Scepter, oder einen geschmückten Stab, in der Hand, dessen Aufrechthalten die Stelle eines Eidschwurs vertrat. Landwirthschaft, Viehzucht, und was sonst dazu gehört, war bey den Griechen so geehrt, daß selbst Fürsten und ihre Söhne sich derselben ergaben. Eben so legten sie auch selbst Hand an, bey der Bewirthung ihrer Gäste, schlachteten ein Lamm oder anderes Thier ihrer Heerde, und halfen es zubereiten. Sie

beob-

beobachteten die Gastfreyheit sehr eifrig: diese war auch desto nöthiger, da es unter ihnen keine Wirthshäuser gab. Familien aber, die einmal durch die Rechte der Gastfreundschaft mit einander vereinigt waren, blieben beständig verbunden. Der Reichthum dieser Zeiten bestand hauptsächlich in Ochsen und Pferden. Die Handelschaft wurde vornehmlich durch Tausch getrieben, indem die Griechen für ihre Bedürfnisse andere Dinge hingaben, welche sie im Ueberflusse besaßen. Sie waren sehr geneigt, Kriege durch einen Zweykampf zween tapferer Männer von beyden Seiten dergestalt zu endigen, daß der Ueberwinder auch für seine Nation überhaupt die Oberhand behielt. Aber solche Zweykämpfe, wodurch zwo Personen die von einander empfangenen Beleidigungen zu rächen gesucht hätten, anstatt sich deswegen an die Obrigkeit und die Gesetze zu wenden, haben weder die Griechen jemals, noch andere gesittete Nationen des Alterthums gekannt. Ein großer Theil der Spiele der Griechen, als Wettlaufen, Ringen, Kämpfen mit geballter Faust, und dergleichen mehr, diente dazu, ihren Körper behender, stärker und kriegerischer zu machen. Freylich findet man auch bey ihnen Spuren genug von einer harten und rauhen Gemüthsart. Ueber ihre Knechte, oder vielmehr Leibeigene, übten sie oft ihre Gewalt bis zur Beraubung des Lebens aus; wiewohl sie auch keine andere Leibeigene beyderley Geschlechts hatten, als Kriegsgefangene, oder den Räubern abgekaufte. Für eine begangene Mordthat kam der Thäter zuweilen bloß durch Geld, ohne alle Strafe, los. Die Körper ihrer erschlagenen Feinde warfen sie häufig den wilden

Thieren

Thieren vor, oder beschimpften sie sonst mit grausamer Rachbegierde. Auch schlachteten sie wohl bey dem Leichenbegängnisse eines Helden, der im Kriege umgekommen war, (oder, welches einerley ist, wenn sie seinen Leichnam verbrannten,) eine Anzahl feindlicher Gefangenen, in der Meynung, ihn zu ehren, und seinen Tod dadurch zu rächen. Gleichwohl wiesen eben diese Griechen diejenigen niemals ab, welche sich ihnen in der Gestalt von demüthig Bittenden oder Flehenden näherten, auch wohl an geheiligte Oerter ihre Zuflucht nahmen; sie bewilligten ihre Bitte, und vergaben ihnen, wenn sie gleich ihre offenbaren Feinde waren.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Griechen von der Eroberung von Troja an, bis auf den König von Macedonien, Philipp;

oder von ihrer ersten großen Unternehmung außerhalb ihres Vaterlandes, bis auf die Zeit, da sie einem auswärtigen Könige unterthänig wurden.

Die Zeiten, in welchen sie an Sitten, Gesetzen, Künsten, Wissenschaften, großen Thaten und großen Männern am vollkommensten wurden.

Vom Jahr der Welt 2800 bis zum Jahr 3624.
Etwas über achthundert Jahre.

I.

Inhalt der folgenden Geschichte der Griechen.

Jezt also erst, bald nach dem Ende des trojanischen Kriegs, fiengen die Griechen an, eine Nation zu werden, die sich durch ihre eigene Kräfte vor vielen andern hervorthat, und daher die Aufmerksamkeit und Bewunderung ihrer und aller folgenden Zeiten auf sich zog. Anfänglich wurden sie zwar auch in diesem Zeitraum durch innerliche Kriege unter einander beunruhigt, und wanderten noch in fremde Länder aus. Aber bald fühlten sie, was sie selbst zu thun im Stande wären, ohne, wie bisher, fast bloß von Ausländern belehrt zu werden. Sie bekamen eine Religion, die, ob sie gleich fremden Ursprungs war, doch nunmehr nach dem Zustande und den Neigungen

gungen der Nation sehr künstlich ausgearbeitet wurde. Es standen treffliche Gesetzgeber unter ihnen auf, durch deren Vorschriften die Griechen zur bürgerlichen Glückseligkeit geleitet wurden. Nun lernten sie die wahre Freyheit kennen, nämlich bloß weisen Gesetzen zu gehorchen, und von niemanden zur Befolgung seines Willens gezwungen zu werden. Für diese Freyheit, und für ihr Vaterland, dem sie Ruhe und Wohlstand schuldig waren, faßten sie die eifrigste Liebe. Daraus entstand ihr unüberwindlicher Muth in der Vertheidigung desselben. Sie fanden auch Gelegenheit, in Kriegen, mit welchen sie überzogen wurden, die seltensten Beyspiele der Tapferkeit zu geben. Zugleich ergaben sie sich allen sinnreichen Künsten und gelehrten Wissenschaften so glücklich, daß keine Nation ihnen darinne gleich kam. Ihre Handlung und Schifffahrt wurden überaus ansehnlich. In ihren Pflanzstädten und in ganzen Ländern, welche sie außerhalb ihrem Vaterlande besezt hatten, waren sie eben so gesittet, erfinderisch und rühmlich geschäftig. Doch da die Griechen durch Uneinigkeit unter sich selbst und durch andere Fehler sich an dem Gebrauche aller dieser großen Vortheile zulezt hinderten, geriethen sie unter die Herrschaft eines benachbarten Königs. Das ist kurz der Inbegriff ihrer nächstfolgenden Geschichte, in der ihr, meine Lieben, sehr viel Vortreffliches und Bewundernswerthes; aber am Ende auch genug Warnungen für andere Nationen, die sich ihres glücklichen Zustandes nicht wohl zu bedienen wissen, antreffen werdet.

Athenienser, Lacedämonier und andere griechische Nationen.

II. Ihr erinnert euch aus den vorhergehenden Zeiten, daß sich in Griechenland viele kleine Königreiche erhoben hatten. Unter diesen wurden zwey vor allen andern berühmt: das athenienſiſche im eigentlichen Griechenlande, und das lacedämoniſche auf der griechiſchen Halbinſel; aber nicht bloß dieſe Reiche und ihre Fürſten, ſondern noch mehr die Nationen ſelbſt, Athenienſer und Lacedämonier. Nur mit dieſem Unterſchiede, daß die leztern hauptſächlich wegen ihrer Geſetze, ſtrengen Sitten, und kriegeriſchen Thaten geprieſen wurden; die erſtern hingegen außer ihren trefflichen Geſetzen, und einer eben ſo heldenmüthigen Tapferkeit, durch angenehmere Sitten, und eine Liebe zu allen Künſten und Wiſſenſchaften, die auch bey keiner alten Nation ſo vollkommen als bey ihnen wurden, ausnehmenden Ruhm erlangten. Es gab allerdings noch mehr griechiſche Nationen in und außerhalb Griechenland, die ſich zu ihrer Ehre hervorthaten, wie die Thebaner, die Corinthier, die Jonier; aber weder auf ſo mancherley Art, noch ſo lange, noch in einem ſolchen Ueberfluſſe von vorzüglich ſchäzbaren Männern, wie die Athenienſer und Lacedämonier.

Der König Codrus ſtirbt für ſein Vaterland.

III. Die Athenienſer waren die erſte beſſer geſittete und ruhiger lebende Nation in Griechenland. Da in den älteſten Zeiten alle Griechen beſtändig Waffen trugen, weil niemand vor Räubereyen und andern feindſeligen Anfällen ſeiner Nachbarn ſicher war; zumal ſo lange ſie ihre Wohnungen noch mit keinen Mauern umgeben hatten: ſo waren die Athenienſer die erſten, welche das Gewehr ablegten, und ſtille Handthierungen trieben. Theſeus hatte Athen

größer,

Codrus ſtirbet freÿwillig für ſein Vaterland.

größer, volkreicher, auch durch die eingeführte gute Ordnung und Einigkeit aller Bewohner seines Reichs, weit glücklicher gemacht. Zum Besten seiner Unterthanen hatte dieser Fürst selbst die königliche Gewalt vermindert, so daß sie beynahe nur in der Vollstreckung der Gesetze, und in der obersten Befehlshaberstelle beym Kriege bestand. In dieser sanften Verfassung lebten die Athenienser noch unter der Regierung einiger Könige, von denen Codrus der merkwürdigste ist. Zu seiner Zeit wurde Athen von einem Kriegsheere anderer Griechen, die aus der benachbarten Halbinsel kamen, angegriffen. Nun hatte sich unter ihnen die Sage ausgebreitet, daß sie gewiß den Sieg davon tragen würden, wenn sie sich nur in Acht nähmen, daß sie den König der Athenienser nicht umbrächten. Man gab diese Vorherverkündigung gar für einen göttlichen Ausspruch aus; und sowohl die Feinde der Athenienser, als die Athenienser selbst, hielten sie für ganz untrüglich. Damit also Codrus seinem Vaterlande den Sieg verschaffen möchte, beschloß dieser großmüthige König, sein Leben für dasselbe hinzugeben. Er verkleidete sich in einen Bauer, gieng in das feindliche Lager hinaus, fieng mit einigen Soldaten, die ihn gar nicht kannten, einen Zank an, und wurde von ihnen erschlagen. Die Athenienser forderten darauf die Leiche ihres Königs von den Feinden zurück. Die, welche nunmehr erst erfuhren, was sie gethan hatten, geriethen darüber in eine solche Bestürzung, daß sie sogleich in ihr Land zurückkehrten. XII Kupfertafel.

IV. Von einer so außerordentlichen und heldenmüthigen Liebe, als Codrus gegen seine Unterthanen Drako giebt den Athenienfern Gesetze,

bewiesen hatte, wurden diese auch außerordentlich gerührt. Denn ein Fürst ist zwar verbunden, alle mögliche Sorgfalt, Wachsamkeit und Geschäftigkeit dahin anzuwenden, daß alle seine Unterthanen unter ihm ein glückliches Leben führen. Er muß daher oft, wenn er seine Pflicht würdig beobachten will, mehr Unruhe und Arbeit des Geistes ausstehen, als der geringste seiner Unterthanen. Aber eben deswegen, weil seine Person und sein Leben für das Vaterland so unschäzbar bleiben, ist er nicht schuldig, für dasselbe zu sterben, um es aus seiner Gefahr zu retten. Die Athenienser glaubten also, daß nach einem solchen Könige, wie Codrus war, den sie auf das dankbarste verehrten, niemand mehr werth sey, bey ihnen den königlichen Namen zu führen. Statt ihrer bisherigen Könige ernannten sie jezt Archonten, das heißt, höchste obrigkeitliche Personen, welche gleiche Macht mit den ehemaligen Königen hatten. Während ihrer Regierung aber entstanden schädliche Zwistigkeiten unter den Athenienfern. Der größere Theil von ihnen war mißvergnügt über die Vornehmen, welche nicht allein die obrigkeitliche Würde stets verwalteten, sondern auch in den Händeln ihrer Mitbürger Urtheile nach ihrem Belieben fällten. Es fehlte nämlich zu Athen an geschriebenen Gesetzen, die jedermann gekannt und angenommen hätte, nach denen auch unveränderlich gerichtet worden wäre. Endlich trug man dem Drako, welcher damals Archon war, auf, dergleichen aufzusetzen. Dieser rechtschaffene Mann und strenge Freund der Gerechtigkeit gab so scharfe Gesetze, daß man von denselben sagte, sie wären nicht mit Dinte, sondern mit Blute geschrieben. Nicht nur die gröbsten

sten Verbrechen, sondern auch die geringsten Vergehungen, als, wenn jemand einen Apfel stahl, sollten nach seiner Verordnung mit dem Tode bestraft werden. Besonders suchte er den Athenienſern einen starken Abscheu vor Mordthaten beyzubringen. Er befahl daher, daß selbst an leblosen Dingen, durch welche ein Mensch getödtet worden, gewissermaaßen eine Strafe, so weit solches möglich ist, vollzogen werden sollte. Wenn, zum Beyspiel, ein Mensch durch den Umsturz einer Bildsäule das Leben verloren hatte: so sollte dieselbe aus dem ganzen athenienſischen Gebiete verbannt werden. Doch eben diese Strenge der Gesetze des Drako, die für den damaligen Zustand der Athenienser, das heißt, für ihre unordentliche Aufführung und schlechte Gerichtspflege nothwendig schien, machte, daß sie nicht lange beobachtet wurden.

und Solon noch vortrefflichere.

V. Daher geriethen die Athenienser in eine noch ärgere Verwirrung, indem sie Gesetze hatten, die nichts galten, und die auch den Mißbräuchen in ihrer bürgerlichen Verfassung nicht genugsam abhelfen konnten. Die Geringern unter ihnen klagten, daß sie von den Reichen gemißhandelt würden, ohne bey den Gesetzen Schutz zu finden. Viele mußten, wenn sie ihre Schulden bezahlen wollten, sich selbst oder ihre Kinder zu Leibeigenen verkaufen. Man wünschte eine andere Regierungsart; aber es gab darüber so viele Meynungen, daß man sich nicht vergleichen konnte. Zulezt wählten die Athenienser einmüthig den Solon zum Archon, und zugleich zum neuen Gesetzgeber und Verbesserer des öffentlichen Zustandes. Er war einer der beredtesten Athenienser,

und durch ein Gedicht, das er ihnen in der feurigsten Bewegung vorsang, reizte er sie, eine wichtige kriegerische Unternehmung glücklich auszuführen, zu welcher sie schon alle Hoffnung aufgegeben hatten. Das Vertrauen auf seine Redlichkeit und Klugheit war so groß, daß er sich leicht zum Könige hätte aufwerfen können. Allein sein edles Bestreben gieng bloß dahin, eine rechtmäßige und heilsame Freyheit für alle Athenienser einzuführen, und dieselbe durch Gesetze zu befestigen, denen jedermann ohne Unterschied willig Gehorsam leistete. Er überließ also zwar den Reichen die obrigkeitlichen und andern Aemter; allein die höchste Gewalt ertheilte er dem gesammten Volke, das heißt, allen freyen Bürgern. Den Versammlungen desselben konnten die Armen ebenfalls beywohnen: und aus der Anzahl von diesen wurden auch Richter genommen. Damit aber in den allgemeinen Versammlungen des Volks, welche auf öffentlichem Markte gehalten wurden, nicht allerhand übereilte und unbesonnene Berathschlagungen über den Zustand des Vaterlandes angestellt werden möchten, wie bey einer solchen Menge von mehrern tausenden leicht geschehen konnte; sezte Solon einen Staatsrath von vierhundert Mitgliedern ein. Dieser überlegte vorher, was mit Nutzen in der allgemeinen Versammlung vorgetragen werden könnte: und ohne seine Einwilligung durfte nichts vor dieselbe gebracht werden. Wenn sich dann die Athenienser versammleten, so sagten zuerst die ältesten Bürger ihre Meynung über die vorgelegten Angelegenheiten, und nach ihnen die jüngern, welche sich solchergestalt nach den weisen Rathschlägen ihrer ältern Mitbürger richten konnten.

ten. Keiner aber von denen, die eine unordentliche oder lasterhafte Lebensart geführt hatten, durfte bey dieser Gelegenheit seine Stimme erheben. Denn da er für sein eigenes Beste nicht zu sorgen wußte, wie hätte er zum Besten des Vaterlandes rathen können? Was nun die meisten Stimmen in dieser Versammlung beschlossen, das wurde zum Gesetze. Ueberdieß gab es noch ein höchstes Gericht zu Athen, der Areopagus genannt, dem Solon noch mehr Ansehen ertheilte. Dieses Gericht wurde des Nachts im Dunkeln gehalten, damit die vor demselben erscheinenden Personen nicht gesehen werden könnten, und die Richter also weder aus Liebe, noch aus Feindschaft gegen jemanden urtheilen möchten. Es verhinderte mit der äußersten Schärfe, daß nichts wider das gemeine Wohl beschlossen oder vorgenommen werden durfte, daß niemand ungerechter Weise litt, aber auch kein Verbrechen ungestraft blieb; es führte die Aufsicht über die Religion und Erziehung der Jugend, und strafte eben sowohl den Müßiggänger, als den Verschwender.

Nachricht von denselben.

VI. Aber die Klugheit des Solon zeigte sich besonders in vielen Gesetzen, die er den Athenienfern über ihre Pflichten, Lebensarten, Stände und andere Verbindungen unter einander vorschrieb. Von den Gesetzen des Drako ließ er nur diejenigen stehen, welche wider den Todtschlag gerichtet waren. Hauptsächlich war er darauf bedacht, daß Arbeitsamkeit und ehrliche Geschicklichkeit der Nahrung unter seinen Mitbürgern niemals untergehen, und die Tugend über alles geschäzt werden möchte. Nach seiner Verordnung war ein Sohn nicht verbunden,

seinen alten unvermögenden Vater zu ernähren, wenn ihn dieser nicht zu einem Handwerke erzogen, oder, welches einerley war, nicht zeitig angeführt hatte, sich dereinst sein Brodt erwerben zu können. Hingegen sollte auch derjenige von dem Umgange aller ehrbaren Leute ausgeschlossen seyn, der seine rechtschaffene Eltern in ihrem Alter nicht ernähren wollte, oder der sein Vermögen verschwendet hatte; ingleichen auch derjenige, welcher im Kriege, wo er sein Vaterland herzhaft vertheidigen sollte, die Flucht vor den Feinden ergriff, oder sonst sich furchtsam verhielt. Aber die Kinder derer, welche im Dienste des Vaterlandes ihr Leben verloren hatten, sollten bis in ihr zwanzigstes Jahr auf öffentliche Kosten erzogen werden. Jungen Leuten, auch wenn sie für ziemlich verständig gehalten wurden, verbot Solon, weder ein obrigkeitliches Amt zu führen, noch eine Rede an das versammlete Volk zu halten, weil sie noch zu keinem von beyden Geschäften Geschicklichkeit und Erfahrung genug hätten. Er wollte, daß die Ehe eine aus Liebe entstandene Vereinigung der Gemüther, nicht eine gewinnsüchtige Verbindung seyn sollte, und sezte daher die Mitgabe der Braut bloß auf einige Kleider und einiges Geräthe. Er gab auch den Athenienſern die Erlaubniß, ihre Güter durch ein Testament, oder durch ihren lezten Willen, auch andern als ihren Anverwandten zu hinterlassen, wenn sie keine Kinder hatten. Nach seinen Gesetzen sollten weder Lebende noch Todte gelästert oder verleumdet werden; und jedermann sollte das Recht haben, den andern wegen Müssiggangs zu verklagen. Er suchte auch andere Laster

und

und Ausschweifungen durch angedrohte Strafen zu unterdrücken; aber wider den Elternmord wollte er kein Gesetz geben. Denn, sagte er, ein so abscheuliches, bisher unerhörtes Verbrechen wird hoffentlich auch niemals unter uns begangen werden, und ich will daher durch mein Gesetz auch keinen Begriff davon geben.

Solons Urtheil, wer der glückseligste Mensch sey?

VII. So dachte Solon, und machte seine Mitbürger durch solche Gesetze, so lange sie dieselben beobachteten, glücklich. Allein auch bey andern Gelegenheiten erkannte man seine große Weisheit, die vielen Menschen lehrreich wurde. Einmal kam er zu dem reichsten und zugleich einem der mächtigsten Könige seiner Zeit in Asien, Crösus, der ihn alle seine Schätze, Pracht und Herrlichkeit sehen ließ, und ihn darauf fragte, wen er wohl unter allen Menschen, die er gekannt hätte, für den glückseligsten hielte? Der König zweifelte nämlich nicht, Solon würde ihn sogleich nennen. Dieser aber gab zur Antwort, Tellus, ein Athenienser, wäre der glücklichste Mensch, den er jemals gekannt habe. Denn dieser habe ein sehr zufriedenes und vergnügtes Leben geführt; seine vielen Söhne und Enkel hätten ihn alle überlebt, und zulezt habe er in einer Schlacht, in welcher er den Sieg für sein Vaterland hätte erfechten helfen, auch auf eine rühmliche Art sein Leben verloren; er sey daher an eben demselben Orte, wo er umgekommen, auf öffentliche Kosten begraben worden, und man habe sein Andenken jährlich durch gewisse Ehrenbezeigungen gefeyert. — Noch verstand der König die Erinnerung nicht, welche ihm Solon gab, und fragte ihn daher von neuem, wen er nach dem

Tellus für den glücklichsten Menschen hielte. Zween Brüder, antwortete der Gesetzgeber, Cleobis und Biton. Ihre Mutter, die Priesterinn an dem Tempel einer heidnischen Göttinn war, sollte sich eben dahin begeben. Allein da die Rinder, welche ihren Wagen zu ziehen pflegten, nicht gegenwärtig waren, spannten sich ihre Söhne selbst vor denselben, und zogen ihn einen ziemlich weiten Weg fort. Das Volk, welches dieses sah, pries die Mutter wegen der kindlichen Liebe ihrer Söhne glücklich: und sie bat die Göttinn, ihre Kinder mit dem zu belohnen, was sie das Beste für dieselben zu seyn glaubte. Die beyden Brüder fielen darauf im Tempel in einen Schlaf, aus welchem sie nicht wieder erwachten. Die Griechen ließen, um das Gedächtniß einer so treuen Kindesliebe zu erhalten, Bildsäulen von ihnen verfertigen, und sie öffentlich aufstellen. — Nun bezeigte der König dem Solon seine Verwunderung, daß dieser so geringe Personen für weit glücklicher ausgegeben habe, als ihn, bey so vieler Größe und Reichthum. Doch er bekam zur Antwort, daß **man von keines Menschen Glückseligkeit eher urtheilen könne, als nachdem man gesehen, was er für ein Ende genommen habe.** Und freylich kann man bey vielem Gelde und Ansehen sehr unglücklich seyn; oder sehr wenig Liebe und Hochachtung der Menschen genießen. Das erfuhr dieser König, der sich der glückseligste Mensch zu seyn einbildete, bald darnach, und erinnerte sich beschämt an den griechischen Weisen.

Solon, einer von den sieben Weisen

VIII. Eben dieser vortreffliche Mann, Solon, kommt häufig in der Gesellschaft von sechs andern berühmten Griechen vor, welche mit ihm die sieben Weisen

Weisen Griechenlands heißen. Sie waren nämlich zu der damaligen Zeit an Wissenschaft und Klugheit, besonders an Menschenkenntniß, gesetzgebender und Regierungsweisheit, die vornehmsten in allen griechischen Ländern, in welchen sie meistentheils Fürsten gewesen sind. Auch unter ihnen hatte Solon den Vorzug: nicht bloß durch seinen Verstand; sondern weil er der nützlichste und nachahmungswürdigste Lehrer der Griechen wurde. Er und die übrigen von dieser Gesellschaft waren eben so bescheiden als weise; und die Bescheidenheit, welche von allem Stolze und großer Einbildung von sich selbst weit entfernt bleibt, ist in der That ein Merkmal der wahren Weisheit. Einmal hatten Fischer in ihrem Netze, das sie in das Meer warfen, nebst vielen Fischen auch ein goldenes Gefäß bekommen. Da entstand ein Streit darüber, wem dieses kostbare Gefäß zu Theil werden sollte. Die heidnischen Priester thaten im Namen eines ihrer Götter den Ausspruch, es gebühre dem weisesten Manne. Man gab es also einem von diesen sieben Weisen. Allein er wollte es nicht annehmen, weil er sich nicht für den Weisesten erkannte, und schickte es an einen andern, der es eben so machte. Dergestalt kam es endlich, nachdem es sechsen derselben angeboten worden war, an den Solon. Dieser sagte: Ich bin eben so wenig der Weiseste; das ist der Gott selbst, der jenen Ausspruch gethan hat; und daher schickte er das Gefäß zum Geschenke in dessen Tempel. Solche schöne Gedanken hörte man oft von diesen weisen Männern. Es waren die besten Gesinnungen, gute Vorschriften des Lebens, Warnungen vor Fehltritten, und dergleichen mehr, was die Menschen täglich am meisten

Griechenlands.

meisten brauchen, und die wenigsten unter ihnen sehr achten: alles kurz und deutlich, auch wohl in Versen, ausgedrückt. Diese Sprüche der Weisheit wurden leicht behalten; viele derselben konnten gesungen werden, und die Menschen lernten durch dieselben klüger und besser werden.

Merkwürdige Reden dieser Weisen.

IX. So pflegte Solon oft zu sagen: Unter vielem Lernen werde ich alt. Er hörte nämlich niemals auf, mehr zu lernen, das heißt, täglich verständiger zu werden. Unter einer Menge anderer seiner nüzlichen Regeln waren besonders folgende merkwürdig: Lerne erst gehorchen, ehe du andern befehlen willst! — Rathe andern nicht das Angenehmste, sondern das Beste! — Eile nicht, Freunde anzunehmen; wahre Freunde aber suche desto länger zu erhalten! — Wie das Leben der Menschen, so ist auch ihre Rede beschaffen. — Ueber eine böse Handlung muß jedermann eben sowohl sein Mißfallen bezeigen, als derjenige, der dadurch beleidigt worden ist. Einer seiner Freunde war einmal überaus traurig. Diesen führte er an den höchsten Ort der Stadt, und verlangte, er möchte alle Häuser derselben überschauen. Nachdem er dieses gethan hatte, sagte Solon zu ihm: Ueberlege nun, wie viel Noth, Unglück und Elend in allen diesen Häusern schon ehemals gewesen seyn mag, noch jezt ist, und sich künftig befinden wird. Alsdenn vergleiche dein eigenes Ungemach damit, und überlaß dich desto weniger der Betrübniß! — Ein anderer dieser Weisen gab die so ungemein nothwendige Lehre: Mensch! lerne dich selbst kennen! Denn gewiß, wer es nicht genau weiß, und nicht oft bedenkt,

denkt, wer er ist, warum er sich auf der Welt befindet, wie gut oder böse er ist, der wird niemals Klugheit erlangen. Wiederum lehrte einer von den gedachten Weisen: Thue alles Gute, wozu du nur Gelegenheit findest! In der That würden sich die Menschen weniger über die Kürze ihres Lebens beklagen, wenn sie überlegten, wie viel Gutes sie in wenigen Jahren thun können, sobald sie die Zeit recht zu gebrauchen wissen. Auch wird es euch gefallen, meine Lieben, was einer dieser oft gedachten Weisen that und sagte, als seine Mitbürger beym Einfall der Feinde alle ihre Kostbarkeiten eilfertig wegtrugen. Er gieng weg, ohne etwas von dem Seinigen mitzunehmen, und sprach gleichwohl zu den Uebrigen: Ich trage alles das Meinige bey mir. Er meynte nämlich Verstand, Wissenschaft und Tugend; Güter, die einem niemand rauben, und durch die man überall geehrt und glücklich werden kann.

X. Wir müssen aber nun zu den Athenienfern zurückkehren, denen Solon so treffliche Gesetze vorgeschrieben hatte. Als er fand, daß viele damit unzufrieden waren, und Aenderungen nach ihrem Eigennutz in denselben wünschten, verreiste er auf zehn Jahre, damit sie unterdessen aus der Erfahrung sehen möchten, wie nützlich ihnen seine Gesetze wären. Wirklich traf er seine Mitbürger, nachdem er zurückgekommen war, in der größten Verwirrung und Unruhe an. Die alten Partheyen waren wieder unter ihnen ausgebrochen: und da jede nur ihren eigenen Vortheil suchte, hatten die Gesetze viel von ihrem Ansehen verloren. Solon sparte keine Ermahnungen, um die Athenienser zum allgemeinen Wohl ihres Vaterlandes zu vereini-

Fernere Geschichte der Athenienser bis zum perfischen Kriege.

vereinigen. Indem sie aber darauf nicht achteten, brachte es Solons Anverwandter, Pisistratus, durch List dahin, daß er allein Herr von Athen ward. Solon forderte nunmehr die Athenienser auf, ihre verlorne Freyheit mit Gewalt wieder herzustellen; er war aber der einzige, der so vielen Muth zeigte. Obgleich nun Pisistratus sich mit Unrecht der Oberherrschaft über seine Mitbürger bemächtigt hatte: so bediente er sich doch derselben zu ihrem Besten. Er gewöhnte sie daran, sich fleißiger auf den Acker- und Gartenbau zu legen. Ungeachtet ihres Hasses gegen ihn, begegnete er ihnen doch sehr leutselig, und vergab die Beleidigungen leicht, welche ihm widerfuhren. Als ein eifriger Freund der Gelehrsamkeit errichtete er zuerst in Griechenland eine öffentliche Büchersammlung. Auch ließ er immerfort die Gesetze Solons zur Ausübung bringen, so weit es nur bey der Veränderung möglich war, die er gestiftet hatte. So stellte er sich einmal selbst vor Gericht, als er wegen einer Mordthat angeklagt worden war. Er hatte allerdings größere Macht als die Gesetze; aber man merkte dieses nicht. Einige Zeit nach seinem Tode, da seine Söhne grausam zu regieren anfiengen, sezten sich die Athenienser wieder in Freyheit: und für dieses von neuem erworbene Gut wagten sie seitdem alles, selbst ihr Leben. Sie waren nun durch viele kleine Kriege mit den benachbarten Völkern in den Waffen sehr wohl geübt, auch in der Handelschaft und im Seewesen erfahren. Dichtkunst, Beredtsamkeit, Philosophie und Mathematik, besonders die beyden erstern Künste, hatten sich schon hoch genug unter ihnen erhoben. Wenn sie gleich den Ruhm in Künsten und

Wissen-

Wissenschaften mit den Griechen in Jonien, einer asiatischen Landschaft, und auf einigen Inseln in der Nähe, theilen mußten: so waren doch diese auswärtigen Griechen selbst zum Theil Abkömmlinge der Athenienser. Und diese blieben dennoch, so klein auch ihr Land war, die ansehnlichste, merkwürdigste und feinste Nation unter allen griechischen.

Die Spartaner erhalten ihre Gesetze vom Lykurgus.

XI. Unterdessen aber waren auch die Spartaner oder Lacedämonier eine berühmte und hochgeachtete Nation geworden: und sie hatten sogar dreyhundert Jahre früher als die Athenienser schon die Gesetze bekommen, die so sehr bewundert worden sind. Ihre Hauptstadt Sparta, die auch Lacedämon hieß, lag auf der Halbinsel Griechenlands, nahe am Meere. Daselbst war ein Reich gestiftet worden, in welchem ihr bereits den Menelaus habt herrschen sehen; bald aber wurde es von zween Königen zugleich regiert, die von Einer Familie abstammten. Sie wurden jedoch unter sich uneins; ihre Unterthanen fiengen an sie zu verachten und aufrührisch zu werden, und die Unordnung stieg aufs höchste, weil keine Gesetze vorhanden waren, die ihr hätten abhelfen können. Ein Spartaner aus der königlichen Familie selbst, Lykurgus, verbesserte darauf den Zustand seines Vaterlandes. Er hätte sehr leicht, aber durch ein unrechtmäßiges Mittel, König werden können: er sezte daher vielmehr seines verstorbenen Bruders Sohn, der nur ein Kind war, auf den Thron, welcher ihm gebührte. Als man ihn aber dennoch beschuldigte, daß er die königliche Würde an sich reißen wolle, beschämte er seine Feinde dadurch, daß er freywillig auf mehrere Jahre sich aus seinem Vaterlande wegbegab,

gab. Man rief ihn aber sehnlich zurück, als den einzigen Mann, der Weisheit und Ansehen genug besäße, Ruhe, Ordnung und tugendhafte Aufführung unter allen Ständen wieder herzustellen.

Er verändert die Regierung, und theilt das Land aus.

XII. Lykurgus also veränderte die Regierungsart, die Sitten, die Güter, und alles andere, was den Spartanern eigen war, so sehr, daß er eine ganz neue Nation, die keiner andern ähnlich seyn, und alle übertreffen sollte, aus ihnen machte. Er sorgte dafür, daß künftig weder die Könige noch die Unterthanen so mächtig wären, um das allgemeine Beste hindern oder stören zu können. Den Königen ließ er die gebührenden Ehrenbezeigungen und verschiedene Rechte; die Bürger durften auch in ihren öffentlichen Versammlungen über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes berathschlagen. Aber die höchste Gewalt ertheilte er einem Staatsrathe von acht und zwanzig Personen, lauter alten, klugen und tugendhaften Männern, deren Urtheile sich die Könige und die Unterthanen gefallen lassen mußten. Weil aber Reichthum und Armuth die größte Ungleichheit unter den Menschen stiften, oft auch Neid und Habsucht auf der einen Seite, auf der andern Stolz, Uebermuth, Geiz oder Verschwendung hervorbringen: so wollte Lykurgus, daß ein Spartaner nicht mehr als der andere besitzen sollte. Er theilte daher alle Ländereyen des Reichs in dreyßigtausend, und die zu Sparta besonders gehörigen in neuntausend gleiche Theile, nach der Anzahl der spartanischen Familien. Jede Familie hatte von ihrem Antheil ein nothwendiges Auskommen des Lebens und der gemeinsten Bedürfnisse. Lykurgus konnte daher mit Recht einige

Jahre

Jahre darauf, als er auf einer Reise durch das Land die gleiche Vertheilung des Getreides in allen Gegenden sah, zu den Umstehenden sagen: Gleicht nicht Lakonien einem Landgute, das einige Brüder unter sich getheilt haben? Das war ihm aber noch nicht genug: denn so lange seine Mitbürger noch Gold und Silber hochschäzten, blieb ein großer Unterschied zwischen ihnen übrig. Er verbot also den Besitz davon, und befahl, daß im Handel und Wandel kein anderes Geld als eisernes bey ihnen gelten sollte: und diese Münze machte er so schwer, und gab ihr einen so geringen Werth, daß ein Wagen mit zween Ochsen dazu erfordert ward, eine Summe von ohngefähr hundert und funfzig Thalern nach unsrer Berechnung fortzubringen. Außerhalb Sparta galt dieses Geld gar nicht; den Spartanern fiel es beschwerlich und beynahe unnüz, weil sie ihre Aecker nicht verkaufen durften, und sonst überaus wenig brauchten. So brachte es Lykurgus bald dahin, daß sie weder den Reichthum, noch die schädlichen Folgen kannten, die theils aus der allzu begierigen Erwerbung, theils aus dem unvorsichtigen Gebrauche desselben entstehen.

Er verbessert die Sitten, und macht sie ganz kriegerisch.

XIII. Gleichergestalt suchte er auch auf andern Seiten den Spartanern alle Weichlichkeit, Wollust, Unmäßigkeit, und ähnliche Ausschweifungen nicht bloß zu verbieten, sondern unmöglich zu machen. Es durften sich keine Fremden in ihrer Stadt aufhalten, damit sie nicht ein verführerisches Beyspiel gäben. Unter ihre strenge Sitten gehörte auch die schlechte Kost, die ihnen vorgeschrieben wurde. Alle spartanische Mannspersonen mußten in einem öf-

sentlichen Gebäude mit einander gemeinschaftlich einerley Speisen essen, darunter kein Fleisch, noch köstliche und gekünstelte Zubereitungen waren. Ein gewisser Fürst verachtete ihre Mahlzeiten; die Spartaner sagten ihm aber, daß sie niemanden schmecken könnten, als wer gearbeitet und gehungert hätte. Daher war auch Trunkenheit bey ihnen etwas sehr seltenes und schimpfliches. Sie ließen bisweilen ihre Leibeigenen übermäßig betrinken, damit ihre Kinder, indem sie solche sahen, die Schändlichkeit dieses Lasters verabscheuen lernten. Bey ihren Mahlzeiten sprachen sie wenig; aber immer etwas nützliches; und um die Anwesenden zur Verschwiegenheit zu gewöhnen, rief einer der ältesten aus: Nichts von dem, was hier gesprochen wird, darf wieder hinaus. Ueberhaupt pflegten die Spartaner so kurz zu reden und zu schreiben, als keine andere Nation; ihre Gespräche waren auch stets eines ernsthaften Inhalts. Aber durch alle seine Gesetze bildete sie Lykurgus hauptsächlich zu einem kriegerischen Volke. Der Stand eines Soldaten war der allerrühmlichste und fast allein geehrte zu Sparta. Feine Künste und Wissenschaften lernten die Spartaner gar nicht, ausgenommen die Musik zu gewissen Gesängen. Den Ackerbau und die Handwerke überließen sie ihren Leibeigenen. Sie selbst suchten bloß stark, munter, behend und tapfer, zur Ertragung aller Beschwerlichkeiten des Kriegs geschickt zu werden. Daher beschäftigten sie sich vornehmlich mit Leibesübungen und mit der Jagd. Im Kriege durften sie niemals vor dem Feinde fliehen, wenn sie nicht für ehrlos gehalten werden wollten: sie mußten entweder siegen

oder

oder sterben. Daher gab eine spartanische Mutter ihrem Sohne, als er in den Feldzug gieng, den Schild, womit er seinen Körper bedeckte, mit den Worten: **Komm mir entweder mit diesem, oder auf demselben zurück!** Lykurgus verbot auch, daß Sparta niemals mit Mauern umgeben werden, sondern in der Herzhaftigkeit seiner Bürger allein seine Vertheidigung finden sollte.

Spartanische Erziehung der Jugend.

XIV. Zu dieser Absicht, nämlich aus den Spartanern lauter Männer von untadelhafter harter Lebensart und unüberwindliche Krieger zu machen, diente auch die Erziehung, welche Lykurgus anordnete. Die Kinder wurden überhaupt als ein Eigenthum des Vaterlandes, das von denselben sehr viele Dienste erwartete, angesehen. Sie wurden von ihren ersten Jahren an gewöhnt, Kälte und andere Unbequemlichkeiten auszustehen, alles ohne Unterschied zu essen, sich vor niemanden, auch nicht im Finstern, zu fürchten, und ohne Widerwillen allein zu bleiben. Von ihrem siebenten Jahre an bekamen sie eine öffentliche Erziehung in gemeinschaftlichen Häusern. Da wurden sie noch mehr abgehärtet, um alles ertragen zu können. Sie giengen mit geschornem Kopfe, in bloßen Füßen, und alle ihre Leibesbewegungen oder Spiele waren Arbeiten zur Stärkung des Körpers. Bald mußten sie nackend mit einander fechten, bald an steile Oerter klettern, sich im Werfen mit der Wurfscheibe oder mit eisernen Stangen üben. Ja man hielt es für so nothwendig, ihnen die Duldung von Gefahren und Schmerzen in ihrem künftigen Leben zu erleichtern, daß sie jährlich in dem Tempel einer Göttinn, vor ihren Eltern und allen andern Ein-

XIII Kupfertafel.

wohnern der Stadt gegeißelt wurden: und derjenige Knabe, der sich dabey am standhaftesten betrug, wurde als Ueberwinder der übrigen angesehen. Es geschah mehrmals, daß ein Knabe unter den Streichen den Geist aufgab, ohne nur einen Seufzer hören zu lassen. Die gegenwärtigen Eltern selbst ermahnten ihre Kinder, wenn sie ihre Kräfte zu verlieren anfiengen, muthig bis ans Ende auszuhalten. Den eigentlichen Unterricht für den Verstand bekamen die spartanischen Kinder durch eine Menge Fragen, welche man ihnen vorlegte, und sie darauf geschickt antworten lehrte; wie zum Beyspiel: wer der rechtschaffenste Mann sey? ob eine gewisse Handlung gelobt oder getadelt werden müsse? Insonderheit prägte man ihnen zeitig Sittsamkeit, Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Vorgesezten und Alten ein, als den Grund von allen guten Eigenschaften, welche die Jugend erlangen kann. Alte Personen waren deswegen zu Sparta ungemein geehrt. Jeder alte Mann hatte auch das Recht, wenn er einen jungen Menschen einen Fehler begehen sah, ihm denselben zu verweisen. Noch war es den spartanischen Knaben erlaubt, Lebensmittel, oder andere Sachen von geringem Werthe, welche diese mäßige Nation allein besaß, listig und heimlich zu entwenden; aber man bestrafte sie, wenn sie sich darüber ertappen ließen. Das war also keine Erlaubniß zum Stehlen; sondern es sollte ein Versuch in der schlauen Hurtigkeit seyn, die sie dereinst wider ihre Feinde gebrauchen könnten.

Die Spartaner werden eine Nation

XV. Alle diese Gesetze und Einrichtungen des Lykurgus thaten sehr heilsame Wirkungen. Die Spartaner wurden eine der kriegerischsten und tapfersten Nationen

Spartanische Erziehung nach den Gesetzen des Lykurgus.

Nationen auf der Welt, die es wohl zu verhüten wuß- von Soldaten.
te, daß ihr Vaterland nicht in die Gewalt von Fremden käme. Sie kannten viele Laster nicht, und hatten nicht einmal die Gelegenheit oder die Reizungen dazu. Dagegen waren sie ein ernsthaftes, mäßiges, ihren Obern gehorsames, in allem, was sie sprachen und thaten, bedachtsames und standhaftes Volk. Da sie so viel in Gemeinschaft mit einander von ihrer Jugend an lebten, liebten sie sich einander und ihr Vaterland desto mehr. Lykurgus hatte auch die eigentlichen Religionsvorschriften nicht vergessen, und unter andern seinen Mitbürgern befohlen, um nichts weiter zu ihren Göttern zu beten, als daß sie ehrlich leben und ihre Pflichten getreu beobachten möchten. Gleichwohl lag in dieser Gesetzgebung, die so viel vortreffliches lehrte und hervorbrachte, auch ein großer Fehler. Die Spartaner wurden alle insgesammt bloß zu Soldaten bestimmt, erzogen und gebildet. Denket keineswegs, meine Lieben, als wenn der Soldatenstand so schlecht und verächtlich wäre, wie die meisten Menschen glauben. Viele junge Leute besonders meynen, daß sie, wenn sie durch ihre eigene Schuld zu jedem andern Stande untauglich geworden sind, doch wenigstens noch Soldaten abgeben könnten. Aber die Lebensart eines Soldaten ist sehr hochachtungswerth. Er muß so viele Liebe und Treue für sein Vaterland und seinen Fürsten haben, sich so sehr der strengsten Ordnung, Zucht und Folgsamkeit befleißigen, so unerschrocken, wachsam und tapfer im Angriffe und in der Vertheidigung seyn, auch unzählige Beschwerlichkeiten so leicht ertragen können, daß schon der gemeine Soldat, der dieses leistet, kein

gering zu schätzender Mann seyn kann, geschweige denn ein Befehlshaber von Soldaten, bey dem man noch mancherley Wissenschaft, Klugheit und andere schwere Eigenschaften suchen muß. Lykurgus also that sehr wohl, daß er alle Spartaner, von ihrer Jugend auf, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes aufmunterte und geschickt machte. Daß er ihnen aber zugleich den Acker- und Gartenbau, die Handwerke, die Künste und Wissenschaften als Beschäftigungen vorstellte, die sie fliehen müßten, weil sie ihren Körper weichlicher und schwächer machten, das war im Grunde eben so viel, als wenn er ihnen untersagt hätte, viele der edelsten Gaben und Fähigkeiten ihres Geistes und Leibes nicht anzuwenden, und eine Menge der herrlichsten Vergnügungen nicht zu genießen, zu denen uns Gott Kräfte und tägliche Veranlassung gegeben hat. Außerdem wurde auch die Gemüthsart der Spartaner durch diese Gesetze etwas rauh, und beynahe wild gemacht. Sie bezeigten sich wirklich grausam gegen ihre Leibeigenen, die an ihrer Statt das Feld bestellten. Sie mußten eine beständige Begierde nach Kriegen haben, weil sie sich bloß auf diese vorbereiteten, und sie waren den übrigen Griechen mehr fürchterlich als liebenswürdig. Den Tod lernten sie zwar bald verachten; aber nicht auch den Werth des Lebens genugsam hochschätzen.

Kampfspiele der Griechen.

XVI. Uebrigens waren die Spartaner gar nicht die einzigen Griechen, welche durch frühzeitige und häufige Leibesübungen oder Kampfspiele sich kriegerische Fertigkeiten zu erwerben suchten. Alle Griechen waren geborne Soldaten, das heißt, verbunden und auch geneigt, ihr Vaterland gegen jeden Anfall

zu

zu vertheidigen: sie fürchteten überhaupt die Macht oder Tapferkeit eines Feindes nicht. Daher waren sie aber auch darauf bedacht, ihre Körper stark und dauerhaft, geschmeidig, behend, und überhaupt zu allen Erfordernissen des Kriegs brauchbar zu machen. Es gehörte in ganz Griechenland zur Erziehung der Jugend, daß dieselbe im Laufen, Ringen, Springen, Werfen, und andern solchen Leibesbewegungen geübt wurde. Dieses geschah in gewissen öffentlichen Gebäuden, welche Gymnasia hießen. Und da mit diesen Leibesübungen auch oft ein Unterricht in den Künsten und Wissenschaften verbunden wurde: so nennen wir noch jezt ein Gebäude, in welchem Jünglingen eine solche Unterweisung ertheilt wird, ein Gymnasium. Den Griechen gefielen dergleichen Uebungen so sehr, daß sie oftmals öffentliche Kampfspiele anstellten, und denjenigen, die sich darinne vor andern hervorthaten, eine Belohnung ertheilten. Sie waren, um desto ehrwürdiger zu seyn, den Göttern geweiht. Die vier vornehmsten darunter hießen die heiligen: und besonders erlangten die olympischen Spiele ein solches Ansehen, daß man, ohngefähr achthundert Jahre vor Christi Geburt, anfieng, die Jahre nach denselben zu rechnen. Zu diesen vier Spielen kamen aus ganz Griechenland die stärksten, behendesten und geübtesten Kämpfer. Da suchte einer den andern im Wettlauf, im Ringen, im Faustkampf, und dergleichen Gefechten mehr, zu übertreffen oder zu überwältigen. Wer den Sieg erhielt, bekam zwar nur einen Kranz von Blättern des Oelbaums oder andern Bäumen. Aber man erwies ihm auch so viele Ehrenbezeugungen, und jederman hielt ihn und alle

die Seinigen deswegen für so glücklich, daß die gesammten Griechen dadurch aufgemuntert wurden, muthig und kriegerisch zu werden.

Ihr Krieg mit den Persern.

XVII. Diese griechische Kampfspiele, bey welchen sich viele tausend Zuschauer einfanden, dienten auch dazu, daß die Griechen durch solche wiederholte allgemeine Versammlungen desto mehr mit einander zu ihrem gemeinschaftlichen Besten vereinigt wurden. Denn sonst waren die griechischen Nationen und Staaten oft genug in Händel und kleine Kriege unter einander verwickelt. Da sie fast alle nach und nach die königliche Regierung bey sich abgeschafft, oder doch sehr eingeschränkt hatten: so waren sie desto eifriger, ihre Freyheit zu behaupten, wenn es schien, daß sie von ihren Nachbarn etwas zu befürchten hätten. Ueberhaupt wollte eine jede die andere übertreffen, und mächtiger seyn als die übrigen. Auch ihre von einander so sehr verschiedene Sitten und Gesetze brachten viele Streitigkeiten und feindselige Unruhen hervor. Besonders waren die Athenienser und Spartaner von einer ganz entgegengesezten Gemüthsart, eifersüchtig auf einander, und beyde begierig, eine gewisse Herrschaft in Griechenland auszuüben. Aber wenn es auf das allgemeine Wohl der Griechen ankam, da vergaßen sie ihre Zwistigkeiten, und verbanden sich desto genauer. Das thaten sie auch, als sie von den mächtigsten Fürsten, die es damals in der Welt gab, von den persischen Königen, mit Krieg überzogen wurden. Man sah damals, was Liebe zum Vaterlande und zur gesetzmäßigen Freyheit alles ausrichten, was für eine unüberwindliche Tapferkeit sie hervorbringen könne. Die

Griechen

Griechen schlugen zehnmal zahlreichere Kriegsheere, als die ihrigen waren, in die Flucht; aber unter ihren Feinden waren auch sehr viele, die nur halb gezwungen Soldaten abgaben, oder auch in einem üppigen Leben mehr Vergnügen fanden, als in Gefechten für ihren König. Damals stellte sich der König von Sparta, **Leonidas**, mit dreyhundert seiner Spartaner den Persern unerschrocken entgegen, um ihnen zu zeigen, daß die Griechen die größte Menge der Feinde nicht fürchteten, und eher ihr Leben, als ihre Freyheit, hinzugeben entschlossen wären. Nachdem er und die Seinigen viele tausend von den Feinden getödtet hatten, kamen sie insgesammt ums Leben. Man sezte diesen großmüthigen Kriegern die gemeinschaftliche Grabschrift: **O Wanderer! melde es zu Sparta, daß wir hier liegen, weil wir den Gesetzen unsers Vaterlandes gehorcht haben.**

XVIII. Ueber funfzig Jahre währte dieser große Krieg der Griechen mit den Persern. Die erstern behielten endlich die Oberhand, und unter ihnen wurden nunmehr **die Athenienser mächtiger als alle andere Griechen.** Griechische Helden: Miltiades, Cimon,

Ihr könnt leicht denken, meine Lieben, daß es zu dieser Zeit noch viele andere kluge und heldenmüthige Feldherren, außer dem **Leonidas**, in Griechenland gegeben haben müsse. Wenn ihr die vornehmsten derselben kennen lernen wollt: so leset den römischen Geschichtschreiber **Cornelius Nepos**, der ihr Leben so angenehm und lehrreich beschrieben hat. Ein solcher war der Athenienser **Miltiades**, der zuerst die Perser besiegte, und ein eben so leutseliger und gerechter Mann, als vortrefflicher Befehlshaber war; den aber doch die undankbaren Athenienser, auf einen

bloßen Verdacht, daß sein ungemeines Ansehen ihrer Freyheit schädlich werden möchte, im Gefängniß sterben ließen. Sein Sohn **Cimon**, der so lange im Gefängniß blieb, bis er die seinem verstorbenen Vater aufgelegte Geldstrafe bezahlt hatte, verrichtete noch größere Thaten wider die Perser. Seine Freygebigkeit war so groß, daß er seine Gärten ohne alle Wächter ließ, damit jedermann sich frey aus denselben holen könnte, was ihm beliebte. So oft er ausgieng, folgten ihm einige Diener nach, welche Geld trugen, damit er, wenn ihm jemand begegnete, der dasselbe brauchte, ihm sogleich helfen konnte. Oefters, wenn er einen unglücklichen Athenienser sah, der armselig gekleidet war, schenkte er ihm sogleich sein Oberkleid. Er ließ täglich Speisen für viele zubereiten, und bewirthete damit diejenigen, denen es an einer Mahlzeit fehlte. Jedermann stand seine Dienstbegierde bereit; er bereicherte viele; und nicht wenige, die so arm starben, daß man sie von dem, was sie hinterließen, nicht begraben konnte, ließ er auf seine Kosten zur Erde bestatten. Gleichwohl wurde auch **Cimon** von seinen Mitbürgern genöthigt, sein Vaterland auf eine Zeit lang zu verlassen. Denn gar oft erregt die ausnehmende Tugend eines Mannes, der mehr als alle andere in seiner Stadt geliebt und geehrt wird, am ersten Neid und Verfolgung gegen ihn.

Themistokles.

XIX. Besonders aber waren zur Zeit dieses Kriegs **zween sehr merkwürdige Männer zu Athen**, die beyde ihrem geliebten Vaterlande die wichtigsten Dienste leisteten, und doch mit einander in vielen Gesinnungen nicht übereinstimmten. Der eine, **Themistokles**, war ein sehr scharfsinniger, schlauer, beredter,

beredter, und gegen jedermann gefälliger Mann, ein überaus geschickter Feldherr, und eben so kluger Rathgeber für sein Vaterland; der aber auch alle Mittel ohne Unterschied, löbliche, listige und ungerechte, wählte, um, was er wünschte, auszurichten; vornehmlich den großen Haufen der athenienſischen Bürger mächtiger zu machen, und durch sie selbst zu regieren suchte. Er beredete die Athenienser, ihre Stadt, so ungern sie es auch thaten, den Feinden Preis zu geben, und sich auf eine Flotte einzuschiffen, die er errichtet hatte, und durch welche er Griechenland rettete. Die feindliche Kriegsflotte wußte er gerade an denjenigen Ort hinzulocken, wo er sie am leichtesten überwinden konnte; und durch eine andere List brachte er den persischen König dahin, eiligst nach Asien zurück zu flüchten. Er verschaffte Athen zuerst einen recht sichern und geräumigen Hafen, ließ, ungeachtet aller Widersetzung der Spartaner, eine starke Mauer um die Stadt führen, und war es wirklich, der den Athenienſern die Obermacht in Griechenland zuwege brachte. Endlich wurde er auf Anstiften seiner Feinde, ob er gleich abwesend war, und sich nicht verantworten konnte, von seinen Mitbürgern verurtheilt, als ein Verräther des Vaterlandes sein Leben zu verlieren. Um dieſer Gefahr zu entgehen, mußte er sich zu den Hauptfeinden von Athen, zu den Persern, flüchten; sie nahmen ihn sehr wohl auf, und ehrten ihn bis an seinen Tod. Doch liebte er sein Vaterland unaufhörlich, und endigte lieber durch Gift sein Leben, als daß er sich zum Schaden desſelben von dem persischen Könige hätte gebrauchen lassen. Ein Gelehrter erbot sich einmal, ihn die Gedächtniß-

kunst,

kunst, oder die Kunst zu lehren, wie er sein Gedächtniß ungemein stärken, und alles behalten könne, was er wolle. Lehren Sie mich lieber, sagte Themistokles, die Kunst der Vergessenheit: denn ich erinnere mich nur gar zu vieles, was ich gerne vergessen wollte. Aber auch ein solches Erinnern ist oft von großem Nutzen.

und Aristides, mit dem Beynamen der Gerechte.

XX. Der andere von diesen beyden berühmten Athenienſern war Aristides: zwar nicht so beredt, schlau und kriegerisch als Themistokles; aber weit ehrwürdiger als dieser wegen seiner unveränderlichen Rechtschaffenheit. Man nannte ihn den Gerechten, weil man ihn für den redlichsten und besten unter allen Athenienſern hielt: und ein größerer Lobspruch kann keinem Menschen ertheilt werden. Was er für recht und billig erkannt hatte, das vertheidigte er mit aller Standhaftigkeit, und war ein erklärter Feind von Schmeicheley, Betrug und Unwahrheit, auch nur im Scherze. Seine vornehmsten Bemühungen giengen stets auf das Wohl seines Vaterlandes. Da er aber gewiß glaubte, daß es für dasselbe weit zuträglicher sey, wenn eine Anzahl weiser Männer das meiste Ansehen hätten, als wenn der große Haufen der Bürger, der zu leicht ungestüm und übereilt handelt, zu viele Gewalt bekäme: so widersezte er sich dem Themistokles, der hierüber ganz anders dachte. Dieser lezere meldete einmal den Athenienſern, er wisse ein Mittel, durch welches sie die Herrschaft über ganz Griechenland erlangen könnten; es müsse aber geheim gehalten werden. Sie nannten ihm hierauf den Aristides, dem er seinen Vorschlag eröffnen könnte. Sobald aber dieser den Athenienſern die Nachricht gegeben

Aristides schreibt seinen Nahmen zur Verbannung auf.

ben hatte, der Anschlag des Themistokles sey zwar für sie sehr vortheilhaft, aber durchaus ungerecht, wollten sie gar nichts von demselben hören. Ein solches Vertrauen bezeigten dem Aristides sowohl seine Mitbürger, als die übrigen Griechen. Als die sämmtlichen griechischen Staaten einen gemeinschaftlichen Schatz zur Bestreitung der Kriegskosten sammelten, fanden sie keinen, dem die Aufsicht darüber so sicher übergeben werden konnte, als ihm. Unterdessen wurde er doch auf eine Zeit lang von den Athenienſern aus ihrer Stadt verbannt. Sie waren gewohnt, solchergestalt mit denen zu verfahren, von denen sie besorgten, daß sie zu mächtig werden dürften. Jeder Bürger schrieb den Namen dessen, den er verbannt wissen wollte, auf eine kleine Scherbe oder Muschelschale. Ein Bürger, der nicht schreiben konnte, verlangte vom Aristides, den er nicht kannte, daß er ihm seinen eigenen Namen aufschreiben möchte. Dieser fragte ihn, was ihm denn Aristides zu Leide gethan hätte? Nichts in der That, antwortete der Bürger; aber es verdrießt mich nur, daß er vor allen andern der Gerechte heißt. Aristides schwieg, schrieb seinen Namen auf, und verließ Athen. Nach einiger Zeit rufte man ihn dahin zurück, weil man wohl merkte, daß man in gefährlichen Umständen des Vaterlandes einen so vortrefflichen Mann überaus nüzlich gebrauchen könne. Er starb so arm, daß man kaum die Kosten zu seinem Begräbnisse bey ihm fand. Aber er hatte auch alle Gelegenheiten und Anerbietungen reich zu werden abgewiesen, weil er nach seinen gemäßigten Begierden nur wenig brauchte. Armuth und Tugend, meine Lieben, sind sehr oft mit

XIV Kupfertafel.

einan-

einander verbunden: und alsdenn ist Armuth ein wahrer Ruhm.

Die Griechen werden unter einander uneins.

XXI. Nach dem siegreichen Ende des persischen Kriegs, konnten die Griechen noch weit glücklicher als vorher leben. Sie waren nunmehr sicher vor auswärtigen Feinden, hatten viele gute Gesetze und weise Männer, von denen sie, wie durch die Gesetze, zu ihren Pflichten geleitet wurden. Schifffahrt und Handlung verschafften ihnen den Ueberfluß auswärtiger Länder; Wissenschaften und Künste aber täglich mehr Unterricht und Vergnügen. Es war nur nöthig, daß sie unter einander einig blieben, und mit gemeinschaftlichen Kräften daran arbeiteten, sich täglich besser, und ihr Vaterland blühender zu machen. Allein das Glück, das so viele Menschen stolz, übermüthig, träge und ungerecht macht, verdarb auch die Griechen, bloß durch ihre Schuld. Sie wurden unter sich uneinig, und fiengen an, einander selbst zu bekriegen. Besonders arteten die Athenienser aus, wurden üppig, dachten immer auf neue Eroberungen, und begegneten den übrigen Griechen, die freylich nicht so reich und mächtig als sie waren, mit Trotz, Härte und unbilligen Gewaltthätigkeiten. Die Spartaner, welche von ihnen öfters beleidigt wurden, und überhaupt befürchteten, daß sie endlich gar Unterthanen derselben werden möchten, sezten sich ihnen mit Gewalt entgegen. So lange Cimon lebte, der stets das Beste von ganz Griechenland vor den Augen hatte, verhütete er, so viel nur immer möglich war, den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen diesen beyden ansehnlichsten Nationen. Nachher aber wurden die Athenienser selbst von einigen ihrer großen Mitbürger gereizt, die Spartaner

ner zu bekriegen. Das that insonderheit Perikles, ein Mann von bewundernswürdiger Beredtsamkeit, und der durch dieselbe auch die Athenienser zu allem bewegen konnte, mithin lange Zeit Herr über sie war. Er schmückte ihre Stadt mit herrlichen Gebäuden, Bildsäulen, und andern Kunstwerken aus, belustigte sie durch Schauspiele, vergrösserte ihr Gebiet, indem er ein geschickter Feldherr war, und gab ihnen häufig Veranlassungen, neue Siege zu erfechten. Hingegen verschwendete er auch den allgemeinen Schatz zu Pracht und Lustbarkeiten, verminderte das Ansehen der Gesetze, besonders des höchsten und strengsten Gerichts, und suchte nur dem großen Haufen zu gefallen. Als er starb, sprachen seine umstehenden Freunde, die nicht glaubten, daß sie von ihm gehört würden, von allen seinen rühmlichen Handlungen. Allein Perikles, der alles verstand, sagte zu ihnen, sie möchten ihn nicht wegen solcher Thaten preisen, die er unter glücklichen Umständen verrichtet hätte. Das Lobenswürdigste in meinem Leben, sagte er, ist dieses, daß ich niemals einen Bürger in Trauer versezt habe. Perikles,

XXII. Eben so beliebt, und zu großen Unternehmungen fähig, aber auch eben so gefährlich für die Athenienser, war ein Anverwandter des Perikles, Alcibiades. Man hat von ihm gesagt, er habe sich gleich stark durch gute und durch böse Eigenschaften hervorgethan. Das heißt, er hatte vortreffliche Gaben von der Natur und durch Fleiß oder Kunst empfangen; aber er wandte sie bald sehr löblich, bald sehr schlimm an. Er hatte sehr vornehme Eltern, war der schönste Mann zu Athen, und so beredt, und Alcibiades.

redt, daß ihm niemand widerstehen konnte. Der weiseste Grieche dieser Zeit, Sokrates, leitete ihn zur Tugend und Wissenschaft. Dieser brachte ihn zuweilen so weit, daß er Thränen über seine Ausschweifungen vergoß; aber sein Leichtsinn und seine heftigen Begierden ließen ihn nicht lange bey guten Gesinnungen bleiben. Als Sokrates einmal merkte, daß sich Alcibiades auf die Menge seiner Landgüter viel einbildete, führte er ihn zu einer Landkarte der Welt, und verlangte, er möchte darauf den Ort aufsuchen, wo das athenienſische Gebiet liege. Da er diesen zeigte, sagte Sokrates ferner, nun möchte er auch suchen, wo seine Landgüter lägen; als aber Alcibiades solche nicht fand, gab er ihm die Lehre, auf Besitzungen nicht stolz zu seyn, die nicht einmal einen Theil der Erde ausmachten. Alcibiades wurde einer der größten und glücklichsten athenienſischen Feldherren, auch sehr freygebig und dienstfertig; ward aber wegen seiner Macht und Kühnheit von seinen Mitbürgern eben so sehr gefürchtet als geliebt. Er reizte sie zum Kriege, und überwand ihre Feinde mehrmals. Niemand war aber auch so veränderlich als er. Bald sah man ihn arbeitsam, geduldig, mäßig und streng gegen seinen Körper, bald wieder wollüstig, ausschweifend im Essen und Trinken, und den weichlichsten Sitten ergeben. Hierinne richtete er sich nach den Gewohnheiten derer, bey denen er lebte, und deren Freundschaft er suchte. Im Grunde hatte er also keine wahren Tugenden, weil sie nicht dauerhaft seyn konnten: und sie konnten es deswegen nicht seyn, weil sie aus keinem gebesserten Gemüthe kamen. Seine Mitbürger verjagten ihn eben darum, weil sie ihm viel Böses zu-

traueten, zweymal: und er verlor sein Leben, fern von seinem Vaterlande, dem er aber doch getreu blieb, da er kaum vierzig Jahre alt war, durch die Hand der Perser.

XXIII. Von diesen beyden Männern aufgemuntert, und durch ihren eigenen unruhigen Geist fortgerissen, verwickelten sich die Athenienser in einen Krieg mit den Spartanern, oder Lacedämoniern. Beyde Nationen schäzten ihre alten Gesetze und Sitten lange so hoch nicht mehr, wie ehemals. Sie zogen auch alle andere griechische Nationen in diese Händel, so daß manche den Athenienſern, andere den Spartanern beystanden. Ja sie vergaßen die Liebe zu ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande so sehr, daß sie nicht nur alle ihre Kräfte anwandten, um einander zu zerstören und unglücklich zu machen; sondern auch die Perser, die unversöhnlichen Feinde von Griechenland, gegen einander zu Hülfe riefen. Sie begegneten einander mit so vieler Grausamkeit, als man von so klugen und gesitteten Völkern, die Ein Vaterland hatten, nicht hätte erwarten sollen. Sieben und zwanzig Jahre währte dieser verderbliche Krieg, und endigte sich damit, daß die Athenienser gänzlich von den Lacedämoniern überwunden wurden. Darauf sezten die Sieger dreyßig Regenten in ihrem Namen zu Athen ein. Das waren aber eben so viele grimmige Wüteriche, die, obgleich selbst geborne Athenienser, doch unzählige ihrer Mitbürger verjagten, verfolgten und umbrachten, weil sie ihnen wegen ihres Ansehens, ihrer Tapferkeit und Liebe zur Freyheit, verdächtig vorkamen. In dieser Noth nahm sich Thrasybulus, einer von den vertriebenen Athe-

stiften einen langen Krieg unter den Griechen.

Oberherrschaft der Lacedämonier.

nienſern, ſeiner Vaterſtadt an, und ſezte ſie wieder in Freyheit. Zur Belohnung dafür ſchenkten ihm die Athenienſer eine von Oelzweigen geflochtene Krone: zwar an ſich ein ſchlechtes Geſchenk; aber die Liebe und Dankbarkeit ſeiner Mitbürger gegen ihn war deſto größer. Man muß auch niemals bloß deswegen etwas Gutes thun, damit man reichlich dafür belohnt werde. Andere Griechen, und ſelbſt die Perſer, welche die Uneinigkeit der Griechen ſo gern ſahen, ſtanden den Athenienſern bey. Doch blieben die Spartaner eine Zeitlang die mächtigſten in ganz Griechenland. Sie hatten damals inſonderheit einen vortrefflichen Mann an ihrem Könige Ageſilaus. Er war ein weiſer Fürſt, einer der beſten Befehlshaber im Kriege, wo er ſeine Mitbürger bald ſiegreich machte, bald glücklich vertheidigte; aber er war zugleich ein Verehrer der Geſetze des Lykurgus, die zu Sparta lange nicht mehr ſo eifrig beobachtet wurden. Ageſilaus lebte eben ſo mäßig und von aller Pracht entfernt, als der geringſte Spartaner. Alle große Geſchenke, die er von vielen Fürſten und Städten empfieng, theilte er unter ſeine Mitbürger aus. Als er einen Haufen derſelben den Aegyptiern zur Hülfe führte, eilten ihm dieſe gleich mit den ausgeſuchteſten Speiſen und vielen Koſtbarkeiten entgegen. Sie erſtaunten aber ſehr, als ſie einen kleinen unanſehnlichen Mann mit andern Spartanern am Ufer des Meeres ſitzen und eſſen ſahen, der von allem, was ſie ihm anboten, nur die ſchlechteſten Speiſen annahm. Unterdeſſen, daß ſie ſich einbildeten, er verſtünde nicht, was ſchön oder ſchmackhaft ſey, und erniedrige ſich zu ſehr, war er deſto verehrungswürdiger. Auch würde

Ageſilaus.

er

er ohne diese Mäßigkeit schwerlich ein Alter von achtzig Jahren erreicht haben.

XXIV. Doch bereits zu seiner Zeit verloren die Spartaner ihre große Macht in Griechenland. Sie hatten sich derselben mit zu vielem Trotze und beleidigender Herrschbegierde bedient. Die übrigen Griechen also vereinigten sich wider sie: und eine Nation darunter, die bisher noch in keinem besondern Ansehen oder Ruhm der Tapferkeit gestanden hatte, die Thebaner, entrissen ihnen die Oberherrschaft von Griechenland. Ehemals waren die Thebaner nur als ein sehr arbeitsames und plumpes Volk von starker Leibesbeschaffenheit, aber zugleich von langsamen Verstande, angesehen worden. Aber zween edelgesinnte Thebaner, Epaminondas und Pelopidas, munterten die ganze Nation so kräftig auf, daß sie gleichsam ein neues Leben durch dieselben bekam. Pelopidas machte zwar dazu den Anfang. Er befreyete seine Vaterstadt, welche die Spartaner in Besitz genommen, und ihn aus derselben nebst andern vertrieben hatten, mit einem kleinen Haufen muthiger Jünglinge glücklich von ihrer Gewalt. Auch nachher gab er einen tapfern Anführer der Thebaner im Kriege ab. Allein Epaminondas war unter beyden der größte. So bald ihr, Kinder, von einem großen Manne hört, das heißt, von einem Manne, der sich durch Weisheit und Tugend, auch durch treffliche Handlungen zum Besten der Menschen, vor vielen hunderten, ja tausenden, hervorgethan hat: so müßt ihr sogleich begierig werden, mehr von ihm zu wissen. Denn solche Männer kennen, erweckt unsern Geist aus seiner Schläfrigkeit; und ihnen nachahmen, macht oft wieder

Die Thebaner werden die mächtigsten in Griechenland.

Epaminondas und Pelopidas.

große Männer. Epaminondas stammte von armen Eltern her; bearbeitete sich aber eifrigst, sowohl seinen Verstand durch Wissenschaften, als seinen Körper durch allerhand Uebungen schneller und stärker zu machen. Er wurde nicht allein sehr tapfer, sondern, welches noch weit höher zu schätzen ist, auch klug, bescheiden und gesezten Muthes; er wußte sich jeder Gelegenheit nützlich zu bedienen, und zeigte immer eine großmüthige Denkungsart. Die Wahrheit liebte er so sehr, daß er nicht einmal im Scherze zu lügen pflegte. Er war dabey mäßig, gütig, und ertrug das Unrecht, welches ihm angethan wurde, mit bewundernswürdiger Geduld. Besonders konnte er dasjenige, was man ihm anvertrauete, sehr geheim halten. Anstatt viel zu reden, hörte er desto lieber zu, um immer mehr zu lernen, und verließ eine Gesellschaft, wo von wichtigen und lehrreichen Dingen gesprochen wurde, nicht eher, als bis die Unterredung zu Ende war. Er blieb immer arm, wie er vom Anfange her gewesen war; ob er gleich Freunde genug hatte, die ihn gern bereichert hätten. Hingegen wenn er sah, daß einer von seinen Mitbürgern durch Geld in einen gewissen Wohlstand versezt werden könnte, versammlete er seine Freunde, und bestimmte, wie viel jeder dem Geldbedürftigen geben sollte; diesen aber schickte er zu einem jeden derselben hin, damit er wissen möchte, wie viel er jedem zu verdanken hätte. Seine Beredtsamkeit erwarb ihm eben so vielen Eingang in die Gemüther, als alle diese schöne Eigenschaften.

Fernere Geschichte des

XXV. Dieser Mann war es, der die Thebaner zu der mächtigsten Nation unter allen griechischen

chischen machte, indem er ihnen den Sieg über die Spartaner verschaffte, die doch einen so alten kriegerischen Ruhm besaßen. Und dieses that er unter den größten Hindernissen, die ihm seine Mitbürger selbst in den Weg legten. Denn da sich unter ihnen viele fanden, die auf den Epaminondas, wegen seiner vortrefflichen Gaben, und wegen des Ansehens, in welchem er überall stand, neidisch waren, wurde ihm öfters die Feldherrnstelle genommen, und einem ungeschickten Manne ertheilt, der das Kriegsheer durch seine schlechte Anführung in die äußerste Gefahr sezte. Wenn man darauf zum Epaminondas seine Zuflucht nahm: so dachte er nicht mehr an die empfangene Beleidigung, und half sogleich dem Kriegsheere aus seiner Noth heraus. Einmal leistete er sogar seinen Mitbürgern, ganz wider ihren Willen, die wichtigsten Dienste. Sie befohlen nämlich abermals, daß er und seine beyden Mitbefehlshaber über die Soldaten, (von denen Pelopidas einer war,) ihr Amt andern, welche die Kriegskunst nicht verstanden, überlassen sollten. Epaminondas, welcher gewiß wußte, daß das thebanische Kriegsheer völlig würde zu Grunde gerichtet werden, wenn diese Veränderung vor sich gehen sollte, entschloß sich, jenem Befehle nicht zu gehorchen, und brachte auch die beyden übrigen Feldherren dahin, daß sie zum Besten des Vaterlandes ihre Stellen noch länger beybehielten. Nach ihrer Zurückkunft zu Theben, wurden sie insgesammt als Verächter der öffentlichen Gesetze, die sich dadurch des Todes schuldig gemacht hätten, verklagt. Die beyden Mitgenossen des Epaminondas schoben, auf sein Verlangen, alle Schuld ihres Ungehorsams lediglich

Epaminondas.

auf ihn. Er trat darauf selbst vor das Gericht, welches öffentlich über ihn gehalten wurde, gestand alles, dessen er beschuldigt wurde, und erklärte sich bereit, die verdiente Strafe dafür auszustehen. Nur bat er die Richter, sie möchten sein Urtheil folgendergestalt abfassen lassen: Epaminondas sey von den Thebanern deswegen am Leben gestraft worden, weil er sie genöthigt hätte, die Spartaner, denen sie vorher kaum ins Gesicht zu sehen sich getraueten, durch eine der glücklichsten Schlachten zu besiegen, und weil er durch diese einzige Schlacht nicht nur Theben von seinem Untergange gerettet, sondern auch ganz Griechenland wieder in Freyheit gesezt, den Uebermuth der Spartaner vollkommen gedemüthiget, und andere rühmliche Thaten vollbracht hätte. Die Richter wurden durch diese Rede beschämt, daß sie einen solchen Mann hatten strafen wollen, und alle Anwesenden frohlockten dem Epaminondas ihren Beyfall zu. Er starb endlich dennoch für seine Mitbürger in einer Schlacht, in welcher er sie gegen die Spartaner anführte. Diese drangen so sehr von allen Seiten auf ihn los, daß sie ihm durch einen Wurfspieß, davon die eiserne Spitze in seiner Brust stecken blieb, eine tödtliche Wunde beybrachten. Er wußte, daß er sogleich sterben müßte, wenn er das Eisen aus der Wunde herausziehen würde: er wartete also so lange, bis man ihm meldete, die Thebaner hätten überwunden. Darauf sagte er: Nun habe ich genug gelebt; denn ich sterbe unüberwunden; zog die eiserne Spitze aus der Brust, und gab seinen großen Geist auf.

XXVI.

XXVI. In der That waren die Thebaner nicht nur durch den Epaminondas sehr erhoben worden; sie fielen auch nach seinem Tode gar bald wieder in ihre vorige Mittelmäßigkeit zurück. So viel vermag ein einziger Mann bey einer ganzen Nation, die sich durch seinen Verstand leiten läßt. Aber auch der allgemeine Zustand von Griechenland verschlimmerte sich, seitdem Epaminondas, den man als das Oberhaupt dieses Landes ansehen konnte, nicht mehr lebte. Obgleich die griechischen Nationen von einander unabhängig waren: so regte sich doch so oft Mistrauen, Eifersucht und Feindseligkeit zwischen ihnen, sie geriethen so leicht in Kriege mit einander, und mit auswärtigen Feinden, und waren doch in vielen Stücken ihren Vorfahren bereits so unähnlich geworden, daß sie allerdings einen Anführer brauchten, um sie in Einigkeit und gesetzmäßiger Ordnung zu erhalten. Es wurde jezt unter ihnen immer gewöhnlicher, daß man sie durch Geld zu allem, auch was ihrer Rechtschaffenheit und Pflicht zuwider lief, bringen konnte. Die Athenienser insonderheit ergaben sich dem Müßiggange und unaufhörlichen Lustbarkeiten. Zwar standen noch von Zeit zu Zeit treffliche Feldherren unter ihnen auf, welche die Kriegszucht und die Kriegswissenschaft selbst verbesserten, auch ihrem Vaterlande beträchtliche Vortheile durch die Waffen erwarben, wie Iphikrates, Chabrias und Timotheus. Aber sie waren auch die lezten vorzüglichen Befehlshaber unter dieser Nation, die oft sehr ungerecht und veränderlich mit ihnen, wie mit andern ihrer ruhmwürdigsten Männer, verfuhr. Timotheus mußte, verfolgt von seinen Mitbürgern, außerhalb

Allgemeiner Zustand von Griechenland.

Athen sterben. Iphikrates, wider den eine eben so unbillige Anklage ergangen war, wurde zwar von dem Gerichte losgesprochen; aber nur, weil er das gewaltsame Mittel gebraucht hatte, Bewaffnete den Richtern an die Seite zu stellen, vor welchen sich diese fürchteten. Ueberhaupt suchte jezt fast eine jede griechische Nation über die andere zu herrschen; ihr allgemeines Beste bedachten sie desto weniger, und fielen also bald darauf unter die Herrschaft eines benachbarten listigen Fürsten, des Königs Philipp von Macedonien.

Religion der Griechen.

XXVII. Zu eben der Zeit aber, da die Griechen schon nahe an dem Verluste ihrer Freyheit und ihrer bürgerlichen Verfassungen waren, hatten sie es in Künsten und Wissenschaften höher gebracht, als alle andere Nationen. Und ob sie gleich der heidnischen Religion zugethan waren; so findet man doch auch darinne bey ihnen viel Lehrreiches. Keine andere der Abgötterey ergebene Nation hat ihre Religion so sinnreich ausgeschmückt, und auf so mancherley Art zu nützen gewußt, als die Griechen; auch ist keine andere, die den rechten Weg, zur Erkenntniß Gottes und seiner Verehrung zu gelangen, verfehlte, nach und nach auf so viel Wahres und Gutes in der Religion gerathen. Aber wenn wir die vielen Irrthümer erblicken, welche die Griechen dennoch daneben beybehalten haben: so müssen wir Gott desto eifriger dafür danken, daß wir weit richtiger gelernt haben, Ihn und seine Befehle an uns zu kennen. Anfänglich wußten die wilden Griechen nichts mehr, als daß ein Gott sey, den sie lieben und fürchten müßten. Die Fremden, durch welche sie gesitteter gemacht wurden, brachten

ten ihnen viele Namen von ihren vermeynten Göttern und Cärimonien bey, mit welchen sie dieselben ehren sollten. Weise Männer belehrten sie, daß sie die Gnade der Götter nicht durch allerhand Gebräuche, sondern durch ein tugendhaftes Leben erlangen könnten, und verfertigten bald Lobgesänge auf die Götter, bald zur Frömmigkeit ermunternde Lieder. Nun fiengen die Griechen selbst an, alles, was ihnen unbegreiflich und wunderbar vorkam, jede nützliche und angenehme Erfindung, der Wirkung eines Gottes zuzuschreiben. Gleich die ersten Künste, durch welche sie artiger und verständiger wurden, die Dichtkunst und Musik, schienen ihnen göttlichen Ursprungs, ein Werk gewisser Göttinnen zu seyn, die sie Musen nannten. Berühmte Könige, Helden, und andere ihrer Nation sehr ehrwürdige Männer, wurden von ihnen unter die Götter versezt, weil sie mehr als menschliche Eigenschaften an sich zu haben schienen. Da die Griechen zeitig Diener ihrer sehr sinnlichen Religion, oder Priester bekamen: so stärkten diese die Nation in ihrer Leichtgläubigkeit an Wunder, erfanden immer mehr Erzählungen von den Göttern, und vermehrten die gottesdienstlichen Cärimonien, Opfer, Feste, Erscheinungen und Aussprüche der Götter. Die Künstler, Maler und Bildhauer insonderheit, verfertigten die schönsten Abbildungen von den Göttern und Göttinnen, deren einnehmender Anblick desto größern Eifer für die Religion hervorbrachte. Auf eine andere Art arbeiteten die Dichter der Griechen daran, ihre Göttergeschichte reizend und rührend vorzustellen, brachten die bereits vorhandenen Fabeln derselben in einen feinen Zusammenhang, erfan-

nen viele neue, machten ihre Gottheiten den Menschen überaus ähnlich, und doch, so viel sie konnten, majestätisch und liebenswürdig, belustigten den Witz und die Einbildungskraft; verbanden aber auch oft damit angenehm vorgetragene Lehren. Zulezt kamen die **Philosophen**, verbesserten manche niedrige und unanständige Begriffe von den Göttern, suchten die Fabeln in Naturkunde und Sittenlehre zu verwandeln, forschten nach den Eigenschaften, den Werken und dem Willen Gottes, und bemühten sich, die Pflichten der Menschen genau zu bestimmen. Solchen Fortgang hat die Religion der Griechen nach und nach gewonnen. Einen öffentlichen Unterricht in derselben zu gewissen Zeiten, wie bey uns Christen, gab es bey den Griechen nicht. Aber ihre **Dichter** waren die **Lehrer der Religion für das Volk**, und ihre **Philosophen** waren es für die geringere Anzahl derer, die sich durch **Nachdenken und Gelehrsamkeit** von der Menge unterschieden.

Homerus, ihr größter Dichter und Lehrer der Religion für das Volk.

XXVIII. Nach dem **Orpheus** und andern solchen Dichtern, welche, wie ihr, meine Lieben, an einem andern Orte bereits gelesen habt, Gesänge von Religion und Tugend für die Griechen machten, kam ihr vortrefflichster Dichter, und den sie auch immer als den vornehmsten Lehrer ihrer eingeführten Religion ansahen, **Homerus**. Er lebte bereits tausend Jahre vor Christi Geburt in Jonien, einer Landschaft von Kleinasien, wo sich eine große Anzahl Griechen aus Griechenland selbst niedergelassen hatte. Da er die Welt und die Menschen recht kennen lernen wollte: so reiste er in Asien, Griechenland und Aegypten herum, sammlete Gelehrsamkeit, aber noch mehr Klugheit und

Geschick-

Geschicklichkeit, seinen Landsleuten sowohl zu gefallen, als nüzlich zu werden. Nichts war bey ihnen berühmter als der trojanische Krieg, und die großen Thaten, welche ihre Helden darinne verrichtet hatten. Homerus besang also die Geschichte davon dergestalt, wie er glaubte, daß seine Griechen daraus Bewunderung ihrer ehrwürdigen Vorfahren, Begierde ihnen nachzuahmen, Ehrfurcht und Vertrauen gegen die Götter, viele weise Vorschriften des Lebens, und über dieses alles auch ungemein viel Vergnügen schöpfen könnten. Zuerst schrieb er ein Heldengedicht, das heißt, eine poetische Beschreibung unzählicher Gefahren und Hindernisse, die ein tapferer, großmüthiger, für sein Vaterland fechtender Held auszustehen hatte, ehe er seine wichtige Unternehmung vollenden konnte; die er aber alle, unter dem Beystande der Götter, glücklich überwand. Dieses Gedicht nannte Homerus die Ilias, weil das Schloß der Könige von Troja Ilium hieß: sein vornehmster Held war Achilles; aber alle andere unter Griechen und Trojanern damals hervorragende Fürsten und Feldherren, auch den ganzen Krieg, und die Gesinnungen der Griechen überhaupt in demselben, wußte er mit einer Kunst, die alles gleichsam lebendig machte, in diesem Gedichte darzustellen. Darauf besang er in einem andern Gedichte, dem er den griechischen Namen Odyssea, (oder die Reisen und Gefährlichkeiten des Ulysses,) gab, das nachahmungswürdigste Verhalten eines weisen Mannes, der sich aus vielfacher Noth, Nachstellungen und Mühseligkeiten langer Jahre, unter göttlichem Schutze, und durch seine Klugheit herausreißt; bey allen mannichfaltigen Vorfällen des Lebens als ein guter

und

und rechtschaffener Mann handelt, und endlich, wie er es verdient, ruhig und glücklich wird. Diese beyden Gedichte wurden bey den Griechen so beliebt, und für so nüzlich gehalten, daß sie viele Stellen aus denselben auswendig lernten, sie der Jugend auf Schulen erklärten, und den Anfang ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit stets vom Homerus herleiteten.

Wozu man seine Gedichte nützen kann.

XXIX. Noch jezt kann man sehr viel aus diesen Gedichten lernen. Das Gute und das Schlechte der griechischen Religion findet sich in denselben beysammen. Homerus nahm sie, wie sie einmal vorhanden war, weil er sie nicht verändern durfte. Er legte also den Göttern und Göttinnen alle die menschlichen Schwachheiten, und sogar Laster bey, welche die Griechen längst von ihnen glaubten: Irrthümer, wegen welcher man sie nicht genug bedauern kann. Aber da sie, gleich vielen tausend andern Heiden, doch die natürliche Religion, oder diejenige Erkenntniß von Gott und seinem Willen, die er selbst in das Gemüth aller Menschen eingeprägt hat, durch ihre Abgötterey und Fabeln nicht ganz ausgelöscht hatten: so erweckte sie Homerus desto glücklicher bey ihnen. Er beschrieb ihnen den höchsten Gott, den sie über alle vermeynte Götter verehrten, in großer Majestät, Macht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit; lehrte sie eine göttliche Vorsehung, die alles regiert; munterte sie auf, von diesem Gott durch Gebet alles Gute und die Abwendung des Bösen zu erlangen. Dabey vergaß er nicht, ihnen die herrlichsten Tugenden, die Gottesfurcht, Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Eltern, Liebe und Treue zwischen Geschwistern, Anverwandten, Ehegatten und Freunden, auch besonders gegen das Vaterland, Gastfreyheit

heit gegen die Fremden, Freygebigkeit gegen die Armen, und dergleichen mehr, in den lebhaftesten Beyspielen abzuschildern. Wenn euch dieses, meine Lieben, nicht schon reizen sollte, den Homerus aufmerksam zu lesen: so müßte er euch als ein Muster der Beredtsamkeit überaus schäzbar seyn. Angenehm und wohlklingend zu reden und zu schreiben, werdet ihr überhaupt von den Dichtern am leichtesten lernen. Homerus ist unvergleichlich in der Wahl und Zusammensetzung seiner Worte, in den Beschreibungen, die er von natürlichen Dingen, von Menschen, ihren Gemüthsbewegungen, und von allem andern macht; in seinen Gleichnissen, und in jeder Art von Reden. Seine Gedichte sind wahre Malereyen, die man gern oft betrachtet, und im Gedächtniß behält. Auch wird es euch viel Vergnügen machen, bey ihm die Sitten der alten Welt, die durch Pracht, Ueppigkeit und andere Ausschweifungen noch nicht so sehr verdorben waren, getreu vorgestellt zu finden. Vieles darunter ist sehr weit von den neuern Gewohnheiten unterschieden. Wir pflegen keinen Feldherrn deswegen zu loben, daß er behend laufen kann. Aber nach der Art, wie vor Troja und noch später Krieg geführt wurde, zu urtheilen, zeigte der Lobspruch, den Homerus dem größten seiner Helden, dem Achilles, ertheilt, daß er schnell zu Fuße gewesen sey, eine eben so rühmliche als nüzliche Eigenschaft an.

Hesiodus, Pindarus, und andere Liederdichter.

XXX. Alle folgende griechische Dichter suchten vom Homerus zu lernen, und diejenigen, welche einen erhabenen Geist besaßen, breiteten vornehmlich die Liebe zur Religion und Tugend aus. So sammlete Hesiodus die alten Sagen und Meynungen,

gen, die man bisher von dem Ursprunge, der Verwandtschaft und den vornehmsten Handlungen der Götter, aber nur zerstreut, gehabt hatte, in einem besondern Werke. Aber in seinem Lehrgedichte von der Landwirthschaft hat er noch mehr Gelegenheit genommen, viele feine Sittenlehren einzustreuen, und durch poetische Anmuth zu empfehlen. Schön ist besonders seine Beschreibung von den fünf Zeitaltern, durch welche die Menschen nach und nach, vom goldenen bis zum eisernen, gegangen sind: eine Erdichtung, welche uns auf eine rührende Art erinnern kann, wie sich das menschliche Geschlecht, das Gott so gut geschaffen hatte, immer mehr verschlimmert habe. Vortrefflich ist auch die Lehre, welche Hesiodus vorträgt: Durch Schweiß und Arbeit gelangt man zur Tugend: ein langer und beschwerlicher Weg im Anfange; der aber leicht wird, sobald man auf die Höhe gekommen ist; ingleichen diese: Derjenige ist der Beste, der sich selbst überall am klügsten rathen kann; auch derjenige ist gut, der dem weisen Rathe eines andern gehorcht; wer aber weder selbst verständig genug ist, noch die Rathschläge anderer annimmt, das ist ein ganz unnützer Mensch. — Bald kam ein anderer Dichter, Pindarus, der zwar nur gering scheinende Thaten, die Siege der Kämpfer in den vier großen griechischen Spielen, besang; aber seine Siegsgesänge bleiben dabey nicht stehen. Er preiset die Ehrfurcht gegen die Götter, die Liebe des Vaterlandes, und andere Tugenden mit feurigem Eifer an; und die edelsten Sittensprüche zeigen überall, wie hoch sich die Gedanken dieses Dichters empor geschwungen haben. Wer da

hofft, sagt er an einem Orte, daß seine Handlungen Gott verborgen bleiben, der betrügt sich; und an einem andern: Mit Gott giebt es viele Wege zur Glückseligkeit. — Es standen noch viele andere Liederdichter unter den Griechen auf. Manche darunter suchten durch ihre Gesänge bloß Freude und Vergnügungen zu befördern. Allein andere wußten dadurch ihre Landsleute zu männlich starken, tapfern und tugendhaften Gesinnungen aufzumuntern. So erweckte der Athenienser Tyrtäus bey den Spartanern ihren niedergeschlagenen Muth durch seine Kriegslieder von neuem, indem er ihnen kriegerische Unerschrockenheit und Verachtung des Todes als ihren höchsten Ruhm vorstellte.

Fabeln, Lehrgedichte und Schauspielgedichte der Griechen.

XXXI. Von einer Art der Dichtkunst giengen die Griechen immer zur andern über: und diese sinnreiche Nation sah auch dabey allemal zugleich auf Nutzen und Ergötzung. Ihr werdet schon vom Aesopus und von seinen Fabeln gehört haben, die für euer Alter so viel Unterricht geben, auch so gern im Gedächtniß sitzen bleiben. Er war ein weiser Grieche aus Kleinasien, der den Griechen sehr artige und faßliche Lehren durch seine Fabeln ertheilte, das heißt, indem er die Sitten der Menschen an den Thieren abbildete. — Viele griechische Dichter trugen, ohne eine eigentliche Erdichtung zu Hülfe zu nehmen, merkwürdige Sittensprüche und Lebensvorschriften in kurzen Versen vor, an die man sich desto leichter erinnern konnte, wie zum Beyspiel: Vor allen Dingen ehre Gott, nachher deine Eltern! — Sey mit dem gegenwärtigen zufrieden, und enthalte dich fremden Guts! — Beym Essen und Trinken sind viele

unsere

unsere Freunde; aber bey ernsthaften Dingen wenige. — Noch andere Poeten oder Dichter der Griechen erfanden eine sehr angenehme Nachahmung und Vorstellung des menschlichen Lebens. Die Menschen geben überaus gern Zuschauer ab, und wünschen immer etwas Neues und Sonderbares zu sehen. Ob sie nun gleich dazu Gelegenheit genug in den Veränderungen der Welt und der natürlichen Dinge finden können; so ist es doch am heilsamsten, daß sie oft sich selbst betrachten, sich gleichsam von innen und von außen beschauen. Dazu suchten ihnen unter andern auch die Dichter behülflich zu seyn, indem sie erdichtete, aber doch wahrscheinliche Beyspiele von Menschen dergestalt in Rede und Handlung sezten, daß die Zuschauer sie wirklich vor den Augen zu sehen glaubten. Bald ließen sie berühmte Fürsten und andere ansehnliche Männer durch gewisse Personen vorstellen, wie dieselben höchst unglücklich wurden, öfters ohne Schuld daran zu seyn, und sich dabey mit standhafter Klugheit betrugen. Ein solches Gedicht, das Schrecken und Mitleiden erregen, wachsame Aufmerksamkeit auf uns selbst, und andere weise Fertigkeiten lehren sollte, wurde ein Trauerspiel genannt. Bald aber legten die Dichter einigen von ihnen ersonnenen Personen lächerliche Ausschweifungen, Fehler und Laster bey, die einen solchen Ausgang bekamen, daß diejenigen, welche ihn sahen, sich nicht enthalten konnten, solche schlimme Eigenschaften zu verabscheuen und zu fliehen. Oder sie führten andere auf, die durch ihr gutes Herz und ihre Tugend sich und andere Menschen glücklich machten, damit man durch ihren Anblick zur Nachahmung gereizt werden möchte. Das nannte man

Lustspiele,

Lustspiele, und beyde Arten von Gedichten, die öffentlich vor vielen Zuschauern hergesagt wurden, hießen Schauspiele. Den Griechen gefiel dieses ungemein, so viele verschiedene Sitten, Leidenschaften, Handlungen und Schicksale der Menschen, so natürlich ausgedrückt, vor sich dargestellt zu sehen; sie wurden dadurch gerührt, und auf eine nützliche Art belustigt. Desto mehr bedienten sich die Dichter dieses Mittels, und wurden bald Lehrer der Weisheit und der Tugend auf der Schaubühne, besonders die beyden vortrefflichen Männer, Sophokles und Euripides. Als aber die Athenienser anfiengen, die Schauspiele nicht deswegen zu lieben, um sich zu bessern und zuweilen zu vergnügen; sondern vielmehr, um für ihren Müßiggang einen beständigen Zeitvertreib zu haben, und über die Gebrechen anderer zu lachen, während daß sie ihre eigenen nicht bemerkten: da zogen sie keinen Nutzen mehr aus jenen Gedichten, und schadeten durch diese Neigung selbst ihren ernsthaftern und nothwendigsten Geschäften.

Philosophie, Naturlehre, Sternkunde, und andere Wissenschaften bey den Griechen.

XXXII. Diese sinnreiche Kunst der Dichter war unterdessen bey den Griechen immer vollkommener geworden. Durch sie wurde die Nation überhaupt so angenehm unterrichtet und geleitet, daß sie es kaum selbst merkte, eine Lehrerinn an der Dichtkunst zu haben. Aber es gab eine Menge nothwendiger, wichtiger und schwer zu erlangender Kenntnisse, von Gott, von der allgemeinen Natur und allen ihren Kräften und Eigenschaften, von dem Menschen, seinem Leibe und seiner Seele, seinen Pflichten und Hoffnungen: Kenntnisse, die durch vieles Untersuchen und Nachdenken gefunden, unter einander verglichen, und ge-

braucht werden mußten; wozu also nur eine geringe Anzahl Menschen Fähigkeit genug besaß. Diese wenigen, die **Philosophen** oder **Gelehrten** genannt, waren zwar oft auch zugleich Dichter, und trugen daher ihre durch so vieles Nachsinnen, Zweifeln und Prüfen entdeckte Lehren dergestalt vor, daß sie jedermann für seine Einbildungskraft faßlich und leicht zu behalten fand. Aber nach und nach überließen diese Gelehrten unter den Griechen den Dichtern allein das Geschäfte, gemeinnützige Unterweisungen in lebhafte Bilder und Fabeln einzukleiden. Sie selbst forschten mit der größten Anstrengung des Geistes der verborgenen Wahrheit nach, und brachten viel von derselben ans Licht; wenn sie gleich auch öfters dabey irrten. Der erste Grieche, der dieses vor andern glücklich that, war **Thales**, den ihr bereits als einen der sieben griechischen Weisen habt kennen lernen. Er suchte die **Entstehung und Einrichtung der Welt** zu erklären, auch die Ursachen von manchen Veränderungen am Himmel, wie zum Beyspiel, von einer **Sonnenfinsterniß**, die er auch vorher zu sagen wußte, anzugeben. So legte er bey den Griechen zuerst den Grund zu den Wissenschaften, welche man **die Naturlehre** und **die Sternkunde**, auf griechisch **Physik** und **Astronomie**, zu nennen pflegt. Er machte aber auch den Anfang, sie zu lehren, wie sie überhaupt **Größen ausmessen**, und nach allen ihren verschiedenen Arten genau bestimmen sollten; das heißt, er stiftete **die Mathematik** bey den Griechen. Doch eben dieser Weise, der sich so viel mit körperlichen Dingen beschäftigte, zeigte auch, wie man durch die Einsicht in die Natur und Anwendung derselben,

Thales.

zur

zur Erkenntniß Gottes gelangen müsse; befestigte die Griechen in der Ueberzeugung, daß die menschliche Seele unsterblich sey, und ließ es ihnen an guten Vorschriften des Lebens nicht fehlen. Man fragte ihn einmal: welches die beste und billigste Art zu leben sey? Wenn man, gab er zur Antwort, dasjenige selbst nicht thut, was man an andern tadelt. Seine Lehren, die er in Kleinasien ausbreitete, wurden von verschiedenen angenommen, und durch mehrere Untersuchungen erweitert. Einige, welche dieses thaten, gaben zuerst in den gedachten philosophischen Wissenschaften den Griechen öffentlichen Unterricht. Sie verfertigten Landkarten, Sonnenuhren, Erdkugeln, und sammleten über die Naturkunde immer mehr Muthmaaßungen, Meynungen und Erfahrungen.

Pythagoras.

XXXIII. Der berühmteste von denen, die, gleich dem Thales, die Beschaffenheit und den Nutzen natürlicher Dinge erforschten, um den Menschen zugleich Gott und sich selbst besser bekannt zu machen, war Pythagoras. Sein Vaterland war die Insel Samos; aber im untern Italien, wo sich sehr viele Griechen niedergelassen hatten, lehrte er am meisten. Damals mußten die Griechen noch in weite Länder, besonders nach Aegypten, reisen, und große Beschwerlichkeiten viele Jahre hindurch ausstehen, wenn sie Gelehrsamkeit sammlen wollten: und sie thaten dieses, auch wenn sie schon Männer waren. So machte es Pythagoras gleichfals, entdeckte selbst vieles, und blieb doch immer sehr bescheiden. Bis auf seine Zeit hatte man solche ausnehmend verständige und gelehrte Männer Weise genannt. Er aber sagte, dieser Name

wäre für einen Menschen zu stolz, weil auch der weiseste Irrthümer und Fehler genug an sich hätte. Daher wollte er nur ein Liebhaber der Weisheit (auf griechisch ein Philosoph,) heißen, der sein ganzes Leben hindurch sich bestrebte, immer weiser zu werden. Und seitdem hat man eben diese Wissenschaft, welche die erste, nothwendigste und allgemeinste ist, nämlich die Anweisung zur vernünftigen Kenntniß der Welt, der Menschen, und, so weit ihr Verstand reicht, auch ihres Schöpfers, die Philosophie, und in den neuern Zeiten die Weltweisheit genannt, weil wir durch eine solche Betrachtung Gottes und seiner Geschöpfe, besonders auch unserer selbst, den Grund zur wahren Weisheit legen. Pythagoras gab dieses auch einem Fürsten zu erkennen, der ihn fragte, was er für eine Kunst verstünde, um damit Geld zu verdienen? Gar keine, sagte er: einige verkaufen, andere kaufen; ich aber bin blos ein Philosoph, oder ein Zuschauer der Natur. Er meynte jedoch keinen müßigen Zuschauer; sondern einen solchen, der, während daß die meisten Menschen nur auf Geld, Güter und Ergötzlichkeiten bedacht wären, seinen Geist durch scharfsinnige Untersuchungen über alles bereicherte, täglich klüger würde, und diese unsichtbaren Schätze auch willig zum Nutzen anderer mittheilte. Dieses dankten auch viele dem Pythagoras, wenn sie sich seiner Führung völlig ergaben. Denn er brachte ihnen nicht nur allerley Wissenschaft bey; er machte sie auch zu bessern und liebenswürdigen Menschen. Ueberhaupt glaubte er mit Rechte, daß, ein Gelehrter seyn, nicht bloß so viel heiße, eine Menge vortrefflicher Dinge zu wissen und zu verstehen;

sondern

sondern auch weit vortrefflicher zu denken, zu handeln und zu leben, als andere Menschen. Daher prüfte er diejenigen scharf, welche sich zu seinem Unterrichte meldeten, ob sie auch der Geduld, Standhaftigkeit, Wahrheitsliebe und Ueberwindung ihrer Begierden fähig wären. Seine Zuhörer mußten nicht allein ein sehr mäßiges Leben führen; sondern auch eine Zeitlang gegen ihn ein gänzliches Stillschweigen beobachten, um zu lernen, daß junge Leute in Gegenwart verständiger Männer sehr selten reden, nur zuhören dürfen, weil sie noch zu wenig verstehen. Pythagoras hatte in den Wissenschaften, welche er lehrte, viel Neues und Gemeinnützliches; aber auch viel Geheimnißvolles: denn er hielt dafür, daß lange nicht alle Menschen werth wären, die erhabensten Lehren von Gott und dem Menschen zu erfahren. Das Höchste, wornach ein Philosoph, nach seiner Meynung, trachten müßte, war dieses, daß er Gott immer ähnlicher würde.

Sokrates, der weiseste Grieche.

XXXIV. Obgleich aber dieser und andere weise Männer unter den Griechen die Unterweisung in den Pflichten der Menschen nicht verabsäumten; so wurden sie doch hierinne vom Sokrates weit übertroffen. Dieser Athenienser machte seine Hauptbeschäftigung daraus, seine Mitbürger zu belehren, wie sie von Gott, von andern Menschen, und von sich selbst richtig denken, und darnach ihre ganze Aufführung einrichten müßten, um glückselig leben zu können. Weil er nun nicht, wie die bisherigen Philosophen, viele Untersuchungen über das ganze Weltgebäude, die Gestirne, und andere außer dem Menschen befindliche Dinge anstellte; sondern ihn vorzüglich

mit sich selbst, und mit derjenigen Wissenschaft bekannt machte, in welcher alle andere zulezt zusammen laufen müssen, mit der Sittenlehre: so hat man ihm den Ruhm beygelegt, daß er zuerst unter den Griechen die Philosophie vom Himmel herab gerufen, sie in die Städte, auch selbst in die Häuser eingeführt, und zu einer Lehrerinn des Guten und Bösen im menschlichen Leben gemacht habe. Dieses that er mit ungemeiner Geschicklichkeit und außerordentlicher Kunst; stiftete dadurch überaus viel Gutes bey den Griechen, und gab selbst von allem, was er lehrte, das beste Beyspiel. Er wurde daher von allen Griechen seiner Zeit, die so viel Vortreffliches, Neues und Brauchbares von ihm lernten, für den weisesten Mann ihrer Nation gehalten. Sokrates allein hielt sich dieses großen Ehrennamens nicht würdig. Er befragte sich selbst, warum man ihm wohl denselben möchte ertheilt haben, da er doch, wie alle andere Menschen, Irrthum, Unwissenheit und Fehler genug an sich hätte. Endlich fand er folgenden Unterschied zwischen sich und ihnen: Andere Menschen, sagte er, glauben fälschlich, daß sie viel wissen; ich aber weiß es, daß ich nichts weiß. Dieses Bekenntniß war nicht bloß ein Merkmal seiner Bescheidenheit; es lag auch viel Wahrheit darinne. Denn bey den meisten Menschen ist es das größte Hinderniß der Weisheit, daß sie sich einbilden, bereits sehr viel zu wissen, und sehr klug zu seyn. Je mehr wir hingegen einsehen, daß alle unsere Wissenschaft nur ein überaus kleiner Anfang sey, und daß es dessen, was wir entweder gar nicht, oder falsch wissen, unendlich viel gebe, desto bedachtsamer und verständiger werden wir von

allem

allem urtheilen, und uns auch in unsern Handlungen betragen.

Sein Leben, seine Gesinnungen und Sitten.

XXXV. Sokrates übte bis in sein dreyßigstes Jahr die Kunst seines Vaters aus, der ein Bildhauer war, und nährte sich davon. Um diese Zeit seines Lebens aber führte ihn ein vornehmer Athenienser, der zugleich für seinen Unterhalt sorgte, zu den Gelehrten seiner Vaterstadt, von denen er in allen Wissenschaften und Künsten unterrichtet wurde. Darauf merkte er immer deutlicher, was für einer großen Verbesserung seine Mitbürger bedürften. Sie machten sich von Gott die unanständigsten Vorstellungen; glaubten seiner Gnade gewiß zu seyn, wenn sie ihm nur Opfer brächten, und andere äußerliche Cärimonien verrichteten; trachteten am meisten nach Reichthum, Bequemlichkeit, Ergötzlichkeiten, Ehrenstellen, und andern solchen Vortheilen; aber wenig oder gar nicht nach einem feinen Verstande und wahrer Rechtschaffenheit: und nichts fiel ihnen beschwerlicher, als über sich nachzudenken, oder gar ihr Denken und Leben zu ändern. Dabey gab es noch eine Anzahl listiger Verführer der Athenienser: Leute, die sie durch ihre Beredtsamkeit einnahmen, sich nach ihren Neigungen richteten, sie von allen Dingen, auch die sie nicht verstanden, fertig schwatzen und alles verdrehen lehrten; die daher reichlich belohnt und sehr geehrt wurden. Diesem Verderben seiner Mitbürger entschloß sich Sokrates sich entgegen zu stellen, und der Religion und Tugend zu ihrer gebührenden Hochschätzung zu verhelfen. Er stand bey diesen Bemühungen Spott, Neid, Haß, Verfolgung und viele Mühseligkeiten willig aus. Damit man auch

sehen möchte, daß er bloß zum allgemeinen Besten, nicht für seinen eigenen Nutzen, arbeite, wählte er eine freywillige Armuth, ob er gleich durch die oft angebotenen Geschenke sehr reich werden konnte, und hatte mit den Seinigen kaum die nothwendigsten Bedürfnisse; indessen andere, die im Ueberfluß lebten, sich der Trägheit und Ueppigkeit ergaben. Er widersetzte sich allen ungerechten, niederträchtigen und grausamen Handlungen, auch wenn er sich dadurch die größte Gefahr zuzog. So machte er es, als er eine Stelle unter der Obrigkeit zu Athen bekleidete: und eben so unerschrocken war er, da sein Vaterland durch dreyßig grausame Regenten unterdrückt wurde, deren Drohungen er allein verachtete. Da er alle seine Kräfte zum Dienste des Vaterlandes gern aufwand: so zog er auch mehr als einmal, zur Vertheidigung desselben, in den Krieg. Einst fochte er darinne so muthig, daß ihm die Athenienser den Preiß der Tapferkeit vor allen andern zuerkannten. Er aber überließ denselben dem jungen Alcibiades, damit dieser zu eben so edeln Thaten aufgemuntert würde.

Seine Lehrart.

XXXVI. Die ungewöhnliche und sanfte Lehrart, deren sich Sokrates bey Personen aller Art bediente, machte, daß unzählige ihn gern hörten. Er wußte wohl, daß es die wenigsten Menschen vertragen können, wenn man sie auf einmal von irrigen Meynungen und schlimmen Sitten abzuziehen sucht; zumal, nachdem sie viele Jahre hindurch dieselben beybehalten hatten. Er gab sich also gar nicht das Ansehen eines Lehrers gegen die Athenienser; sondern unterredete sich mit ihnen als ein Freund der Wahrheit, mit dem sie gemeinschaftlich und auf eine leichte Art

die

die wichtigsten Lehren untersuchen, und selbst ihre wahre Beschaffenheit finden könnten. Daher legte er ihnen eine Frage nach der andern vor, bis sie durch ihre Antworten so weit gekommen waren, als er wünschte. Er gestand, daß er vieles nicht wisse, und munterte dadurch andere auf, daß sie sich desto lieber mit ihm zum Nachforschen vereinigten. Auch lehrte er auf diese Art nicht bloß an einem gewissen Orte zu Athen, sondern fast in allen Gegenden dieser Stadt. Er gieng auf die öffentlichen Spaziergänge und Uebungsplätze, wo viele Menschen beysammen waren, auch in die Kaufmannsläden, in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, fieng von den gemeinsten Dingen zu reden an, gebrauchte allerhand davon hergenommene Gleichnisse, und lockte Gelehrten und Ungelehrten durch seine Fragen nach und nach ein Geständniß ab, daß sie vieles bisher unrichtig gefaßt hätten. Besonders aber gab sich Sokrates Mühe, junge Leute beyzeiten zu gewinnen, ehe sie noch durch böse Gesellschaft und andere Reizungen gänzlich verdorben waren. Gern beschäftigte er sich vornehmlich mit den wohlgebildeten unter ihnen. Denn er pflegte zu sagen: ein schöner Körper läßt hoffen, daß sich auch eine schöne (das heißt, wohlgeartete) Seele darinne finden werde; und wenn dieses nicht eintrifft, so muß ein solcher Mensch selbst daran Schuld seyn. Aber so geduldig und unermüdet er der Jugend nachgieng, um sie auf den bessern Weg zu lenken: so wußte er es doch auch zu verhüten, daß sich Leute von diesem Alter nicht zu früh für gelehrt, weise, und zu öffentlichen Aemtern geschickt hielten.

Seine vornehmste Lehren.

XXXVII. Auf diese Art lehrte oder flößte vielmehr Sokrates seinen Mitbürgern die nüzlichsten Kenntnisse unvermerkt ein. Kein Grieche hatte noch so edle und heilsame Begriffe von Gott ausgebreitet. Er gab Anleitung, Denselben, ob man Ihn gleich nicht sähe, aus Seinen großen und herrlichen Werken zu erkennen; insonderheit auch die Vorsehung und Regierung Desselben zu bewundern. Freylich griff er die gewöhnlichen Religionsgebräuche nicht an, weil es unmöglich gewesen seyn würde, sie den Athenienſern zu entreißen. Hingegen erklärte er ihnen auch, daß die Gottesfurcht auf solche äußerliche Dinge nicht ankomme. Er erinnerte sie, Gott nicht um Gold und Silber, Macht, oder dergleichen etwas, sondern nur um das Gute überhaupt zu bitten, weil Gott am besten wisse, worinne dieses bestehe. Gehorsam gegen Gottes Befehle nannte er die wahre Verehrung desselben. Die Sitten- und Tugendlehre war das liebste, wovon Sokrates sprach; er trug sie aber auch so faßlich, liebreich und anmuthig vor, daß jeder Zuhörer sie als einen Weg zur Glückseligkeit betrachten sollte. Er zeigte, daß Gelehrsamkeit, Weisheit und Tugend von einander nie getrennt werden dürfen; — daß man nichts für nüzlich halten könne, was nicht erlaubt und gerecht sey; — daß die Freundschaft ein höchst schäzbares Gut sey, aber ohne Tugend sich gar nicht denken lasse; — daß man dem Worte eines rechtschaffenen Mannes mehr trauen könne, als dem Eidschwur eines andern; — daß auch derjenige, der zwar etwas thut, aber etwas weit besseres thun könnte und sollte, den Namen eines Müßiggängers verdiene; — daß man sich vor dem

Tode

Tode um keiner Ursache willen fürchten dürfe; — anderer seiner Vorschriften nicht zu gedenken.

XXXVIII. Vielleicht würdet ihr, meine Lieben, gern hier eines von den Gesprächen des Sokrates lesen, weil euch kurz vorher erzählt worden ist, daß er durch dieses Mittel die Leute so oft zur freywilligen Erkenntniß ihrer Fehler geführt habe. Es mag also jezt die Unterredung folgen, welche er einst mit seinem ältesten Sohne Lamprokles hielt, als er sah, daß dieser auf seine Mutter zornig geworden war. Gespräch des Sokrates mit seinem Sohne.

Sokr. Sage mir doch, mein Sohn, kennst du wohl Menschen, welche man Undankbare nennt?

Lampr. Allerdings.

S. Hast du aber auch bemerkt, was diejenigen thun, welche man so nennt?

L. Ja wohl. Denn man nennt diejenigen Undankbare, die, wenn man ihnen Gutes erzeigt hat, nicht wieder dergleichen erweisen, wenn sie es thun können.

S. So glaubst du wohl, daß man die Undankbaren unter die Ungerechten zählen müsse?

L. Das glaube ich in der That.

S. Hast du denn auch dieses bedacht, ob die Undankbarkeit gegen Freunde zwar ungerecht, aber gegen Feinde gerecht sey?

L. Auch daran habe ich gedacht: und ich glaube, ein jeder sey ungerecht, der sich nicht bemüht, für das empfangene Gute dankbar zu seyn, es mag von einem Freunde oder Feinde kommen.

S. Also ist wohl alle Undankbarkeit nichts als Ungerechtigkeit?

L. Alle.

S. Je

S. Je größere Wohlthaten also jemand empfangen hat, und ist dafür gar nicht dankbar, desto ungerechter wird er wohl seyn?

L. Ja gewiß.

S. Wer hat nun wohl größere Wohlthaten von einem andern empfangen, als Kinder von ihren Eltern? Von ihnen haben sie das Leben, Nahrung, Erziehung, Unterricht, und so viele andere Sorge und Mühe zu ihrem Besten erhalten. Die Mutter insonderheit trägt das Kind mit Gefahr ihres eigenen Lebens, giebt ihm Unterhalt von demjenigen, wodurch sie sich selbst unterhält, steht Tag und Nacht unbeschreiblich viel mit dem Kinde aus, und weiß doch nicht, was sie für Dank für dieses alles dereinst bekommen werde.

L. Aber wenn gleich meine Mutter dieses alles, und noch weit mehr an mir gethan hat; so kann doch niemand ihre Härte ertragen.

S. Was glaubst du wohl, daß schwerer zu ertragen sey: die Wildheit eines Thieres; oder einer Mutter?

L. Einer Mutter ihre, glaube ich, wenn sie so beschaffen ist, wie meine.

S. Hat sie dir denn jemals durch Beißen oder Stoßen Schaden zugefügt, wie man von wilden Thieren oft leiden muß?

L. Aber gewiß sie sagt mir doch so viel Böses, als man in seinem ganzen Leben nicht hören möchte.

S. Wie viel Verdruß glaubst du ihr aber wohl durch Schreyen und durch dein Betragen, von deiner Kindheit an, bey Tage und bey Nacht verursacht zu haben?

haben? Wie viel Noth hast du ihr gemacht, wenn du krank wareſt?

L. Doch habe ich ihr nichts geſagt oder gethan, deſſen ſie ſich hätte ſchämen müſſen.

S. Was denkſt du denn, daß unerträglicher anzuhören ſey: dir ihre Reden? oder den Schauſpielern ſo viele Schimpfworte, mit denen einer den andern belegt? Dieſe leiden ſolche Worte gern, weil ſie nicht glauben, daß derjenige, der ſie vorbringt, ihnen wirklich ſchaden wolle. Du aber weißt gar zu wohl, daß deine Mutter bey ihren Reden nicht allein nichts Böſes denkt, ſondern dir auch ſo viel Gutes wünſcht, als ſonſt niemanden; und biſt doch mißvergnügt über ſie. Glaubſt du denn wirklich, daß ſie dir etwas Böſes gönne?

L. Nein, das glaube ich nicht.

S. Wie kannſt du denn deine Mutter, welche dir ſo gewogen iſt, ſo viele Sorge für dich trägt, wenn du krank biſt, dir es an nichts fehlen läßt, und dir ſo viel Gutes von Gott wünſcht, wie kannſt du ſie hart nennen? Wenn du eine ſolche Mutter nicht ertragen kannſt: ſo kannſt du nichts Gutes ertragen. Sage mir doch, ob du jemanden andern ehren willſt; oder willſt du gar keinem Menſchen gefallen, niemanden nachfolgen und gehorchen, er mag ein Feldherr, oder eine obrigkeitliche Perſon ſeyn?

L. Wahrhaftig, das will ich.

S. Nun ſo wirſt du auch deinem Nachbar gefallen wollen, damit er dir, wenn es nöthig iſt, das Licht anzünde, auch in andern guten Dingen dir helfe, und, wenn dir ein Unglück begegnet, in der Nähe ſey, um dir gütigen Beyſtand zu leiſten?

L. Allerdings.

S. Und wenn du mit jemanden zur See oder zu Lande reisest, ist es dir einerley, ob es dein Freund oder dein Feind sey? Suchst du nicht auch die Gewogenheit eines solchen Reisegefährten zu erlangen?

L. Ja, ich suche sie.

S. Also bewirbst du dich um die Gunst solcher Leute: und deine Mutter willst du nicht ehren, die dich doch mehr liebt, als sie alle? Weißt du denn nicht, daß sich die Gesetze zwar um die gewöhnliche Undankbarkeit unter den Menschen nicht bekümmern; wohl aber diejenigen bestrafen, die sich gegen ihre Eltern undankbar beweisen, und solche Leute zu keinem obrigkeitlichen Amte zulassen? Denn man glaubt, daß ein solcher Mensch nichts Löbliches und Gerechtes zu thun im Stande sey. Man untersucht sogar, wenn jemand nach einem Amte strebt, ob er die Gräber seiner Eltern geschmückt habe; weil er widrigenfalls das Amt nicht erhält. Wenn du also verständig bist, mein Sohn, so wirst du die Götter wegen deiner unehrerbietigen Aufführung gegen deine Mutter um Verzeihung bitten, damit sie dich nicht als einen Undankbaren ansehen, und dir ihre Wohlthaten entziehen. Du wirst dich aber auch vor den Menschen in Acht nehmen, damit sie dich nicht alle, wenn sie merken, daß du deinen Eltern schlecht begegnest, verachten, und dich nicht endlich jedermann verrachte. Denn wenn sie dich für undankbar gegen deine Eltern halten werden: so wird niemand glauben, daß du dich für seine Wohlthaten dankbar bezeigen werdest.

XXXIX. So sprach Sokrates bey jeder Gelegenheit, in seinem Hause und außerhalb desselben, mit Freunden und Feinden, unermüdet in der Bemühung, die Athenienser zu bessern. Oft mischte er in seine Gespräche eine kleine Spötterey: nicht um jemanden zu beleidigen und zu verspotten, sondern um es ihm recht begreiflich zu machen, wie lächerlich und unvernünftig seine Meynungen oder Handlungen wären. Aber eben weil er weiser war, als alle seine Mitbürger, und viele, die es seyn wollten, beschämte, vereinigten sich viele, die auf seinen Ruhm neidisch wären, wider ihn. Zuerst suchten sie ihn zum Gelächter von ganz Athen zu machen, indem sie ihn in einem öffentlichen Schauspiele vorstellten, und ihm die thörichsten und schlimmsten Dinge in den Mund legten. Allein Sokrates gieng selbst zur Aufführung dieses Lustspiels hin, und stellte sich, um zu zeigen, wie sehr er einen so niederträchtigen Angriff verachte, an einen Ort, wo er mit seiner ganzen Gelassenheit und gewissenhaften Gemüthsruhe allen Zuschauern in die Augen fiel. Doch einige Zeit darauf wurde er von seinen Feinden vor Gerichte als ein Mann verklagt, der die Religion verfälschte, und die Jugend verführte, mithin den Tod verdient hätte. Einer seiner Freunde brachte ihm eine mit aller Kunst der Beredtsamkeit ausgearbeitete Rede zu seiner Vertheidigung. Sie ist sehr schön, sagte Sokrates zu ihm; aber für mich schickt sie sich so wenig, als die prächtigsten Kleidungen. Ich kann keine bessere Vertheidigung für mich führen, als daß ich niemals in meinem Leben jemanden Unrecht gethan habe. Als er sich daher

Sokrates wird zum Tode verurtheilt.

vor

vor Gerichte verantworten mußte, nahm er nicht, wie es bey den Athenienſern in einem ſolchen Falle gewöhnlich war, eine traurige und klägliche Geſtalt an, ſuchte auch nicht die Richter zum Mitleiden gegen ſich zu bewegen; ſondern ſprach vor ihnen ſo unerſchrocken und zuverſichtlich, daß man wohl ſehen konnte, das Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld geſtatte ihm weder Furchtſamkeit noch Demüthigung. Er beſchrieb ihnen das Gute, welches er bisher unter ſeinen Mitbürgern zu ſtiften geſucht hätte, nämlich ihnen höhere Schätze, als Reichthümer wären, zu empfehlen; und verſicherte, daß er auch künftig, ſelbſt wider ihren Willen, in dieſen Arbeiten fortfahren würde, weil er Gott mehr gehorchen müſſe, als ihnen. Dieſe feſte Gemüthsfaſſung, mit welcher ſich **Sokrates** vertheidigte, zwar beſcheiden, aber ohne ſich zum Bitten gegen ſeine **Richter** herabzulaſſen, brachte ſie deſto mehr gegen ihn auf. Sie **erklärten ihn** alſo **für ſchuldig.** Darauf ſollte er ſich, wie es zu Athen üblich war, ſelbſt die verdiente Strafe beſtimmen. Da er aber entſchloſſen war, ſich nicht wider ſein Gewiſſen ſchuldig zu bekennen, ſagte er frey, er glaubte eher für ſeine nützlichen Bemühungen zum allgemeinen Beſten verdient zu haben, daß ihn ſein Vaterland in einem öffentlichen Gebäude auf ſeine Koſten unterhielte. Durch dieſe Worte noch mehr erbittert, **verurtheilten ihn** endlich ſeine meiſten Richter **zum Tode. Sokrates** nahm dieſes Urtheil mit ſichtbarer Zufriedenheit an. Er ſagte, daß er lieber das Leben habe verlieren, als es auf eine unanſtändige Weiſe retten wollen, und daß er dem ohnedem nahen Tode gern entgegen gehe: denn er war damals ſiebzig Jahre alt. Seinen Schülern, die darüber

weh-

wehklagten, gab er einen Verweis, daß sie ihm nicht vielmehr Glück zu seiner Reise aus einer Welt voll Elendes wünschten. Und zu einem derselben, den es besonders jammerte, daß sein Lehrer unschuldig sterben sollte, sagte er lächelnd: Wolltest du wohl lieber, daß ich schuldig stürbe?

Er stirbt freudig, in der Hoffnung eines bessern Lebens.

XL. Eben so ruhig und überzeugt, daß er durch den Tod zur Glückseligkeit gelangen werde, verhielt sich Sokrates auch in seinem Gefängnisse, wo er dreyßig Tage lang, mit Ketten gefesselt, zubrachte. Er verfertigte daselbst Loblieder auf die Götter, tröstete und unterrichtete seine Freunde, die ihn täglich besuchten. Einer von ihnen bestach die Wache mit Gelde, daß sie den Sokrates entwischen lassen sollte, und bat diesen, sich einer so günstigen Gelegenheit zu bedienen, weil er doch unverdienter Weise verurtheilt sey, und sein Tod seinen Freunden den bittersten Schmerz verursachen, seine Kinder aber ihrer Erziehung und Beschützung berauben würde. Das ist alles wahr, gab Sokrates zur Antwort; aber da ich mich in meinem ganzen Leben den Gesetzen unterworfen, und durch dieselben, wie alle Athenienser, sehr viel Gutes genossen habe: so kann ich mich auch jezt dem Gehorsam gegen die Gesetze, die mich verurtheilt haben, nicht entziehen; und thäte ich es, so würde ich das Ansehen derselben, zum Unglücke meines Vaterlandes, entkräften. Indem Sokrates dergestalt seinem Tode muthig entgegen sah, kam der Tag, an welchem er, seinem Urtheil gemäß, Gift trinken sollte. An diesem Tage unterredete er sich mit seinen Freunden recht ausführlich über die Unsterblichkeit der Seele. Er

bewies ihnen dieselbe aus der Vernunft, munterte sie eben dadurch auf, sich nach dem künftigen Leben zu sehnen; belehrte sie aber zugleich, daß es einem weisen Manne deswegen nicht erlaubt sey, das gegenwärtige Leben nach seinem Gefallen zu verlassen, sondern daß er erst dazu den Befehl Gottes, der ihn darein gesezt habe, erwarten müsse. Einer seiner Freunde, Criton, fragte ihn, wie sie nach seinem Tode mit ihm verfahren sollten. Wie ihr wollt, antwortete Sokrates, wenn ihr mich alsdenn noch anders habt. Zugleich wandte er sich lächelnd zu den übrigen, und sagte: Ich kann den Criton noch nicht bereden, daß derjenige nur eigentlich Sokrates sey, der jezt mit euch redet. Er denkt immer noch, der Leichnam, den ihr bald sehen werdet, und in den ich jezt eingehüllt bin, das sey Sokrates: deswegen fragt er, wie er mich begraben soll. Nein, mein lieber Criton! sobald ich gestorben bin, kommt mein Geist in die Wohnungen der Glückseligen: und alsdenn beerdiget ihr nicht den Sokrates, sondern nur meinen Leichnam. Er nahm darauf Abschied von seiner Frau und seinen Kindern, die er wegschickte, und verlangte, daß ihm der Becher mit dem giftigen Schierlingstrank gebracht werden sollte. Getrost leerte er denselben aus, und bat Gott um eine glückliche Reise aus der Welt. Nun fiengen seine Freunde an laut zu weinen; aber er verbot ihnen ein so unmännliches Betragen, und ermahnte sie vielmehr, seine letzten Augenblicke mit guten Wünschen zu begleiten.

XV Kupfertafel. Der Gift wirkte nach und nach beym Sokrates, und er starb endlich, nachdem er noch vorher mit immer

gleicher

Socrates trinckt unschuldig den Gift-becher in der Hoffnung eines bessern Lebens.

gleicher Zufriedenheit dem Criton befohlen hatte, zur Dankbarkeit für seine nun erst völlig erlangte Gesundheit, wie es gewöhnlich war, ein Opfer darzubringen. Sein Tod erfolgte ohngefähr vierhundert Jahre vor Christi Geburt. — Wenn ein Heide so freudig sterben konnte, bloß weil er mit einem guten Gewissen auf Gott vertrauete, und ein glückseligeres Leben hoffte: so muß ein Christ, der Gott und seine Pflichten weit besser kennen lernen kann, auch mit einer ungleich größern Ruhe seinen Geist dem Vater über alles zurückgeben können.

Seine Lehren und Nachahmer werden den Griechen nützlich.

XLI. Die Athenienser bereueten es nach einiger Zeit, daß sie einen so vortrefflichen Mann umgebracht hatten. Aber Sokrates nützte ihnen noch nach seinem Tode. Sie erinnerten sich seiner weisen Lehren und Reden: und seine Schüler und Freunde sammleten dieselben schriftlich, breiteten sie auch durch mündlichen Unterricht, und überhaupt in Bildern, Gesprächen und faßlichen Sittenlehren, auf eine eben so angenehme Weise aus, wie ihr Lehrer. Ein solcher sokratischer Philosoph war Xenophon, zugleich ein sehr kluger und tapferer Feldherr, ein überaus lehrreicher Geschichtschreiber, und ein Schriftsteller, der mit einer ungemein sanften Beredtsamkeit seine Leser für die Tugend einnimmt. Ein anderer von diesen würdigen Nachahmern des Sokrates hieß Cebes. Dieser verfertigte eine artige kleine Schrift, die er ein Gemälde des menschlichen Lebens nannte, und die ihr besonders, meine Lieben, zeitig und oft lesen müßt. Darinne beschreibt er nämlich ein großes Gemälde, auf welchem die verschiedenen Gemüthsarten, Sitten und Beschäftigungen der Menschen, die Irrthümer,

Leidenschaften und Laster, durch welche sie verführt werden, die Weisheit und die Tugenden, welche sie auf dem rechten Wege leiten, die Glückseligkeit, zu welcher die Tugendhaften gelangen, aber auch die Strafen und das Elend, welches sich die Lasterhaften selbst zubereiten, — wo dieses alles in der Gestalt von wirklichen Personen, Gängen, Gegenden, und andern sinnlichen Vorstellungen abgebildet wird. Noch gab es unter den vielen vortrefflichen Schülern des Sokrates einen sehr beredten und scharfsinnigen Mann, den Plato, in dessen Schriften mehr Wahres und Gutes von Gott, von den Werken desselben, von dem Menschen und dessen Pflichten, von den Gesetzen, und andern solchen wichtigen Lehren vorkommt, als in den Büchern aller folgenden griechischen Weisen. Ueberhaupt waren nun die Griechen durch den Sokrates kräftig aufgemuntert worden, Untersuchungen und Betrachtungen von der eben gedachten Art ernstlich und häufig anzustellen, und solche immer gemeinnützer und bekannter zu machen. Daher kamen so viele weise Nachfolger desselben, die unter dem Namen der Philosophen mancherley Gelehrsamkeit vortrugen, und was sie lehrten, auch auszuüben suchten. Sie waren zwar über viele schwere Fragen nicht mit einander einig. Daraus entstanden verschiedene Partheyen, oder sogenannte philosophische Schulen, in deren einer oder mehrern die griechischen Jünglinge, die Geschicklichkeit zum Nachdenken besaßen, dasselbe zu üben pflegten. Aber alle stimmten doch darinne mit einander überein, daß ohne Tugend, und daraus hervorwachsende Zufriedenheit des Herzens, keine wahre Glückseligkeit zu hoffen sey.

XLII. Seit

XLII. Seit dieser Zeit gelangte auch die Beredtsamkeit der Griechen zu einer großen Vollkommenheit. Es ist schon etwas sehr angenehmes und nützliches, wenn man sich im täglichen Umgange gegen einander so auszudrücken weiß, daß man nicht allein leicht verstanden, sondern auch gern gehört wird; daß unsere Erzählungen gefallen, und daß wir andere durch unsere Vorstellungen ohne große Mühe zu demjenigen bereden können, was wir wünschen. Aber außer dieser Wohlredenheit und Fertigkeit in der gesellschaftlichen Sprache, die ihr beyzeiten an dem Beyspiele derer lernen müßt, welche deswegen gelobt werden, giebt es eine höhere Kunst, von der jene nur der Anfang ist, nach der jedermann streben muß, der sich durch Verstand und gemeinnützliche Anwendung desselben vor den meisten Menschen hervorthun will, nämlich die Beredtsamkeit. Das ist die Kunst, von allen, auch den schwersten und wichtigsten Dingen, Lehren und Geschäften, so deutlich, ordentlich, zierlich und einnehmend zu reden, daß unsere Zuhörer von den Sachen, von welchen wir reden, eben so denken, wie wir, und daß sie durch unsern Vortrag zu den gerechtesten, heilsamsten und tugendhaftesten Entschließungen bewogen werden; auch wenn sie vorher ganz andere Neigungen hatten; — und das nicht etwan bloß solche Zuhörer, die von dem, was wir vortragen, wenig verstehen, sondern selbst sehr verständige, gelehrte und weise Männer; — auch nicht nur, so lange wir in dem lebhaftesten Ausdrucke unserer Gedanken zugleich durch die Bewegungen des Körpers sprechen; sondern noch alsdann, wenn unser Mund schweigt, um die Feder reden

Die Beredtsamkeit kommt bey ihnen empor.

zu lassen. In dieser bewundernswürdigen Kunst, die so viele Macht über die Menschen ausübt, und sie ohne alle äußerliche Gewalt zu allem Nützlichen und Guten anführen, ja gleichsam nöthigen kann, haben die Griechen unter allen Nationen den größten Ruhm erlangt. Das kam erstlich von ihrer Sprache her, die sie zur schönsten, wohlklingendsten und reichsten machten; die sie auf jede Materie und Schreibart glücklich anwandten, und in die sie auch durch ihre verschiedene Mundarten eine angenehme Abwechselung hineinbrachten. Die gesetzmäßige Freyheit, deren die Griechen genossen, munterte sie besonders auf, von allem auf die anständigste und brauchbarste Weise, nach vorhergegangener scharfer Untersuchung, ohne dabey durch Verbot oder Furcht zurückgehalten zu werden, zu reden. Aber ihre Beredtsamkeit blieb nicht bey alltäglichen und allgemein bekannten Dingen, als eine bloße Uebung im Reden, stehen: sie ergriff die wichtigsten Angelegenheiten, an welchen die Griechen sehr viel Antheil nahmen. Bald wurde öffentlich vor den versammleten Einwohnern einer ganzen Stadt über das Beste des Vaterlandes, über die Gesetze, deren es bedurfte, über Krieg, Frieden, und andere große Anstalten desselben, mit allem Eifer von mehrern geredet. Bald vertheidigten geschickte Ausleger der Gesetze ihre vor Gericht verklagten Mitbürger durch nachdrückliche Reden, und rührten die Richter zur Lossprechung der Unschuld. Solchen trefflichen Rednern fehlte es auch bey den Griechen nicht an Belohnungen. Ihr Ruhm und ihr Ansehen wurden ohnedieß so groß, daß sie die Berathschlagungen und Unternehmungen ihrer Mitbür-

Ursachen ihrer Aufnahme.

Mitbürger nach ihrem Gefallen leiten konnten. Endlich wurde dadurch besonders das ungemein glückliche Wachsthum der Beredtsamkeit bey den Griechen befördert, daß es nicht jedem jungen Schwätzer erlaubt war, als Redner in seiner Vaterstadt aufzutreten. Vielmehr durften nur rechtschaffene Männer, welche sich lange in der Redekunst und in mehrern Wissenschaften geübt hatten, eine so ehrenvolle Beschäftigung übernehmen. Und weil die Athenienser die feinste Sprache in Griechenland redeten, die artigsten Sitten angenommen hatten, auch Witz und Gelehrsamkeit vor andern Griechen bearbeiteten: so ist bey ihnen die Anzahl trefflicher Redner stärker als bey allen andern Griechen, und auch die Beredtsamkeit am vollkommensten geworden. Zu Athen wurde auch der erste scharfsinnige Unterricht in dieser Kunst vom Isokrates, der bald nach dem Sokrates lebte, ertheilt. Er lehrte die Athenienser besonders den Wohlklang der Rede genauer kennen, der so schwer zu treffen ist, und auf den doch so ungemein viel ankommt.

Ingleichen die Geschichtbeschreibung.

XLIII. Da nun die Griechen auch in der schriftlichen Beredtsamkeit nicht weniger als in der mündlichen einen guten Fortgang hatten: so ist es leicht zu begreifen, wie die edlere Geschichtbeschreibung bey ihnen nach und nach reifer geworden sey. Lange genug hatten sie schon Thaten verrichtet, welche werth waren, für ihre Nachkommen und für andere Völker glaubwürdig beschrieben zu werden; sie waren auch auf die Geschichte anderer Nationen aufmerksam geworden. Allein so lange ihre Sprache durch Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht geschmeidiger

geworden und ausgebildet war; so lange sie auch durch die Philosophie nicht lernten, die Ursachen und den Zusammenhang der Begebenheiten zu beurtheilen: so lange konnten sie nur Sammler von allerhand Erzählungen, nicht aber Geschichtschreiber, bekommen. Denn es ist etwas ganz anders, meine Lieben, dasjenige, was sich in einem Lande oder in einer Stadt zugetragen hat, so wie man es gehört oder aufgeschrieben gelesen hat, wieder schriftlich zu erzählen, ohne die Wahrheit und Wichtigkeit davon scharf zu untersuchen; — und wiederum etwas anders, nur wohlgewählte und genau geprüfte wichtige und lehrreiche Begebenheiten so zu beschreiben, daß man daraus sehen könne, wie sie entstanden sind, und was sie für beträchtliche Veränderungen nach sich gezogen haben; daß man aber auch daraus die göttliche Vorsehung, die Menschen und sich selbst desto besser kennen lerne. Hierinne besteht eigentlich die wahre und würdige Geschichtbeschreibung, und ihr ausgebreiteter Nutzen, den sie besonders als eine Lehrerinn der Klugheit äußert. Für jede Nation wird sie dadurch vorzüglich angenehm und unterrichtend, wenn sie in derselben die schönsten Handlungen und Reden ihrer Vorfahren erblickt, um zur Nachfolge erweckt zu werden. Und daher wandten die Griechen auf ihre vaterländische Geschichte so vielen Fleiß; obgleich auch nicht geringen auf die ausländische. Ihre Dichter thaten ihnen zuerst diesen Dienst; auf sie folgten fleißige Sammler von mancherley Nachrichteen; endlich kam, fünftehalbhundert Jahre vor Christi Geburt, ihr erster Geschichtschreiber, Herodotus. Er beschrieb die griechische und die damit zum Theil

verbun-

verbundene asiatische und ägyptische Geschichte von mehr als zweyhundert Jahren, bis auf die Zeit, da die Griechen gegen den persischen König Xerxes eine Tapferkeit ohne Beyspiel bewiesen. Dieses Werk, in welchem er so mannichfaltige Geschichten künstlich in Ein Ganzes vereinigt hat, wurde, als er es den zu den olympischen Spielen versammleten Griechen vorlas, mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Denn bey diesen Kampfspielen der Griechen sah man oft eben so viele Uebungen der Kräfte des Geistes, als des schnellen und starken Körpers; insonderheit aber einen Wettstreit in der Dichtkunst, Beredtsamkeit, und in andern Künsten. In die Fußstapfen des Herodotes traten bald einige andere Griechen, wie Thucydides und Xenophon. Der leztere hinterließ unter andern eine Geschichte des so ruhmwürdigen Rückzugs von zehntausend Griechen, deren Anführer er war, und die einige hundert Meilen weit aus einem feindlichen Lande, unter dem beständigen Angriffe unzählicher Feinde, dennoch siegreich fortzogen, und in ihr Vaterland glücklich zurückkehrten.

XLIV. Um eben dieselbe Zeit, da die Geschichtbeschreibung bey den Griechen aufblühte, erhob sich auch die Arzneywissenschaft unter ihnen zu mehrerer Stärke. Ihr habt bereits an einem andern Orte gelesen, meine Lieben, wie diese Wissenschaft, die man auch die Heilkunst nennt, zuerst und sehr unvollkommen vom Aesculapius getrieben worden sey. Seine Nachkommen übten dieselbe nur in den Tempeln, welche ihm gewidmet waren, aus. Dahin pflegte man die Kranken zu bringen, weil ihre Uebel und die Befreyung davon als außerordentliche göttliche Werke

und die Arzneywissenschaft.

angesehen wurden. Eigentlich aber waren die Philosophen die ersten, welche diese Wissenschaft gründeten, und zu einem Theil derjenigen machten, von der sie den Namen hatten. Sie nüzten dazu die allgemeine Naturkunde, welche die Eigenschaften und Kräfte vieler natürlichen Körper lehrt; untersuchten die Theile des menschlichen Körpers insonderheit, den Gebrauch von einem jeden, und ihre Verbindungen unter einander, suchten daraus den Ursprung und die Veränderungen der Krankheiten zu erklären, und schlossen sowohl daraus, als aus den mehrmals erfahrnen Wirkungen gewisser Arzneymittel, die beste Art, Krankheiten zu mildern oder aufzuheben. Die Zergliederungskunst an todten Körpern, die wachsende Wundarzneykunst und die Kräuterkenntniß, die verbesserten Vorschriften der Mäßigkeit, und die genauern Beobachtungen der menschlichen Natur im gesunden und kranken Zustande, dienten hauptsächlich dazu. Der erste unter den Griechen aber, der aus allen diesen Kenntnissen und Erfahrungen eine besondere, von der Philosophie getrennte Wissenschaft, die Arzneygelehrsamkeit, machte, war Hippokrates. Er sezte eine Menge eigener Bemerkungen über die Krankheiten zu so vielen bereits vorhandenen hinzu, und hinterließ eine Anzahl allgemeiner und besonderer Regeln, welche für die Arzneygelehrten stets wichtig und nothwendig geblieben sind. Ueberhaupt schrieb er denen, welche seine Kunst lernen wollten, viele Gewissenhaftigkeit und Behutsamkeit vor; denn diese Kunst hat es mit der Gesundheit und mit dem Leben der Menschen zu thun. Wir kommen alle auf einerley Art zum Leben; aber

wir

wir können auf tausenderley Art sterben: so vielen äusserlichen und innern Gefahren der Zerstörung ist unser Körper unaufhörlich ausgesezt. Eben darum hat Gott unzählige Mittel zur Erhaltung und Heilung desselben in der ganzen Natur zerstreuet. Der Arzneygelehrte macht sich dieselben zum Besten seiner heilsamen Kunst bekannt; allein jedermann ist auch schuldig, frühzeitig auf alles zu merken, was seiner Gesundheit schaden, oder sie stärken kann.

Baukunst. Bildhauerkunst und Malerey der Griechen.

XLV. Indem nun so viele Wissenschaften und die sinnreichen Künste der Dichter und Redner bey den Griechen bis zur Bewunderung, aber auch zum allgemeinen Nutzen, stiegen: wurden diejenigen Künste, welche sich in der Verschönerung körperlicher Dinge zeigen, dergleichen vornehmlich die Baukunst, die Bildhauerkunst und die Malerey sind, von ihnen ebenfalls zur Vollkommenheit erhoben. Was andere Nationen, besonders die Babylonier und Aegyptier, darinne nur bis zu einer gewissen Größe, Stärke und Annehmlichkeit gebracht hatten, das erlangte durch den erfinderischen Geist und durch die richtige Beurtheilung der Griechen, die höchste Schönheit und Hoheit. Ihre freye Denkungsart gestattete ihnen, alles, was gefallen kann, auszusinnen, aufzusuchen und zusammen zu setzen. Sie ahmten die herrliche Natur, die ihr europäisches und asiatisches Vaterland so reizend macht, begierig nach: und selbst die schönen, schlanken und wohlgeübten Körper der Griechen wurden zum Muster für ihre Künstler. Diese leztern standen auch bey ihnen in der größten Achtung; jede vorzügliche Arbeit derselben wurde geschäzt und belohnt. Nicht weniger aufmunternd

für

für die Künste war es, daß sie bey den Griechen recht eigentlich dazu dienten, alles Heilige, Ehrwürdige, Vortreffliche und Nützliche, noch ehrwürdiger, bewundernswerther und rühmlicher zu machen. Die herrlichen, ganz frey und von andern Gebäuden abgesondert stehenden Tempel, und die unvergleichlichen Bildsäulen der Gottheiten in und außer denselben, machten einen ehrfurchtsvollern Begriff von der Religion. Ausnehmend große Geschicklichkeiten, Tugenden und Thaten wurden durch öffentliche Denkmäler der Kunst, durch Bildsäulen und Gemälde, geehrt und belohnt; sie mochten bey Fürsten, Staatsmännern oder Feldherren, bey Gelehrten und Künstlern selbst, sogar bey den Siegern in den geheiligten Kampfspielen, gefunden werden. Ein Bürger von Athen konnte wenige Schritte in seiner Vaterstadt thun, ohne ein Denkmal eines großen Mannes, oder einer berühmten Begebenheit seines Vaterlandes zu erblicken. Gieng er zur Stadt hinaus, so sah er die geschmückten Grabmäler der Helden und anderer verdienten Männer seiner Nation. Bey diesem Anblicke verweilte er gerne, vergnügte sich an solchen Erinnerungen und Vorstellungen, und wurde zur Nachahmung angereizt. Die Wohnungen der Familien waren mit ungekünstelter Bescheidenheit gebauet; aber öffentliche Gebäude, Plätze und Gänge, Tempel, Versammlungsgebäude der Obrigkeit, Schauplätze, und dergleichen mehr, wurden mit so vieler Pracht und Schönheit errichtet, mit so vielen Kunstwerken gezieret, daß Religion, Gesetze, Tugend, Wissenschaft, und alle löbliche Anstalten bey den Zuschauern ein wichtigeres Ansehen erhielten. Das ist eben der vor-

vornehmste Nutzen der schönen Künste aller Art: nämlich nicht nur der hier genannten, und der damit nahe verwandten, sondern auch der schon anderwärts beschriebenen, der Dichtkunst, Beredtsamkeit und Musik. Sie sollen nicht bloß zur müßigen Belustigung, zum mannichfaltigen Schmucke und zur Ueppigkeit dienen; sondern, indem sie die Einbildungskraft rühren, zugleich auch das Gemüth mit Zuneigung zu allem Schönen und Guten erfüllen, die Tugend liebenswürdiger machen, und zur Besserung der Sitten viel beytragen.

Ihre Vollkommenheit.

XLVI. Das hätten sie aber bey den Griechen nicht leisten können, wenn sie nicht zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden wären, und wenn nicht die ganze Nation ein edleres Vergnügen daran gefunden hätte. Ihre Baukunst gab jedem Gebäude nicht nur überhaupt Ebenmaaß, Zierlichkeit und schickliche Einrichtung zu seinem Gebrauche; sondern auch dem einen Majestät und erhabenes Ansehen, dem andern mehr Glanz und Annehmlichkeit, noch einem dritten Bequemlichkeiten, welche die Vorübergehenden zu sich einladeten. Marmor von einer blendenden Weise war gleichsam das feyerlichste Kleid dieser Kunst. Sie erfand verschiedene reizende Säulen, gleichsam als so viele künstliche Bäume, und sezte aus denselben die prächtigsten Säulengänge zusammen. — Der griechische Bildhauer brachte in einen Klumpen Stein, oder Marmor, Erz und Elfenbein, durch seine Kunst Leben und Gemüthsbewegungen. Es war ihm nicht genug, an einer Bildsäule die äusserliche Gestalt eines Helden und tugendhaften Menschen zu zeigen, sondern noch mehr die Größe seines

Geistes,

Geistes, und, so zu reden, seine sichtbar gemachte Seele. Phidias insonderheit, der größte Mann in dieser Kunst, und auch in verschiedenen andern, von dem man jedes treffliche Kunstwerk ein Bild des Phidias nannte, dieser Zeitgenosse des Sokrates, bildete nur Götter, und das mit einer solchen Hoheit der Vorstellung, daß man glaubte, sie würden dadurch noch verehrungswürdiger. Mit der Bildhauerkunst standen auch andere Künste in Verbindung, besonders diejenige, welche das Graben und Schneiden von sehr mannichfaltigen Bildern, aber in der kleinsten Gestalt, in edlen Steinen, zu einer ungemeinen Feinheit brachte. — Eine der schwersten und angenehmsten Künste der Griechen war die Malerey. Sie eigneten sich, nicht ganz ohne Grund, die Erfindung derselben zu: denn sie thaten weit mehr, als bloß Farben auf Mauerwerk, Holz oder Leinwand auftragen, um dadurch etwas in der Natur nachzuahmen. Ihre Gemälde wurden nach und nach Muster der höchsten Schönheit, dergleichen sich nur zerstreut und getheilt unter mehrern Personen findet; Abbildungen von einer so treffenden Aehnlichkeit, daß man sie für die Sache selbst, die sie abbildeten, zu halten verführt wurde; und überaus rührende Ausdrücke von Begebenheiten, Sitten und Leidenschaften der Menschen. Zween der ersten vortrefflichen griechischen Maler waren Parrhasius und Zeuxis. Der leztere malte Weintrauben so natürlich, daß die Vögel hinzuflogen, um in dieselben zu hacken. Aber Parrhasius malte einen Vorhang darüber so ähnlich, daß er den Zeuxis selbst dadurch hintergieng, indem dieser verlangte, man sollte den Vorhang wegnehmen, damit man sein Gemälde

sehen

Vollkommenheit der Malerey und Bildhauerkunst bei den Griechen.

sehen könne. Doch Apelles übertraf alle andere Maler der Griechen durch die unnachahmliche Lieblichkeit, die er seinen Gemälden ertheilte. Daher getrauete sich auch niemand, als er sterbend ein unvollendetes Gemälde hinterließ, dasselbe auszumalen. Er pflegte seine Gemälde öffentlich auszustellen, damit die Vorübergehenden ihr Urtheil darüber fällen möchten, und stand hinter denselben, um sich dieses zu Nutze zu machen. Einst tadelte ein Schuster eine Kleinigkeit an einem von ihm gemalten Schuh. Apelles besserte solche; als aber der Schuster des andern Tags auch den Fuß zu tadeln anfieng, rief er ihm zu: Schuster, versteige dich nicht über den Schuh! Eine Erinnerung an sehr viele, besonders auch junge Leute, die von Dingen urtheilen, welche sie nicht verstehen. Gleichwohl hat einmal auch unter den Griechen ein Blinder, dem man es sonst nicht zuzutrauen pflegt, daß er von Gemälden urtheilen könne, durch Hülfe seines Verstandes, ein sehr richtiges Urtheil von der Malerey und Bildhauerkunst gefällt. Ein Maler und ein Bildhauer stritten mit einander, wessen Kunst die größte sey. Sie überließen endlich einem Blinden die Entscheidung, und führten ihn deswegen zu einer Bildsäule und einer daneben stehenden Tafel, auf welcher sich ein Gemälde befand. Der Blinde fühlte mit seinen Händen an der Bildsäule die Glieder und den Körper eines Menschen; aber auf der ebenen Fläche der Tafel konnte er nichts fühlen. Er that also den Ausspruch: Diejenige Kunst muß die größte und schwerste von beyden seyn, die eben das vorstellt, was die andere, ohne daß man es fühlen und greifen kann.

XVI Kupfertafel.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Griechen von dem Könige von Macedonien, Philipp, an, bis auf die Zerstörung von Corinth;

oder von der Zeit an, da die Griechen einem auswärtigen Könige unterthänig wurden, bis auf die Zeit, da sie völlig Unterthanen der Römer wurden.

Die Zeiten ihres blühendsten Zustandes; aber auch ihrer Abnahme an Sitten, Gesetzen, Macht, Künsten und Wissenschaften.

Vom Jahr der Welt 3624 bis 3838.
Etwas über 200 Jahre.

I.

Philipp, König von Macedonien, wird Herr von Griechenland.

Nunmehr hatten also die Griechen alle ihre Kräfte kennen gelernt. Sie wußten, welches die heilsamsten Gesetze für sie wären, wie weit sie es in Wissenschaften und Künsten, aber auch in Weisheit und Tugend, bringen könnten. Sie hatten gezeigt, daß sie im Stande wären, durch ihre Tapferkeit auch den mächtigsten Fürsten und Nationen zu widerstehen. Auch hatten sie gelernt, wie nothwendig ihnen die Einigkeit unter einander sey. An Wohlstand, an Vorzügen des Geistes und der äußerlichen Güter, übertrafen sie alle andere Nationen. Und obgleich in ihrer Religion noch sehr viel zu verbessern war: so kamen sie doch auch darinne nach und nach

zu richtigern Kenntnissen. Allein sie konnten, wie die meisten Menschen, Glückseligkeit und Ruhe nicht ertragen, noch durch den bereits erlittenen Schaden klug werden. Sie bekriegten sich einander wieder selbst, und merkten nicht, daß ein König in ihrer Nachbarschaft, sich ihrer Händel und anderer Fehler, die sie begiengen, dazu zu bedienen suchte, ihr Oberherr zu werden. Das war Philipp, König von Macedonien, einem nicht sehr großen Reiche, das an die mitternächtigen Länder von Griechenland gränzte. Zwar hatten Griechen dieses Reich gestiftet; aber die Einwohner desselben unterschieden sich nachmals so sehr von den übrigen Griechen durch Regierung, besondere Mundart und Sitten, daß sie von denselben unter die Barbaren, oder ungesitteten Völker, in der That etwas unbillig, gerechnet wurden. Philipp machte sein Reich zuerst recht ansehnlich und furchtbar, und seine Macedonier weit kriegerischer, ja fast unüberwindlich. Er hatte das Glück gehabt, unter der Aufsicht des Epaminondas zu Theben erzogen und unterrichtet zu werden. Von diesem großen Feldherrn lernte er auch die Kriegskunst, und wurde der beste Feldherr seiner Zeit. Er war dabey ein sehr kluger Fürst, verschwiegen bey wichtigen Anschlägen, leutselig und freundlich, sehr beredt, und ein Freund der Gelehrsamkeit. Allein so viele gute Eigenschaften verdarb und mißbrauchte er wieder durch seine Laster. Um seine unersättliche Begierde nach mehrern Ländern und Unterthanen zu befriedigen, brauchte er die schlimmsten Mittel ohne Bedenken: Ungerechtigkeiten, Lügen, Betrug, falsche Schwüre, und geheime Ränke in Menge. Vor einem solchen unternehmenden,

stets wachsamen und gefährlichen Nachbar hüteten sich die Griechen viel zu wenig. Nachdem also Philipp beträchtliche Eroberungen über angränzende Völker gemacht, und sich dadurch bereichert hatte, mischte er sich in die Landesangelegenheiten der Griechen, suchte die feindseligen Zwistigkeiten bey ihnen zu unterhalten, nahm ihnen ein Stück Landes nach dem andern weg, gewann einige der angesehensten unter ihnen mit Gelde, daß sie Verräther ihres Vaterlandes abgaben, und wurde endlich durch viele Arglist und Geschwindigkeit Herr von dem Eingange in Griechenland, oder von dem engen Paß bey Thermopylä.

Demosthenes widersezt sich ihm vergebens.

II. Es gab allerdings noch verständige Griechen genug, welche einsahen, wie viel ihr Vaterland von diesem Könige zu befürchten hätte. Die Athenienser insonderheit, welche die mächtigste griechische Nation waren, und die daher Philipp bald mit Gewalt entkräftete, bald durch Kunstgriffe hintergieng, wurden vom Demosthenes deswegen unaufhörlich gewarnet. Dieser ihr Mitbürger war der größte Redner, der unter den Griechen aufgestanden ist. Als er sich zuerst der Beredtsamkeit ergab, hatte er eine stammelnde Sprache, konnte den Buchstaben R nicht aussprechen, und machte ungeschickte Geberden. Aber durch viele Mühe überwand er diese Hindernisse glücklich. Denn er hatte sich einmal vorgesezt, seinem Vaterlande als ein beredter Rathgeber zu dienen: und wer einen edeln Vorsatz fest gefaßt hat, dringt endlich durch alle Schwierigkeiten. Demosthenes ließ sich von den trefflichsten Lehrern der Redekunst unterrichten, nahm, um seine Sprache zu verbessern, während des Redens Kieselsteine in den Mund, und übte sich fleißig

vor

vor dem Spiegel im Anstande der Geberden. Er erwarb sich eine unvergleichliche Geschicklichkeit, die Menschen zu überreden, und in Bewegung zu setzen; wußte bald sanft, bald heftig, bald erhaben, kurz immer so zu sprechen, wie es die Sachen, die Zeiten und die Zuhörer erforderten, und begleitete seine hinreißende Beredtsamkeit mit einer äußerlichen Handlung des Körpers von gleicher Stärke. Nichts entwischte ihm von Philipps verborgenen Absichten und schlauen Mitteln. Er entdeckte sie nicht nur den Athenienfern; sondern gab ihnen auch die besten Rathschläge, solchen zuvorzukommen. Allein, wenn sie ihm gleich öfters folgten; so thaten sie es doch zu langsam und zu spät, liebten ihre Ergötzlichkeiten mehr, als ihre und die allgemeine Sicherheit der Griechen; ließen sich daher auch sehr leicht in den heilsamsten Entschließungen irre machen. Außer dem Demosthenes lebte damals noch ein ehrwürdiger Athenienser, Phocion, dem man den Beynamen des Guten oder Redlichen gab. Denn er handelte in allem mit derjenigen Rechtschaffenheit, die sich auf seine Weisheit gründete. Er suchte gar nicht den Beyfall seiner ausgearteten Mitbürger zu erlangen; sondern sagte ihnen nur streng und aufrichtig die Wahrheit. Als ihm daher einmal diese verächtliche Menge ein lautes Lob ertheilte, fragte er einen dabey stehenden Freund: Habe ich vielleicht etwas Unbesonnenes geredet? Aber eben weil er glaubte, daß die höchst verdorbenen Athenienser nicht mehr im Stande wären, sich und ihre Freyheit gegen den macedonischen König lange zu vertheidigen, rieth er ihnen bloß zum Frieden. Doch versäumte er keine Gelegenheit, die sich darbot, seinem Vaterlande zu dienen. Phocion.

Man trug ihm fünf und vierzigmal die Feldherrnstelle über die Soldaten auf; er nahm sie an, und verwaltete sie mit Ehren. Philipp machte auch bey ihm einen Versuch, ihn durch große Geschenke auf seine Seite zu ziehen. Da er solche mit Unwillen verwarf, ermahnten ihn die königlichen Gesandten, er möchte dieselben wenigstens für seine Kinder behalten; sie würden sonst, wenn er sie so arm hinterließe, seinen ungemeinen Ruhm nicht wohl behaupten können. Darauf sagte Phocion: Wenn meine Kinder mir ähnlich werden: so wird eben der kleine Acker, der mich zu dieser Würde erhoben hat, auch sie ernähren können. Werden sie mir aber unähnlich: so will ich ihre Ueppigkeit nicht auf meine Kosten unterhalten und verstärken. — Allein solche Gesinnungen waren bey den Athenienſern überaus selten geworden. Sie, und mit ihnen die Griechen überhaupt, mußten endlich der List, Geschäftigkeit und größern Kriegserfahrung des Königs Philipp unterliegen.

Alexander wird König von Macedonien.

III. Nachdem sich dieser Fürst die Oberherrschaft von Griechenland erworben hatte, suchte er die vereinigte Tapferkeit der Griechen und der Macedonier zu einer noch schwerern Unternehmung anzuwenden. Er wollte das mächtigste aller Reiche, das Reich der Perser, dieser alten Feinde von jenen beyden Nationen, zerstören, sich dadurch neuen Ruhm, aber auch eine Menge neuer Länder verschaffen. Doch indem er nach fremden Unterthanen begierig war, wollte er einem seiner eigenen, wegen einer empfangenen Beleidigung, nicht Recht verschaffen: und dieser Elende ermordete aus Rache seinen König. Nun regierte Philipps Sohn, Alexander, in Macedonien, erst

zwanzig

zwanzig Jahre alt. Sein Vater hatte ihm eine vortreffliche Erziehung gegeben, von der auch alles Gute herrührte, was er nachmals dachte, that und sagte. Zu seinem vornehmsten Lehrer bestellte er den Aristoteles, einen sehr gelehrten und weisen Griechen. Unter dessen Anführung ergab sich Alexander der Philosophie, besonders der Sittenlehre und der Regierungskunst, legte sich mit gutem Erfolge auf die Beredtsamkeit, und lernte auch andere Künste und Wissenschaften kennen. Die Liebe zu denselben behielt er auch als König, und mitten unter seinen Kriegen bey. Da er besonders im Homerus sehr viel Lehrreiches für sich fand, verwahrte er eine Abschrift von dessen Gedichten in einem goldenen mit Edelgesteinen besezten Kästchen, das er erbeutet hatte, und das er jede Nacht nebst seinem Degen unter sein Kopfküssen legte. Ungemein dankbar gegen seinen Lehrer, pflegte er zu sagen: er sey es zwar seinem Vater schuldig, daß er lebe; aber dem Aristoteles, daß er sein Leben auf eine vernünftige Art führe. Daher kam es auch, daß Alexander jeden vorzüglichen Gelehrten oder Künstler hochschäzte und belohnte, und durchaus von keinem andern, als vom Apelles gemahlt, auch nur vom Lysippus seine Bildsäule verfertigt wissen wollte, weil beyde die größten in ihrer Kunst waren. Hingegen verachtete er solche, die ihre Zeit und Mühe auf eine unnüze Kunst verwandt hatten. Die Macedonier bewunderten einen Mann, der in einer ziemlichen Entfernung durch ein kleines Loch Erbsen zu werfen mußte, ohne dasselbe ein einzigesmal zu verfehlen. Alexander schenkte ihm dafür gerade so viel, als er verdiente, nämlich einen Scheffel Erbsen. Aristoteles.

Sein kriegerischer Eroberungsgeist.

IV. Freylich hatte dieser junge König frühzeitig, wie sein Vater, zu glauben angefangen, daß die höchste Ehre eines Fürsten in kriegerischen Thaten, und sein beneidenswürdigstes Glück in der Eroberung vieler Länder bestehe. So oft er also hörte, daß sein Vater eine Stadt eingenommen, oder eine Schlacht gewonnen hätte, sagte er betrübt zu seinen Gespielen: Mein Vater wird noch alles erobern, und uns gar nichts zu thun übrig lassen. Er hätte auch ohne Krieg, genug Beschäftigung in der Regierung seines ansehnlichen Reichs finden, sehr ruhig und glücklich leben können. Aber ob ihn gleich die Perser nicht beleidigt hatten; beschloß er doch, aus bloßer Ruhmbegierde, sie anzugreifen, und sich nebst seinen Unterthanen dabey vielen Gefahren bloß zu stellen. Die Griechen ernannten ihn, auf sein Verlangen, zum allgemeinen Feldherrn von Griechenland gegen die Perser. Damals bekam er eine nachdrückliche Erinnerung von einem Philosophen, daß man glücklich sey, wenn man wenig brauche; und daß dagegen derjenige, der schon vieles besizt, gleichwohl aber unaufhörlich nach mehrerm trachtet, und niemals völlig zufrieden wird, als ein Unglückseliger bedauert werden müsse. Dieser Philosoph hieß Diogenes: ein Mann, der Reichthum, Pracht, Ehrenbezeugungen, Titel und Gewalt geringschäzte; aber Verstand und Tugend allein suchte und ehrte, und so überaus wenig zu seinem Leben brauchte, daß er überall, auch zuweilen auf öffentlicher Straße, wohnen konnte. Er befand sich zu Corinth, als Alexander in diese Stadt kam. Der König erwartete, daß ihm Diogenes seine Aufwartung machen würde; da dieser aber nicht erschien,

Diogenes.

gieng

gieng er selbst mit seinen Hofleuten hin, ihn zu besuchen, und traf ihn auf der Straße in der Sonne liegend an. Alexander fragte ihn darauf, ob er etwas brauchte, worinne er ihm gefällig seyn könnte? Jezt weiter nichts, antwortete der Philosoph, als daß Sie mir etwas aus der Sonne gehen. Diese seltene Genügsamkeit eines Mannes, der nichts hatte, und doch auch nichts begehrte, dem, seiner erhabenen Denkungsart nach, selbst ein König nichts geben konnte, erregte die Bewunderung Alexanders. Wäre ich nicht Alexander, sagte er, so möchte ich wohl Diogenes seyn.

Er bekriegt die Perser.

V. Alexander zog nunmehr mit seinem Kriegsheere aus Europa nach Asien wider die Perser los. Er hatte noch nicht vierzigtausend Soldaten: und dieses schien gegen einen König, der ihm leicht zehnmal so viele entgegen setzen konnte, auch gegen ein Reich, das so viele hundert Meilen im Umfange hatte, viel zu wenig. Aber es kommt niemals bloß auf die Menge der Menschen, sondern auf ihre Eigenschaften an. Alexanders Soldaten waren damals die besten in der Welt an Kriegszucht, Erfahrung, Tapferkeit, Treue, und Fertigkeit alle Beschwerden auszustehen. Das persische Kriegsheer hingegen war aus vielerley Völkern zusammengesezt, die wenig Uebereinstimmendes mit einander hatten, und der größte Theil davon war ungeübt, focht nur gezwungen, hatte auch keinen so kriegerischen König zum Anführer. Dieses war eben der Hauptvortheil Alexanders, daß er den Krieg zu führen weit besser verstand, als der persische König Darius, sich immer selbst bey seinen Soldaten befand, vor ihnen her in die Feinde stürzte, und alle

Gefahren und Mühseligkeiten mit den seinigen theilte. Solchergestalt überwand er die Perser seit seinem ersten Eintritt in Asien bey jeder Gelegenheit, und nahm ihnen ein Land nach dem andern weg. Darius stellte sich ihm endlich mit einem ungeheuren Heere entgegen. Aber dieses wurde ihm selbst durch seine Anzahl und durch das unnütze Gefolge von Hofbedienten, von vielen der Weichlichkeit gewohnten Personen, und von der ganzen königlichen Familie, auch durch die überflüßige Pracht, die bey demselben eingeführt war, zur Last und Beschwerde. Alexander schlug also auch den persischen König zurück, tödtete ihm viele tausend Soldaten, und bekam, außer vieler Beute, die Mutter, die Gemahlinn und die Kinder desselben gefangen. Diesen begegnete er mit der größten Leutseligkeit, keineswegs als ein Feind und Ueberwinder der Perser. Er besuchte und tröstete sie, ließ sie ehrerbietig bedienen, und sagte, als sie seinen Vertrauten, den Hephästion, in dessen Begleitung er kam, für ihn ansahen: sie irrten sich nicht; denn auch dieser sey Alexander. Rühmliche Worte für den König und für seinen Freund, indem sie eine völlige Uebereinstimmung ihrer Gemüther in allen trefflichen Eigenschaften anzeigten. Darius wurde, als er das edle Verhalten Alexanders gegen seine Familie erfuhr, so sehr gerührt, daß er ausrief: Götter meines Vaterlandes! erhaltet mir zuvörderst mein Reich! nach meinem Tode aber mag kein anderer über Asien herrschen, als dieser so gerechte Feind, dieser so mitleidige Sieger!

Er macht einen Gärtner zum Könige.

VI. Ueberhaupt wurde Alexander, so jung er auch war, durch den glücklichen Ausgang aller seiner Unter-

B. Rode invenit delin. J.C. Krüger sc.

Alexander macht den Gärtner Abdolomijnus zum König.

Unternehmungen noch nicht zum Stolz, Härte und Uebermuth, oder zu andern Lastern verleitet, denen sich die Menschen leicht überlassen, wenn ihnen alles nach Wunsch von Statten geht. Er hatte jezt einen Theil derjenigen asiatischen Länder in Besitz genommen, wo die Gemächlichkeit, Schwelgerey und Ueppigkeit im Essen und Trinken, und in der ganzen Lebensart gleichsam zu Hause waren. Gleichwohl hatten seine Sitten dadurch noch nichts gelitten. Eine Fürstinn in Asien schickte ihm, als er durch ihr Gebiet zog, täglich die wohlschmeckendsten und leckerhaftesten Speisen, erbot sich auch, ihm sehr geschickte Köche zu überlassen. Alexander aber schlug dieses alles aus, indem er sagte: er hätte weder Köche noch Speisen nöthig; sein Hofmeister Leonidas habe ihn die beste Kochkunst gelehrt, nämlich des Morgens Arbeit und Uebung, um Lust zum Essen zu bekommen, und des Mittags eine mäßige Mahlzeit, damit er auch noch zum Abendessen Hunger übrig behielte. — Die Ernennung eines neuen Königs von Sidon in Phönizien, welche er bald darauf traf, war auch ein Beweis seiner Klugheit. Er wollte, daß derjenige über die Sidonier herrschen sollte, den sie dazu für den würdigsten hielten. Nun gab es unter ihnen einen sehr rechtschaffenen Mann, Abdolonymus, der aber eben deswegen, weil er sich keiner unerlaubten Mittel hatte bedienen wollen, reich zu werden, so arm geworden war, daß er als Gärtner seinen Unterhalt verdienen mußte, ob er gleich von der königlichen Familie herstammte. Diesem wurde der königliche Schmuck überbracht. Man erinnerte ihn zugleich, daß er auch als König seines bisherigen Standes nicht vergessen, XVII Kupfertafel.

und immer ein gleiches Gemüth beybehalten möchte. Die Reichen beneideten und verachteten den Abdolonymus wegen seiner ehemaligen Niedrigkeit. Alexander aber ließ ihn vor sich kommen, betrachtete ihn lange, und fragte ihn, wie er eine solche Dürftigkeit so geduldig habe ertragen können? Möchte ich nur, antwortete der neue König, die Regierung eben so leicht ertragen! Diese Hände verschafften mir so viel, als ich wünschte: und da ich nichts hatte, so fehlte mir auch nichts. Alexandern gefiel der hohe Geist, der aus diesen Worten hervorleuchtete, und er beschenkte den Abdolonymus sehr ansehnlich.

Sein großmüthiges Vertrauen auf seinen Arzt.

VII. Bey einer andern Gelegenheit bezeigte Alexander ein großmüthiges Vertrauen, wo viele andere von Furcht und Zweifeln beunruhigt worden wären. Er war plötzlich in eine tödtliche Krankheit verfallen. Sein Arzt Philipp, der von seiner Jugend an Sorge für ihn getragen hatte, und ihn wie seinen Sohn liebte, sah die hitzige Ungeduld, mit welcher Alexander seine Genesung wünschte, um dem Darius entgegen ziehen zu können, und versprach ihm, wie er verlangte, ein zwar heftiges, aber schnell wirkendes Arzneymittel zu geben. Als er ihm solches in einem Tranke brachte, hatte der König unterdessen von einem seiner treuesten Befehlshaber ein Schreiben bekommen, worinne er gewarnet wurde, sich vor dem Philipp in Acht zu nehmen, weil dieser vom Darius durch große Versprechungen gewonnen worden sey, ihn ums Leben zu bringen. Diese Nachricht machte ihn eine kurze Zeit ungewiß; endlich aber sagte er bey sich selbst: Es ist besser, ich sterbe durch das Verbrechen

brechen eines andern, als durch Furchtsamkeit, indem ich den Trank nicht nehme. Er leerte also den Becher in Gegenwart des Arztes standhaft aus. Zugleich aber stellte er ihm das empfangene Schreiben zu, und beobachtete das Gesicht desselben, während daß er las, ob sich keine Merkmale eines rege werdenden bösen Gewissens darauf zeigten. Doch Philipp äußerte mehr Unwillen über die Beschuldigung, nicht aber Bestürzung, und munterte den König auf, Muth zu fassen. Die Arzney that auch eine so heilsame Wirkung, daß Alexander drey Tage darauf sich seinen Soldaten wieder zeigen konnte. Sie dankten alle dem Arzte mit ausnehmender Freude. Denn sie liebten und verehrten ihren König außerordentlich: nicht allein, weil ihm alles so wohl von statten gieng, sondern auch, weil er so herablassend gegen sie war, sich mitten unter ihnen den gewöhnlichen Waffenübungen ergab, sich nicht viel herrlicher kleidete, als sie selbst gekleidet waren, und sie für tapfere Thaten reichlich belohnte. Er war ein guter König, ein trefflicher Feldherr, und öfters an Strenge gegen sich und an Tapferkeit einem bloßen Soldaten ähnlich.

Alexander wird stolz, grausam und wollüstig.

VIII. Aber nach und nach verschlimmerte sich Alexander so sehr, daß man zulezt kaum hätte glauben sollen, es sey eben derjenige Fürst, der im Anfange so liebenswürdig war. Und solche Ausartungen guter Menschen müssen wir genau beobachten, meine Lieben. Denn es ist nichts leichter, und oft unmerklicher, als der Uebergang vom Guten zum Bösen; und hingegen nichts so schwer, als die völlige Rückkehr vom Bösen, das man lieb gewonnen hat, zum Guten. Alexander also wurde erstlich stolz auf

das

das Glück, welches ihm überall hin nachfolgte. Er glaubte, dieses käme bloß von seiner großen Geschicklichkeit, Unerschrockenheit, und standhaften Beharrlichkeit in allen seinen Unternehmungen her. Er sah nicht ein, wie verwegen er oft handelte, und daß er mit seinem Kriegsheere leicht unglücklich werden könnte, wenn die Feinde einen bessern Feldherrn bekämen, und sich von dem Schrecken erholten, das er ihnen eingejagt hatte. Nun begegnete er dem friedfertigen Darius, der ihm mehr als einmal einen vortheilhaften Vergleich anbot, mit übermüthiger Verachtung. Obgleich Alexander schon weit mehr und einträglichere Länder erobert hatte, als er in Europa besaß, nämlich Vorderasien bis an den Euphrates, und Aegypten, Länder, an die er gar kein Recht hatte; so wollte er doch dem Darius, der sie ihm willig überließ, auch noch alles übrige von seinem Reiche nehmen, und nicht eher ruhen, bis dieser König ein Unterthan von ihm geworden wäre. Von dieser wilden Länderbegierde und Kriegslust eingenommen, verfolgte und trieb er den Darius immer weiter zurück, bemächtigte sich seines ganzen Reichs, und war Schuld daran, daß der persische König von seinen eigenen Unterthanen ermordet wurde. So überwand er zwar in wenigen Jahren das weitläuftigste Reich auf dem Erdboden, und alles, was sich ihm darinne widersezte. Allein er wurde nunmehr selbst von Ausschweifungen und Lastern überwunden: und dieses war eine größere Schande, als alle von ihm erworbene Ehre. Er begieng die schimpflichsten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, ließ aus zorniger Rachbegierde viele feindliche Soldaten, die sich

ihm

ihm schon ergeben hatten, und sogar seine besten und treuesten Befehlshaber, auf einen unerwiesenen Verdacht, hinrichten. Einen dieser leztern, Namens Clitus, der ihm sogar ehemals das Leben gerettet hatte, tödtete er mit eigener Hand, bloß weil dieser, da er betrunken war, ungebührliche Reden gegen den König führte. Er selbst ergab sich der Trunkenheit, einem der unvernünftigsten Laster, der Schwelgerey, Weichlichkeit und Wollust. Hierinne ahmte er den Persern nach, die er doch nicht besiegt haben würde, wenn er eben so üppige Sitten, als sie, gleich anfänglich gehabt hätte. Endlich ließ er sich gar als einen Gott anbeten, und machte sich durch dieses alles bey seinen Macedoniern und Griechen sehr verächtlich und verhaßt.

IX. Seine Eroberungssucht gieng so weit, daß er, nach der Bezwingung des persischen Reichs, auch Indien angriff, jenes große asiatische Land, das jezt Ostindien genannt wird. Da bekriegte er einen Fürsten nach dem andern, und sezte sich nebst seinen Soldaten unbeschreiblich vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren aus. Nicht um etwas recht edles und heilsames auszurichten, sondern nur, um sehr viele tausend Menschen unter seine Herrschaft zu zwingen, nachdem er eine Menge von ihnen umgebracht, oder alles des Ihrigen beraubt hatte; ingleichen, damit man recht viel in der ganzen Welt von seiner Tapferkeit und Macht reden möchte. Nun mußte er zwar endlich wieder zurückkehren, nachdem er unter beständigem Fechten, Tödten und Rauben bis an das Weltmeer gekommen war. Er beschloß aber wieder neue Feldzüge, weil er alle ansehnliche Nationen sich unterwerfen wollte.

Er kürzt sein Leben durch Trunkenheit ab.

Doch

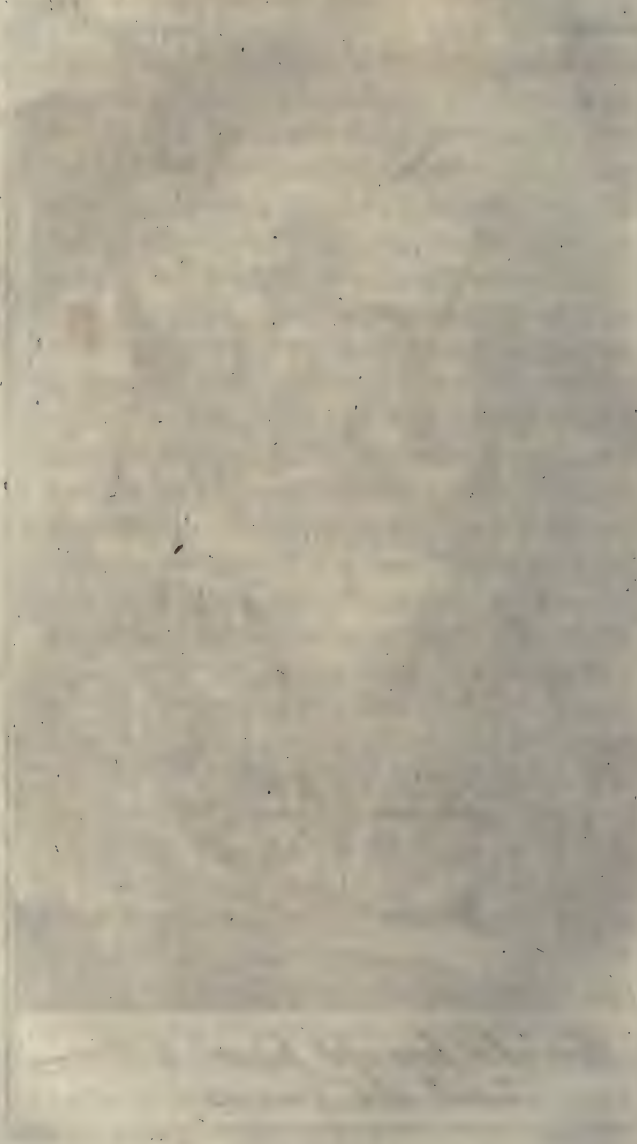
Doch, da er während seines kurzen Ruhestandes ganze Tage und Nächte im unmäßigsten Essen und Trinken zubrachte, zog er sich dadurch eine Krankheit zu, die seinem Leben ein Ende machte. Er war nur zwey und dreyßig Jahre alt geworden. Für einen klugen und tapfern Fürsten, wie er sich oft gezeigt hatte, starb er gewiß eines sehr schändlichen Todes. Dennoch hat man ihn Alexander den Großen genannt, das heißt, einen solchen König, der weit vortrefflichere und rühmlichere Thaten verrichtet hat, als die meisten andern Menschen. Nach allem, was ihr bisher von Alexandern gelesen habt, Kinder, werdet ihr euch wundern, daß man ihm einen so hohen Lobspruch beygelegt habe. Allein die Menschen sind immer gewohnt gewesen, diejenigen hauptsächlich zu bewundern, welche durch ihre Handlungen viel Lermen und Erstaunen erregt haben, und in allem, was sie unternahmen, glücklich gewesen sind. Noch täglich schätzen viele den starken und kühnen Mann, der alles vor sich niederwirft, höher, als den stillen und nützlichen. Allein Verständige sehen wohl ein, daß Alexander nur ein großer Krieger und fürchterlicher Weltverwüster, nicht ein weiser und wohlthätiger Fürst gewesen sey; und daß er den herrlichsten Ruhm hätte erlangen können, wenn er nicht auf dem halben Wege zu demselben zurückgekehrt wäre.

Vergleichung zwischen Alexandern und Darius.

X. Ihr könnt dieses auch, meine Lieben, durch eine Vergleichung Alexanders mit dem Darius erkennen. Dieser persische König scheint, gegen den macedonischen gehalten, nur ein verächtlicher Herr gewesen zu seyn. Denn er wurde von diesem stets in die Flucht geschlagen, und aller seiner Länder beraubt,

begieng

Alexander beweint seinen todten Feind den Darius.



begieng eine Menge Fehler im Kriege, wurde von seinen Unterthanen gänzlich verlassen, und kam sogar durch die Hände derselben ums Leben. Gleichwohl verdient er, wenn man an beyden alles bis an ihr Ende zusammennimmt, mehr Hochachtung und Liebe, als Alexander. Er hatte diesem, der sein unversöhnlicher Feind war, niemals einiges Unrecht zugefügt, war überhaupt ein sanftmüthiger und gerechter Fürst, vertheidigte auch muthig sein Reich, so lange ihm seine Unterthanen Beystand leisteten. Zulezt aber bemächtigten sich seiner zween Verräther von denselben, legten ihm Ketten an, und führten ihn dergestalt fort, bis sie ihm viele tödtliche Wunden versezten, und ihn sterbend auf seinem Wagen, mitten auf dem Felde, liegen ließen. Ein Macedonier, der dazu kam, brachte ihm, auf sein Bitten, den lezten Trunk frischen Wassers. Diesen ersuchte Darius, Alexandern in seinem Namen für das liebreiche Betragen gegen seine Familie zu danken, und verlangte, indem er ihn bey der Hand nahm, daß er solche Alexandern als ein Merkmal seiner Freundschaft reichen möchte. Unter solchen großmüthigen Gesinnungen gab er seinen Geist auf. Gleich darauf kam Alexander selbst hinzu, beklagte den unglücklichen Tod des Darius, vergoß Thränen bey seinem Leichnam, bedeckte ihn mit seinem eigenen Mantel, und sorgte für ein ehrenvolles Begräbniß desselben. Das war alles lobenswürdig; aber zu spät und vergebens beweinte er einen Fürsten, dessen Unglück er selbst verursacht hatte. Darius kam also ums Leben, indem er sein Recht und Reich vertheidigte, und verdient das lebhafteste Mitleiden. Aber Alexander kann nur

XVIII Kupfertafel.

wegen

wegen seiner Bethörung beklagt werden, weil er nicht mehr zu wissen schien, warum er König sey, und sich durch Unmäßigkeit in einen frühzeitigen Tod stürzte.

Alexanders Reich geht zu Grunde.

XI. Man sah nach seinem Tode, wie wenig Nutzen er durch so viele Siege und Eroberungen für sein Reich und seine Familie gestiftet habe. Er hatte das mächtigste Reich in drey Theilen der Welt errichtet. Aber es wurde sogleich zertrümmert; seine Familie bekam nichts davon; sie wurde sogar bald darauf ermordet, und seine Feldherren und Statthalter, die sich um alle von ihm besessene Länder stritten und bekriegten, errichteten nach und nach besondere Königreiche aus denselben. Sein väterliches macedonisches Reich, das er so ansehnlich gemacht hatte, kam an fremde Fürsten, und hundert und funfzig Jahre nach ihm fiel es in die Gewalt der Römer. Unterdessen haben öfters auch solche Handlungen, welche die Menschen bloß zur Stillung ihrer Begierden vornehmen, nüzliche Folgen, auf die sie wenig oder gar nicht bedacht gewesen waren. So entstand aus Alexanders kriegerischen Zügen der Hauptvortheil, daß die Sprache, die Sitten, die Wissenschaften und Künste der Griechen in mehrere asiatische und africanische Länder fortgepflanzt wurden, und diese dadurch an guten Kenntnissen sehr zunahmen. Das geschah insonderheit in dem neuen ägyptischen Reiche, das vom Ptolemäus, einem Statthalter Alexanders, gegründet wurde, und, weil mehrere seiner Nachfolger diesen Namen führten, auch das Reich der Ptolemäer hieß. Diese Könige vereinigten damit auch viele am nächsten liegende Länder in Africa und Asien, wie Libyen, Aethiopien, Arabien, Phöni-

Ausbreitung der griechischen Gelehrsamkeit.

Phönizien, und andere mehr. Sie versammleten eine Anzahl griechischer Gelehrten in ihrer Hauptstadt Alexandrien, wo sie dieselben in einem großen Gebäude, Museum genannt, (das heißt, ein den Wissenschaften gewidmeter Ort,) frey unterhielten. Um ihre nützliche Arbeiten noch mehr zu befördern, legten diese Fürsten in der eben gedachten Stadt eine sehr zahlreiche Büchersammlung an, die allergrößte, die in den alten Zeiten vorkömmt. Von dieser Zeit an blühte in Aegypten die griechische Gelehrsamkeit ausnehmend, besonders die Sprachwissenschaft und Auslegungskunst, welche die Griechen zusammen Grammatik nannten, die Dichtkunst, Sternkunde und Meßkunst. Aber auch die griechischen Künste der Bildhauerey, der Baukunst, und ihnen ähnliche, wurden durch die Prachtliebe und den Schutz der Ptolemäer in Aegypten herrschend. Eben dieses geschah in dem griechischen Reiche in Syrien, das Seleukus, ein anderer Befehlshaber Alexanders, errichtet hatte. Zu Pergamus, der Hauptstadt auch eines solchen neu entstandenen Reiches in Kleinasien, legte der König Eumenes gleichfals eine ansehnliche Büchersammlung an. Da aber der damalige König von Aegypten die Ausfuhr des ägyptischen Papyrs (von dem oben in der ältesten ägyptischen Geschichte Nachricht ertheilt worden ist,) verbot: so ließ Eumenes zu den Handschriften, die in seine Sammlung kommen sollten, gehörig zubereitete Häute von Thieren nehmen. Daher hat man denselben von jener Stadt den Namen Pergament beygelegt; ob sie gleich schon lange vorher gebraucht wurden, um Bücher darauf zu schreiben.

Die Griechen werden die stärkste handelnde und seefahrende Nation.

XII. Ein anderer Vortheil, den Alexanders Eroberungen den Griechen brachten, war dieser, daß sie von seiner Zeit an die vornehmste Nation in der Handelschaft und Schifffahrt wurden. Bis dahin hatten die Phönizier darinne den Vorzug vor allen andern Völkern gehabt; allein sie verloren ihn, als der gedachte König Tyrus eroberte und zu Grunde richtete. Dazu kam, daß er durch die Erbauung von Alexandrien in Aegypten, der Handlung einen ganz neuen Weg öffnete. Diese Stadt hatte eine überaus bequeme Lage zwischen Tyrus und Carthago am mittelländischen Meere; der Nilfluß und das rothe Meer waren in der Nähe, und solchergestalt konnte sie leicht die Haupthandlung aller drey Welttheile zur See an sich ziehen. Insonderheit gieng nunmehr aller Handel aus dem jezigen Ostindien, woher wir noch alle Gewürze, Spezereyen, und andere Kostbarkeiten bekommen, über Alexandrien, blieb auch daselbst über anderthalbtausend Jahre. Die Könige von Aegypten zogen außerdem zur Beförderung der Handelschaft viele tausend Fremde, durch die ihnen angebotenen Freyheiten, in die eben genannte Stadt. Ihr gegenüber ließen sie auf der Insel Pharus einen Wachthurm oder Leuchtthurm bauen, der den Schiffen, die von der See herkamen, den sichern Weg zeigte, wo sie einlaufen konnten: ein großes viereckigtes Gebäude von weißem Marmor, auf dessen Spitze beständig ein Feuer brannte, das man weit in der Ferne sehen konnte. Durch so viele Bequemlichkeiten und Anstalten, wozu noch die eigenen Waaren des fruchtbaren Aegyptens kamen, wurde Alexandrien eine der größten, schönsten und reichsten Städte der Welt.

Welt. Aber das that auch bald eine solche Wirkung auf die Sitten dieser Stadt, daß sie wegen ihrer zärtlichwollüstigen Ueppigkeit zum Sprüchworte wurden. Eben so gieng es in dem eigentlichen Griechenlande mit **Corinth**. Diese Stadt, welche auf einer kleinen Landenge lag, durch welche die griechische Halbinsel mit dem festen Lande verbunden wurde, hatte zwey Seehäfen, gegen Morgen und gegen Abend, und war nebst **Athen** die ansehnlichste Handelsstadt in Griechenland. Die großen Güter aber, welche ihre Einwohner dadurch erwarben, machten sie so weichlich und wollüstig, daß **auf corinthische Art leben**, eben so viel hieß, als **sein Leben unter den ausschweifendsten Lüsten zubringen**. Denn freylich ist der Reichthum für die meisten Menschen so verführerisch, daß sie glauben, sie dürften durch Hülfe desselben alles genießen, es mag erlaubt oder unerlaubt seyn. Da auch zwischen Europa, Asia und Africa eine Menge zum Theil großer und an herrlichen Gewächsen reicher **Inseln** von den Griechen besezt waren: so trieben die Einwohner derselben, besonders von **Cypern**, **Creta**, **Rhodus**, die Handlung und das Seewesen mit ausnehmendem Glücke. Bey dieser Beschäftigung der Griechen gereichte es ihnen zur Ehre, daß sich der Vornehmste unter ihnen so wenig als der Geringste der Handelschaft schämte, und daß man daher auch sehr oft den **Kaufmann**, den **Gelehrten** und **Künstler in Einer Person** beysammen fand.

XIII. Alle diese griechische Inseln, Reiche und Nationen aber kamen endlich unter die Botmäßigkeit der Römer, deren Geschichte ihr bald lesen sollt. Nach dem Tode **Alexanders** hatten die **Athenienser** **Sie kommen unter die Herrschaft der Römer.**

geglaubt, daß nunmehr die Zeit gekommen sey, da sie sich von der macedonischen Herrschaft frey machen könnten. Sie und die andern griechischen Nationen trafen auch mancherley Verbindungen, theils unter einander, theils mit auswärtigen Fürsten, um sich desto nachdrücklicher bey der Unabhängigkeit behaupten zu können. Doch diese Bemühungen waren insgesammt vergebens, weil sie immer unter einander uneins blieben. Auch hatten sie sehr wenige so uneigennützige und weise Freunde ihres Vaterlandes, und so geschickte Feldherren mehr unter sich, als ehemals. Ein solcher war noch Philopömenes, den man daher den lezten Griechen (nämlich von der alten edeln Denkungsart,) nannte. Er stellte die Kriegszucht unter einem Theil der Griechen wieder her, überwand die Störer der öffentlichen Ruhe in einem glücklichen Kriege, und gab ein vortreffliches Muster der Redlichkeit ab. Da er die Spartaner von einem ungerechten und grausamen Fürsten befreyet hatte: so beschlossen diese, daß ihm mit dem Gelde, das aus den verkauften Gütern des Wüterichs gelöset worden war, ein dankbares Geschenk gemacht werden sollte. Aber keiner unter ihnen getrauete sich, ihm dasselbe anzubieten. Denn jedermann wußte wohl, daß Philopömenes nicht darum etwas Gutes verrichte, um dafür belohnt zu werden. Endlich übernahm es einer seiner Freunde zu Sparta, ihm diesen Antrag zu thun. Zweymal reiste er zu ihm, und erkühnte sich nicht, ihm ein Wort von dem mitgebrachten Gelde zu sagen. Seine Gespräche, in welchen er sein offenes Herz zeigte, und der Anblick seines mäßigen Lebens, zu welchem er so wenig brauchte, schreckten den Spartaner davon ab.

Philopömenes.

Bey

Bey der dritten Reise that er es zwar; allein Philopömenes kam nun selbst mit ihm zu den Spartanern, und gab ihnen den Rath, ihr Geld nicht zur Bestechung rechtschaffener Männer, sondern dazu anzuwenden, daß sie diejenigen ihrer Mitbürger, die gern Unruhen stifteten, damit erkauften, und für ihr Stillschweigen bezahlten. Zulezt gerieth dieser Held, von den Seinigen verlassen, in die Gewalt der Messenier. Sie warfen ihn in einen abscheulichen Kerker, und nöthigten ihn, durch einen Gifttrank sein Leben zu endigen. Das that er mit desto mehr Gemüthsruhe, weil er zu seinem Vergnügen gehört hatte, daß seine Landsleute, deren Anführer er gewesen war, sich glücklich gerettet hätten. Nicht lange darauf, ohngefähr hundert und funfzig Jahre vor Christi Geburt, machten die Römer, nach der Zerstörung von Corinth, auch dem geringen Scheine von Freyheit, den sie den Griechen noch übrig gelassen hatten, ein Ende.

XIV. Indem die Griechen solchergestalt, seit Philipps und Alexanders Zeiten, nach und nach genöthigt wurden, fremden Gesetzen und Befehlen zu gehorchen, auch öfters harte Bedrückungen von ihren Oberherren auszustehen: fiel die Aufmunterung großentheils weg, die sie vorher in Wissenschaften und Künsten durch die Freyheit und den blühenden Zustand ihres Vaterlandes genossen hatten. Dennoch erhielt sich der Ruhm ihrer Gelehrsamkeit und Kunst nicht nur in den Ländern, wohin sie durch griechische Sieger gebracht wurden; sondern auch in Griechenland selbst. Denn wo die Liebe zu solchen Arbeiten des Geistes eine Nation einmal stark ergriffen, und ihr vollkommene Vorbilder zur Nachahmung

Wissenschaften und Künste erhalten sich bey ihnen.

in denselben dargestellt hat: da läßt sie sich nicht so leicht wieder unterdrücken. Sie ist so unbeschreiblich angenehm, und bringt so vielfache Vortheile mit sich, daß sie nur durch die ärgsten Verwüstungen ganzer Länder, und den Verlust aller Hülfsmittel, deren sie sich bedient, ausgerottet werden kann. Die Griechen flößten diese edle Neigung sogar ihren Ueberwindern ein, und blieben die Lehrer der Welt in allen erhabenen Kenntnissen und Künsten des Friedens, auch lange darauf, nachdem sie ihre Macht völlig eingebüßt hatten. Noch jezt sind ihre Schriften das Vortrefflichste, was wir von dem Witz und von der Gelehrsamkeit des Alterthums übrig haben; nur die Religionswissenschaft ausgenommen. Erst in diesen spätern unglücklichen Zeiten also hatte Griechenland seinen größten Geschichtschreiber, den Polybius, der mit ungemeinem Scharfsinn die Ursachen und die Verbindung der Begebenheiten mit einander zu erklären wußte, und dadurch die Geschichte recht zu einer Schule der Klugheit machte. Vor ihm lebte noch unter vielen andern griechischen Philosophen, Theophrastus, der schöne Abschilderungen der menschlichen Sitten hinterlassen, auch Pflanzen, Steine und andere natürliche Dinge zum Nutzen der Menschen genauer untersucht hat. Man erzählt von ihm, er habe sich kurz vor seinem Tode, der in einem neunzigjährigen Alter erfolgte, darüber beklagt, daß manche Thiere ein so langes Leben hätten, die es doch zu nichts Wichtigem gebrauchen könnten; und daß der Mensch hingegen nur eine so kurze Zeit lebe, ja gerade alsdenn sterbe, wenn er eben einen rechten Anfang gemacht habe, es in der Wissenschaft und Weisheit

sehr

sehr hoch zu bringen. Aber diese Klage war durchaus ungerecht. Der Mensch kann auch in einem Leben von nicht langer Dauer ungemein viel lernen, und unzähliges Gute verrichten; er kann auch, welches das Vornehmste ist, sich in demselben sehr wohl zu einem weit bessern Leben, das niemals aufhört, vorbereiten: alles kommt nur auf die Anwendung der ihm zugetheilten Zeit an. — Die Beredtsamkeit und die Dichtkunst der Griechen verloren freylich nicht wenig mit dem Untergange ihrer Freyheit. Aber ihre übrigen Künste blühten noch eine Zeit lang glücklich fort: und Corinth insonderheit übertraf zulezt Athen selbst an der Menge der herrlichsten Kunstwerke, besonders vom feinsten Erz; bis Griechenland so vieler Schönheiten durch die Römer großentheils beraubt wurde.

Geschichte der Griechen in Sicilien.

XV. Unter den vielen Ländern, wo sich Griechen niedergelassen, Städte angebauet, und ihre Sitten, Gesetze, Künste und Wissenschaften glücklich eingeführt hatten, war insonderheit auch Sicilien. Diese große Insel, zwischen Italien und Afrika im mittelländischen Meere gelegen, ein überaus angenehmes, an Korn, Wein, Honig, und andern Schätzen der Natur ungemein reiches Land, auch zur Seehandlung sehr bequem, wurde gewissermaaßen ein zweytes Griechenland, indem es eben dieselben, und zum Theil noch mehrere Vorzüge besaß. Ihre Hauptstadt Syrakusä war eine der weitläuftigsten, prächtigsten und mit drey Seehäfen versehene Stadt. Zwar wurden die Einwohner Siciliens oft in Kriege verwickelt, weil verschiedene Nationen und Fürsten sich dieser so einträglichen Insel zu bemächtigen suchten. Sie hatten

aber auch tapfere Fürsten, von denen sie beschüzt wurden, und weise Gesetzgeber, von welchen sie den Weg zu ihrer Ruhe und Glückseligkeit lernten. Ein Gelon. solcher war Gelon, Regent von Syrakusä. Nachdem er durch Muth und Klugheit den Frieden in Sicilien wieder hergestellt hatte, verlangte er, daß seine Landsleute sein ganzes Verhalten scharf untersuchen sollten, und wollte nur als einer ihres gleichen leben. Sie nöthigten ihn aber, die königliche Würde anzunehmen. Man sagte von ihm, er sey der erste gewesen, der durch seine Gelangung auf den Thron noch tugendhafter geworden wäre. Denn sonst pflegen die Menschen eher lasterhaft zu werden, wenn sie große Macht und Reichthümer in die Hände bekommen. Ein anderer sehr geliebter und guter König der Hiero. Syrakusaner war Hiero, der ihren Wohlstand auf das Höchste brachte, Handlung und Ackerbau, alle Gelehrsamkeit und Künste beförderte, überhaupt aber nach dem Rathe, den ihm ein Weiser gegeben hatte, sein ganzes Reich als seine Familie betrachtete, alle Einwohner desselben in nüzlicher Arbeitsamkeit erhielt, und zum gemeinen Besten freygebig und prächtig war. Zuweilen wurden zwar auch die Syrakusaner und übrigen Sicilianer von harten und grausamen Fürsten geplagt. Allein diese mußten dafür, zu ihrer eigenen Bestrafung, eine höchst unruhige Regierung führen, oder verloren dieselbe gänzlich. Die beyden Dionysius. So gieng es den beyden Dionysius, Vater und Sohne. Der erstere hatte seinen Unterthanen so viel Böses zugefügt, daß er in einer beständigen ängstlichen Furcht lebte, sie möchten ihm eben so begegnen. Er redete daher die versammleten Syrakusaner niemals

niemals anders, als von der Höhe eines Thurms herab, an. Selbst seinem Bruder, Söhne und andern Anverwandten trauete er so wenig, daß sie sich, ehe er sie vor sich ließ, erst von der Wache untersuchen lassen mußten, ob sie kein Gewehr bey sich führten. Sein Bette hatte er mit einem tiefen und breiten Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke gieng, die er aufzog, wenn er sich schlafen legte; und gleichwohl wachte er bey dem geringsten Geräusche in seinem Palaste oder auf der Straße vor banger Besorgniß auf. Einer seiner schmeichelnden Hofleute pries ihn einmal sehr glückselig. Dionysius fragte ihn, ob er eine Probe mit dieser Glückseligkeit machen wollte: und als derselbe darein freudig willigte, ließ ihn der König an eine mit den herrlichsten Leckerbissen besezte Tafel bringen, und mit der ersinnlichsten Pracht bedienen. Schon sagte der Hofman, daß über ein solches Leben nichts in der Welt gehe, als er über sich ein bloßes Schwerdt von der Decke herab an einem Pferdehaare hängend erblickte, dessen Spitze jeden Augenblick seinen Kopf bedrohte. Bey diesem Anblicke wurde er blaß wie eine Leiche, bat zitternd um die Erlaubniß, sich wegbegeben zu dürfen, und nahm die Warnung mit sich, daß man bey dem größten Anschein von Glückseligkeit, einer unaufhörlichen Gefahr ausgesezt bleibe, wenn man durch ein böses Gewissen beunruhigt werde. — Der jüngere Dionysius wurde sogar aus seinem Reiche vertrieben, und mußte seine übrige Lebenszeit, verachtet von jedermann, im niedrigsten Stande zu Corinth zubringen. Daher schickten die Spartaner einst an einen Fürsten, der, wie Dionysius, durch schlimme Mittel herrschsüchtig und gewaltthätig war, ein

Schreiben, das bloß aus den Worten bestand: Dionysius zu Corinth; um ihn zu erinnern, daß ihn ein gleiches Schicksal treffen könnte. Eben ein solcher unwürdiger König von Syrakusä war endlich Schuld daran, daß diese Stadt und ganz Sicilien den Römern unterwürfig wurde.

Theokritus und Archimedes.

XVI. Wie sehr alle Künste und Wissenschaften bey den Griechen in Sicilien empor gekommen sind, das möget ihr, meine Lieben, nur an dem Beyspiel zween trefflicher Männer, die sich daselbst hervorthaten, urtheilen. Der eine war Theokritus, einer der angenehmsten Dichter dieser Nation. Er schrieb Schäfer- oder Hirtengedichte; das heißt, lebhafte Vorstellungen des Hirtenlebens seiner und der ältern Zeit. Diese Lebensart war ehemals bey vielen Völkern die erste und natürlichste von allen. Und dabey fand sich so viel Freyheit, gesellschaftliches Vergnügen der Zusammenkommenden in den schönsten Gegenden, Muße und Frölichkeit, daß diese zahlreichen Schäfer und Hirten bald auf allerhand Spiele und Gesänge bedacht waren, durch welche sie zu erkennen gaben, wie wohl sie die Annehmlichkeiten ihres Standes zu genießen wüßten. Die Dichter ahmten dieses durch ihre Kunst nach; suchten aber getreu die liebenswürdige Einfalt und Unschuld in der Denkungsart und den Sitten dieser Bewohner von Wiesen, Wäldern und Bergen abzumahlen, die noch durch keine Thorheiten und Laster der Städteeinwohner angesteckt waren. Arkadien, in der Halbinsel Griechenlands, war das erste Land, wo ein solches Hirtenvolk, das auf anmuthigen Trifften singend und spielend herumzog, berühmt wurde. Aber Sicilien, recht das Land der Schäfer,

übertraf

übertraf jenes weit an Schönheiten der Natur: und Theokritus, der daselbst wohnte, besang diese reizenden Gegenden und ihre Hirten auf eine fast unnachahmliche Art. Wegen anderer Gaben und Kenntnisse wurde Archimedes bewundert: nämlich als der größte Mathematikverständige der alten Welt. Von ihm rühren viele der sinnreichsten Erfindungen in der Meßkunst und in andern mathematischen Wissenschaften her. Er zeigte sogar, daß es möglich sey, die unzählbar scheinende Zahl der Sandkörner am Meere auszurechnen und zu bestimmen. Er gründete zuerst die Wissenschaft von der Bewegung der Körper, und lehrte sie zum Erstaunen seiner Zeitgenossen anwenden. So zog er allein, durch Hülfe seines Kunstgriffs, ein großes, schweres, mit Menschen und Geräthschaften sehr beladenes Schiff fort. Durch Versuche im Wasser mit einer Krone, die ganz von Golde seyn sollte, entdeckte er, wie viel Silber der betrügerische Goldschmied darunter genommen hatte. Mit seinen Maschinen vertheidigte er fast allein seine belagerte Vaterstadt Syrakusä lange Zeit, zerschmetterte das Kriegsgeräthe der Feinde, oder sie selbst, durch ungeheure Steine, und verbrannte ihre Schiffe. In seinen großen Brennspiegeln sammlete er die Sonnenstrahlen so dicht zusammen, daß sie die schnellste und stärkste Wirkung im Zünden und Schmelzen thaten. Als endlich Syrakusä, durch den Fehler seiner Mitbürger, von den Feinden erobert wurde: fuhr er, ohne solches zu merken, ruhig fort, seinen scharfsinnigen Untersuchungen nachzuhängen, und wurde von einem Soldaten, der ihn nicht kannte, umgebracht.

Fernere Schicksale der Griechen.

XVII. Und nun scheint es, meine Lieben, daß ihr mit der Geschichte dieser berühmten und noch immer so merkwürdigen Nation, der griechischen, bekannt genug geworden seyd, um bey reiferm Alter, und mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen, ihre noch übrige so viele und mannichfaltige Werke des Geistes und der Kunst mit Vergnügen und Nutzen studieren zu können. Sie hat, wie alle andere Nationen, Fehler genug begangen, die ihr selbst am schädlichsten geworden sind. Aber die Menge des Schönen, Wahren, Lehrreichen und Brauchbaren, was sie erfunden, empfohlen und ausgeübt hat, kommt noch der Nachwelt zu Gute. Ihr Verfall und ihre Unterdrückung haben auch für die Sitten und den Verstand der Menschen in vielen Ländern traurige Folgen nach sich gezogen. Zwar blieben die Bewohner Griechenlands über anderthalbtausend Jahre, und auch die übrigen Griechen in Asien und Africa viele hundert Jahre unter der Botmäßigkeit der Römer; während welcher Zeit sie immer noch, obgleich mit weit geringern Kräften, auf dem Wege, den ihre Vorfahren gebahnt hatten, fortgiengen. Nach und nach aber kamen beynahe alle diese Griechen unter die Herrschaft von Völkern, deren Sitten rauh und bloß kriegerisch, und ihre Neigungen von Wissenschaften und Künsten sehr entfernt waren. Durch ihre Eroberungen und Verwüstungen, und durch die Knechtschaft, in welcher sie die Griechen hielten, sanken diese endlich in einen kläglichen Zustand herab; wiewohl sie stets von Seiten des Geistes, des Witzes und der feinen Aufführung einigen Vorzug vor ihren Ueberwindern beybehalten haben. An die Stelle der stark bevölkerten, blühenden Gegenden und der

prächti-

prächtigen Städte der alten Griechen, sind solchergestalt halb unbewohnt und unbebauet liegende Länder, Steinhaufen und elende Flecken gekommen; und Barbarey, Unwissenheit, Furcht und Muthlosigkeit haben den Platz der alten griechischen Freyheit und Wissenschaft größtentheils eingenommen. Selbst die alte Sprache der Griechen hat sich ganz zu ihrem Nachtheil verändert. Unterdessen lebt der Ruhm dieser Nation dennoch in ihren Schriften und Kunstwerken, selbst in den Trümmern ihrer alten Herrlichkeit, die man begierig aufsucht und betrachtet, immer fort. Wir erinnern uns an unzähligen Wörtern, die wir täglich gebrauchen, wie viel wir ihren Einsichten und Lehren zu danken haben. Die Namen unserer meisten Wissenschaften und Künste sind griechischen Ursprungs, wie Philosophie, Physik, Astronomie, Optik, Historie, Geographie, Chronologie, Musik, Poesie, Theologie, und andere mehr. So oft wir von politischen und ökonomischen Dingen reden, eine Bibliothek besuchen, eine Theater, eine Cömödie oder Tragödie nennen, borgen wir den Griechen ihre Worte ab. Selbst die Namen Kirche und Bibel kommen von ihnen her. Wir müssen also dankbar gegen sie seyn; aber uns auch bemühen, daß unsere Nation dem menschlichen Geschlechte eben so nüzlich und nachahmungswürdig werde.

Neuntes Buch.

Geschichte der Römer.

Erster Abschnitt.

Geschichte der Römer vom Romulus bis auf den Brutus; oder von der Erbauung Roms an, bis auf die Zeit, da das römische Königreich in einen Freystaat verwandelt wurde.

Die Zeiten, in welchen die Römer ein mäßiges Reich im mittlern Italien, und noch sehr wenig von Gesetzen, Künsten und Wissenschaften besaßen.

Vom Jahr der Welt 3231 bis 3475.
Beynahe drittehalbhundert Jahre.

I.

Merkwürdigkeiten der römischen Geschichte.

Die Römer sind das lezte Volk aus der alten Welt, und besonders aus Europa, das ihr, Kinder, vor andern kennen lernen müßt. Ja sie haben auch noch in der neuen Weltgeschichte, oder von dem Ursprunge des Christenthums an, lange genug merkwürdige Thaten verrichtet: und es sind noch nicht viel über dreyhundert Jahre verflossen, daß ihr Staat, nach einer Dauer von mehr als zweytausend Jahren, erst gänzlich zerstört worden ist. Sie haben zwar fast alles, wodurch sie eine wohl eingerichtete, gelehrte und kunstliebende Nation geworden sind,

von

von den Griechen erhalten, und sind diesen in Künsten und Wissenschaften nicht völlig gleich gekommen. Aber nächst diesen ihren Lehrern, haben sie sich unter allen alten Nationen am meisten, und auf die vielfachste Art, hervorgethan. Unter allen berühmten Reichen des Alterthums ist keines mit so vieler Klugheit gegründet worden, und so dauerhaft gewesen, als das ihrige, das sich über die schönsten Länder von drey Welttheilen erstreckte. Dieses Reich hat zu seinem Sitze eine der größten und prächtigsten Städte — und das ist Rom in gewisser Maaße noch immer — bekommen. Die unüberwindliche Tapferkeit der Römer, ihre Liebe zum Vaterlande und zur Freyheit, ihre vielen Eroberungen, die Menge vortrefflicher Männer von mancherley Gattung, haben sie besonders berühmt gemacht. Ihre Sprache ist eine von denen, welche man am besten bearbeitet hat: die einzige von allen alten, die noch sehr oft zum Bücherschreiben und Reden gebraucht wird, und aus welcher auch viele noch jezt übliche Sprachen entstanden sind. Ihre Gesetze haben zum Theil noch ihre Gültigkeit, nachdem der Staat, für den sie gegeben wurden, längst untergegangen ist. Sehr viele ihrer Werke und Denkmäler sind noch übrig, und ihre Größe, ihre beynahe unzerstörbare Festigkeit erregt Begierde, mit den Stiftern derselben bekannt zu werden.

II. Diese Nation entstand und sezte sich in einem Lande fest, das gleichsam von Natur zum Sitze einer freyen Nation und eines mächtigen Reichs bestimmt zu seyn schien, nämlich in Italien. Das ist nicht nur eines der anmuthigsten und fruchtbarsten Länder,

Italien, seine ältesten Einwohner und Reiche,

Länder, sondern auch auf allen Seiten mit natürlichen Schutzwehren und Vertheidigungsmitteln versehen. Da wo es, gegen Mitternacht zu, an das übrige Europa gränzt, liegt eine Reihe von sehr hohen und schwer zu übersteigenden Gebürgen. Auf den übrigen drey Seiten wird es von Meeren umflossen, auf denen die Schifffahrt einen geschwinden Weg in das abendländische und mittägliche Europa, in das nahe Africa, und auch an die asiatischen Seeländer zeigt. In diesem Lande wohnten lange vorher, ehe sich die Römer daselbst bildeten, viele Völkerschaften: einheimische und griechische. Denn von den Pelasgern, die, wie ihr euch erinnert, die ersten Einwohner Griechenlands waren, zogen nach und nach auch viele in dieses nur durch das Meer von ihnen getrennte Land. Nachkommen von ihnen waren die Etrusker, die ihren Sitz im heutigen Florentinischen und bis gegen die Tiber hin hatten: das berühmteste und mächtigste italiänische Volk vor den Zeiten der Römer, bey dem Handlung, Schifffahrt, Künste und einige Gelehrsamkeit mit Fleiß getrieben wurden. Ein Anführer neuer griechischer Ankömmlinge, Italus, gab Gelegenheit, daß nachmals das ganze Land den Namen Italien bekam. Es währte freylich, wie in allen andern Ländern, lange, ehe die sämmtlichen Völker Italiens, anstatt bloßer Handarbeiten, auch ihren Geist beschäftigen lernten. Als daher, einige Zeit vor dem trojanischen Kriege, Evander, ein griechischer Fürst, in den Gegenden, wo nachher das erste römische Gebiet lag, die Kunst zu schreiben, und die griechischen Buchstaben zuerst bekannt machte, sahen solches die erstaunten Einwohner als ein Wunder an. Er fand in diesen

Gegenden

Gegenden, zwischen den beyden Flüssen Tiberis und Liris, (welche jezt die Tiber und der Garigliano heissen,) ein kleines Königreich, das von einem seiner Könige, Latinus, das lateinische, so wie das dazu gehörige Land, Latium genannt wurde. Von diesem Reiche und dessen ersten Fürsten erzählten die Römer zwar allerley Fabeln; die aber doch lehrreich waren, und einigen waren Grund hatten. So sagten sie, daß unter der Regierung des Janus und Saturnus eine so gute und glückliche Zeit gewesen sey, daß man dieselbe das goldene Zeitalter nennen könne. Da hätten die Menschen, noch nicht durch Stand und Reichthum unterschieden, ruhig ohne allen Streit und Krieg, tugendhaft ohne Gesetze und Zwang, ein überaus vergnügtes Leben geführt, und bloß die freywillig wachsenden Früchte der Erde genossen. Zum Andenken dieser Zeit, die niemals wieder gekommen ist, feyerten die Römer das Fest der Saturnalien, an welchem sie sich einer allgemeinen Frölichkeit überließen, und allen Unterschied von Ansehen und Gewalt unter einander vergaßen. Es war nämlich die Zeit gewesen, da die Menschen kaum durch einige bürgerliche Gesellschaft verbunden, noch mit sehr wenigem zufrieden, unbekannt mit Stolz und Ueppigkeit, und in einer unschuldsvollen Einigkeit mit einander lebten.

Erbauung Roms.

III. In dieses lateinische Reich nun kam Aeneas, ein trojanischer Prinz, mit einem Haufen seiner Landsleute, nachdem ihre Stadt zerstört worden war, und gelangte, nach vielen ausgestandenen Gefahren, zum Besitz desselben. Das könnt ihr beym Virgilius überaus schön, obgleich mit poetischen Erdichtungen,

beschrieben lesen. Der Sohn des Aeneas, Ascanius, folgte ihm in der Regierung nach; er bauete eine Stadt, welche Alba genannt wurde, und als der neue Sitz dieses Reichs demselben den Namen des albanischen verschaffte. Einige hundert Jahre nach ihm, als Numitor daselbst König seyn sollte, riß sein jüngerer Bruder Amulius das Reich mit Gewalt an sich, und befahl sogar, daß die beyden Enkel des ältern, Romulus und Remus, die noch Kinder waren, in den Fluß geworfen werden sollten. Allein sie wurden gerettet, und heimlich auferzogen. Als sie groß geworden waren, wurden sie Hirten, giengen auf die Jagd von wilden Thieren, und schlugen sich endlich mit andern solchen kühnen Leuten, wie sie selbst waren, herum. Denn in jenen rohern Zeiten, so wie bey vielen andern, und noch jezt bey manchen ungesitteten Völkern, sah man es für einen löblichen Beweis von Tapferkeit an, seine Nachbarn anzugreifen, und ihnen einen Theil des Ihrigen wegzunehmen. Ueber solchen Händeln wurden die beyden Brüder gefangen. Es wurde entdeckt, wer sie wären; und sie verhalfen darauf ihrem Großvater wieder auf den Thron. Sie selbst aber entschlossen sich, für sich eine besondere Stadt zu bauen. Diese legten sie nahe an der Tiber, nicht weit von ihrem Ausflusse in das Meer, an. Allein bald nach diesem Anfange zankten sie sich mit einander, und Romulus schlug darüber seinen jüngern Bruder todt. Zween Beyspiele also nach einander in Einer Familie vom bittersten Hasse zwischen Brüdern. Zwar sind eigentlich alle Menschen unter einander Brüder; und wenn sie einander hassen und unglücklich zu machen suchen, sind sie nicht

werth,

werth, daß sie einen Augenblick länger auf der Welt beysammen wohnen, die ihnen Gott zur gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Wohnung ertheilt hat. Aber wenn dieses rechte Brüder und andere nahe Anverwandte gegen einander thun: so sind sie Unmenschen, die sich selbst am ersten verabscheuen sollten.

Romulus, der erste König der Römer.

IV. So war also Rom achtehalbhundert Jahre vor Christi Geburt erbauet worden, und bekam von dem einen seiner Stifter, vom Romulus, den Namen. Dreytausend dreyhundert Menschen hatten sich dahin versammlet, und willigten darein, daß er ihr König und Schutzherr, ihr oberster Richter und Anführer im Kriege seyn sollte. Diese Menge Menschen war aus verschiedenen Gegenden Italiens zusammen gekommen. Freylich gab es darunter viele unruhige, zu Händeln geneigte Leute, die sich in ihrem Vaterlande mit ihren Mitbürgern nicht hatten vertragen können, und mehr auf Gewalt als auf Recht hielten. Aber das ist eben ein Hauptnutzen der Gesetze, denen sich die Bewohner einer Stadt sämmtlich unterwerfen, daß sie solche Leute zur Ruhe und Ordnung anhalten, und sie sogar bestrafen, wenn sie die öffentliche Sicherheit stören. Romulus also und seine Unterthanen wurden bald darinne einig, daß sie dergleichen Vorschriften und bürgerliche Einrichtungen haben müßten, nach denen er und sie sich immer zu richten hätten. Dieser neue König war kaum zwanzig Jahre alt. Er hatte also, ob er gleich viel Verstand besaß, gute Rathgeber sehr vonnöthen: und es gereicht ihm zur Ehre, daß er dieses selbst erkannt hat. Um dieselben zu erlangen, wählte man von allen Einwohnern Roms hundert durch

ihre Rechtschaffenheit und Klugheit bekannte Männer, welche Räthe des Königs und zugleich Beschützer ihrer Mitbürger seyn sollten. Man gab ihnen daher den ehrwürdigen Namen Väter; zumal da sie auch schon etwas alt waren, und daher Senatoren genannt wurden. Mit ihrem Beystande regierte nun der König: man glaubte auch leicht, dasjenige, was hundert solche erfahrne und verständige Männer riethen, müsse gut seyn. Außerdem behielten auch die übrigen Bürger Roms noch das Recht, über wichtige Angelegenheiten des Vaterlandes zu berathschlagen, und ihre Meynung zu sagen. Doch mußte jeder derselben unter den Räthen sich einen Beschützer oder Patron wählen, der ihm in allem half, und dem er auch in allem ergeben war. Ein anderes Mittel, wodurch die Römer alle unter einander fest verbunden wurden, fand Romulus in der Religion. Zwar hatten sie alle nur die heidnische, die meistentheils aus Cärimonien, Festen und betrügerischen Wahrsagungen bestand: und diese leztern zogen die Priester aus dem Fluge und Fressen der Vögel, aus dem Eingeweide geschlachteter Thiere, und aus gewissen Erscheinungen am Himmel. Aber es durfte doch keine erhebliche Sache vorgenommen werden, ehe die Priester nicht auf die gedachte Art den Willen der Götter ausgeforscht hatten. Unter den besondern Gesetzen des Romulus war dieses das härteste, daß er den Eltern vollkommene Gewalt ertheilte, ihren Kindern das Leben zu nehmen, oder sie zu verkaufen. Vielleicht wollte er die Kinder dadurch desto mehr zur ehrerbietigen und dankbaren Aufführung gegen ihre Eltern, um von ihnen keine strenge Begegnung

befürchten

befürchten zu dürfen, verbinden. Denn nichts vergessen Kinder leichter, als wie viel sie ihren Eltern zu danken haben.

Wachsthum des römischen Reichs.

V. Nun kamen zwar immer mehr Einwohner nach Rom; aber es waren fast lauter Männer: und an Frauen mangelte es beynahe gänzlich. Romulus ersuchte daher die Einwohner der benachbarten Städte, daß sie sich mit seinen Bürgern durch Heyrathen verbinden möchten. Allein sie wollten davon nichts hören: denn sie verachteten die Römer gleichsam als einen zusammengelaufenen Haufen. Darauf erdachte Romulus folgende List. Er ließ bekannt machen, daß zu Rom ein großes Fest gefeyert werden sollte, bey welchem viele Kampfspiele und andere Lustbarkeiten angestellt werden sollten. Um diese zu sehen und mit zu genießen, kamen zahlreiche Schaaren von benachbarten Völkern, und darunter auch Weiber und Jungfrauen genug, nach Rom. Indem sie aber eben aufmerksam zusahen, stürzten die Römer mit dem Schwerdte in der Hand unter sie, nahmen gegen siebenhundert der jüngsten von diesen Frauenspersonen mit Gewalt weg, führten sie in ihre Häuser, und sie mußten die Ehefrauen der Römer werden. Ein solcher Raub, der auf eine so treulose Art vollbracht worden war, zog den Römern sogleich einen Krieg von den benachbarten Völkerschaften zu. Sie behielten aber in demselben etliche Jahre nach einander die Oberhand. Endlich rückten die Sabiner gegen sie loß, die zahlreichsten und tapfersten unter ihren Feinden, die auch durch jenen Raub am meisten gelitten hatten. Sie drangen in Rom selbst ein, und beyde Völker fochten daselbst mit der äußersten Wut

gegen einander. Plötzlich liefen die Sabinerinnen, welche nun römische Ehemännner, und von denselben bereits Kinder hatten, mitten unter die Fechtenden und ihre Schwerdter. Sie riefen beyden Theilen zu, hier ihren Männern, dort ihren Vätern und Anverwandten, sie möchten gegen sie allein ihre Waffen kehren, weil bloß sie die Ursache ihrer Feindschaft wären, und sie allein unglücklich werden müßten, es möchte siegen wer da wollte. Römer und Sabiner erstaunten über diesen Anblick. Sie wurden bald durch die Thränen und das Bitten von Personen, die ihnen allen so lieb waren, gerührt, und schlossen einen Vergleich mit einander. Beyde Völker vereinigten sich zu einem einzigen: es wurden auch hundert Sabiner den bisherigen königlichen Räthen beygefügt. Viele andere derselben wurden römische Bürger: und auf gleiche Art hatte Romulus vorher seine Römer durch die Einwohner der eroberten Städte stark vermehret. Er hatte daher zuletzt sieben und vierzig tausend Unterthanen, die er als Soldaten gebrauchen konnte. Und doch begriff sein Reich nicht über fünf oder sechs Meilen im Umfange; aber Rom wurde immer mehr erweitert. Unterdessen machte ihn das anhaltende Glück, das er in seinen Kriegen hatte, allmählig stolz und übermüthig, so daß er sich an die Gesetze und an seine Räthe wenig mehr kehrte. Diese, welche befürchteten, er möchte ein grausamer und schädlicher Fürst werden, nahmen ihm einst heimlich das Leben. Er hatte gewiß dieses neue Reich mit großer Klugheit und Tapferkeit gegründet; und doch kann man ihn wegen seiner traurigen Todesart nur wenig bedauren, wenn man sich erinnert, daß er seinen Bruder ermordet hatte.

VI. Wäh-

VI. Während der vierzig Jahre ohngefähr, daß die Römer den Romulus zum Könige hatten, bauete zwar ein jeder von ihnen seinen Acker, und lebte von dem Ertrage desselben. Allein sehr oft mußten sie auch in den Krieg ziehen, und er machte aus ihnen sehr herzhafte und tapfere Leute. Nun ist es allerdings sehr nützlich, daß eine Nation kriegerischen Muth besitze: denn wenn sie verzagt ist, wird sie leicht von andern Nationen beschimpft, beleidigt oder gar überwältigt. Und die Römer mußten auch deswegen immer fertig seyn, sich mit den Waffen zu vertheidigen, weil die angränzenden Völker es gar nicht gerne sahen, daß eine Stadt voll solcher streitbarer Männer, wie Rom war, immer größer und mächtiger wurde. Aber es ist auch nicht gut, wenn eine ganze Nation ihre Hauptbeschäftigung daraus macht, sich immer mit andern herum zu schlagen und zu fechten. Denn darüber verliert sie alle Zeit und Gelegenheit verständiger zu werden, und sich in feinen Künsten und Wissenschaften zu üben, wie ihr das schon an den Spartanern gesehen habt: sie wird auch dadurch immer begieriger, Händel mit ihren Nachbarn anzufangen. Das wußte der zweyte König der Römer, Numa, sehr wohl. Daher wollte er nicht, daß seine Römer nur die wilde Kriegsbegierde beybehalten sollten. Er erhielt sie über vierzig Jahre, als so lange er regierte, im Genusse des Friedens. Damals lernten sie das Glück eines ruhigen Lebens kennen und schätzen, in welchem jedermann seine Pflichten ungestört beobachten, und täglich weiser und geschickter werden kann. Numa war überhaupt ein sehr kluger Fürst. Er verschaffte der Religion mehr

Numa erhält es im Frieden.

äußerliches Ansehen und Verehrung, indem er ihre Pracht, Gebräuche, Priester und Diener vermehrte. Den Ackerbau beförderte er auf alle Art; belohnte diejenigen, welche sich darinnen fleißig zeigten, und theilte die vom Romulus eroberten Ländereyen unter seine ärmern Unterthanen aus. Er hob den Unterschied zwischen Römern und Sabinern auf, aus welchem bisher nur Zänkereyen entstanden waren; führte aber einen andern nach den verschiedenen Gewerben ein, und verbesserte, des öffentlichen Nutzens wegen, den Kalender. Auch nahm er den Eltern die uneingeschränkte Gewalt über ihre Kinder, vermöge welcher sie sogar ihre verheyratheten Söhne hatten verkaufen können. Ohne Zweifel suchte er durch die mehrere Freyheit, die er den Kindern gab, es dahin zu bringen, daß sie nicht bloß aus knechtischer Furcht, sondern hauptsächlich aus Liebe ihren Eltern gehorsam und unterworfen seyn sollten. Denn dieser Fürst von einer sanften und gütigen Gemüthsart, wollte auch seinen Unterthanen lauter milde Gesinnungen und friedliche Tugenden einflößen. Er schaffte daher auch seine Leibwache ab, indem er sagte, er könne und müsse der Liebe seines Volks trauen, nachdem es ihn einmal zum Könige gewählt hättte. Selbst die benachbarten Völker ehrten den Numa, und hielten es für unbillig, so stille und wohlgesittete Leute, als seine Unterthanen waren, anzugreifen.

Gefecht der Horatier und Curiatier mit einander.

VII. Aber der folgende König der Römer, Tullus Hostilius, war wieder ein großer Liebhaber von Kriegen. Daher hatte auch der Friede seines Reichs bald ein Ende. Die Römer und die Albaner fielen beyde fast zu gleicher Zeit einander in ihr Land ein, und raubten

raubten darinne. Nun war es nicht nothwendig, daß deswegen beyde Völker zu den Waffen gegen einander griffen: denn die Räuber konnten bestraft und das Geraubte ersezt werden. Außerdem stammten auch die Römer von den Albanern ab, und es war desto unanständiger, wenn sie einander um solcher Kleinigkeiten willen bekriegten. Gleichwohl geschah dieses; allein der albanische König dachte menschenfreundlicher als der römische. Als es eben zur Schlacht kommen sollte, schlug er vor, daß man, anstatt auf beyden Seiten einige tausend umzubringen oder wund zu hauen, lieber ein anderes Mittel wählen möchte, den Streit zu entscheiden. Darauf wurde beschlossen, daß drey Brüder von jedem Kriegsheere, die drey Horatier von dem römischen, und die drey Curiatier von dem albanischen, mit einander fechten sollten, und welche Parthey den Sieg erhalten würde, deren Nation sollte künftig über die andere herrschen. Die beyden Kriegsheere nebst ihren Königen waren Zuschauer von diesem wichtigen Gefechte. Nach und nach fieng es an für die Römer übel auszuschlagen. Zween Horatier waren schon todt, und die drey Curiatier lebten noch alle; darüber brachen ihre gegenwärtigen Landsleute in ein Freudengeschrey aus. Aber die drey albanischen Brüder hatten alle Wunden bekommen; der Römer hingegen war noch ganz frisch und munter. In diesem Zustande nahm er seine Zuflucht zur List, weil er allein drey Feinden zugleich nicht hätte Widerstand thun können. Er floh also vor ihnen; und da sie ihm wegen ihrer Wunden nur langsam, und einer von dem andern entfernt, nachsezten: so erlegte er einen nach dem andern, ehe ihm die übrigen zu Hülfe kommen

konnten. Dergestalt erwarb Horatius den Römern die Oberherrschaft über die Albaner. Allein er schändete gleich darauf seine tapfere That durch eine abscheuliche Handlung. Denn als er, begleitet von seinen frohlockenden Mitbürgern, nach Rom zurückkehrte, begegnete ihm seine Schwester im Thore. Diese war mit einem der Curiatier, die er erschlagen hatte, verlobt; sah nun den Kriegsrock ihres Bräutigams, den sie selbst gemacht hatte, in den Händen ihres Bruders, und erhob darüber ein lautes Wehklagen, rief auch den Todten, der ihr so lieb gewesen war, bey seinem Namen. Das verdroß ihren Bruder ungemein, der, stolz auf seinen Sieg, glaubte, jedermann müsse ihn loben und bewundern. In der wütenden Hitze also seines Zorns und Uebermuthes, stieß er seiner Schwester das Schwerdt in den Leib, indem er ihr vorwarf, daß sie über einen Feind des Vaterlandes trauerte. Sogleich verurtheilten die Richter den Mörder zum Tode. Sein Vater aber und der König selbst suchten ihn davon zu retten: und da man endlich die Sache dem Ausspruche seiner Mitbürger überließ, schenkten sie ihm das Leben, weil er ihnen doch durch seine Tapferkeit einen so großen Vortheil zuwege gebracht hätte. Er mußte bloß eine kleine Beschimpfung über sich ergehen lassen. Das war aber eine Gelindigkeit, die sehr üble Folgen haben konnte. Denn nachher konnte jeder, der tapfer wider die Feinde des Vaterlandes gefochten hatte, den ersten besten, der ihn tadelte, niederhauen, ohne Strafe zu befürchten. Unterdessen blieb Horatius dennoch nicht ungestraft: denn sein marterndes Gewissen machte ihm, so lang er lebte, den entsetzlichen Vorwurf,

daß

daß er seine unschuldige und mit Recht betrübte Schwester umgebracht hatte.

VIII. So mitleidig aber der König Tullus gegen den Horatius gewesen war: so wenig wollte er seinen Feinden verzeihen, wenn sie ihn beleidigten. Die Albaner gehorchten ihm gar nicht gern, ob sie es gleich versprochen hatten. Einmal sollten sie ihm im Kriege beystehen: da standen sie mit ihrem Könige ganz müßig, und sahen zu, ob etwan die Römer so lange fechten würden, bis sie alle Kräfte verlören, damit sie alsdenn über dieselben herfallen könnten. Allein die Römer siegten vielmehr, und Tullus ließ darauf den albanischen König auf eine grausame Art hinrichten, alle Einwohner von Alba nach Rom führen, und ihre Stadt verbrennen. So hart war Romulus mit den Städten anderer Völker nicht umgegangen, sondern hatte vielmehr eine Anzahl Römer zu Einwohnern in dieselben geschickt, damit das Reich immer weiter herum getreue Unterthanen haben möchte. Und überdieß war Alba gleichsam die Vaterstadt der Römer, die sie nicht hätten zerstören sollen. Da sie nun einmal wieder angefangen hatten, am Kriegführen ihre Lust zu finden: so gieng dasselbe unter dem Tullus, und den beyden folgenden Königen immer fort. Ein benachbartes Volk nach dem andern, selbst die mächtigen Etrusker, wurden von ihnen überwältigt. Doch sorgten auch die Könige zuweilen dafür, daß der Feldbau nicht vernachläßigt, daß die sehr groß und volkreich gewordene Stadt Rom täglich reiner, bequemer und schöner gemacht wurde, und daß ihre Einwohner Gelegenheit bekamen, sich in der Religion und in den Wissenschaften zu üben. Es wurden daher

Alba wird zerstört. Neue Einrichtungen unter den Römern.

mehr

mehr Tempel und Schulen angelegt. Unter andern bauete man auch die bewundernswürdigen Wasserleitungen oder hochgewölbten unterirdischen Schleusen, durch welche alles faule Wasser und aller Unrath aus der Stadt in die Tiber fortgeführt wurden. Der sechste König der Römer, **Servius Tullius**, war wieder ein weiser friedliebender Fürst, wie **Numa**; ob er gleich auch nothwendige Kriege wohl zu führen wußte. Er war in seinen jüngern Jahren ein Sklave oder Leibeigener gewesen, und bloß durch seine guten Eigenschaften so hoch gestiegen. Daher verbesserte er auch den Zustand dieser oft sehr unglücklichen Leute merklich. Anstatt daß bisher alle Römer einerley Abgaben zu den öffentlichen Bedürfnissen des Reichs bezahlt hatten, führte dieser König die **Vermögensteuer** ein, nach welcher **die Reichen das meiste**, und die Armen überaus wenig **beytrugen**. Zugleich aber traf er die Einrichtung, daß die Reichen auch **bey den allgemeinen** Berathschlagungen und **Entschließungen fast alles zu sagen hatten**. Denn er sah, daß die Vornehmen mehr Einsicht in solchen wichtigen Dingen besaßen; da hingegen der gemeine unruhige Haufen **leichter** hintergangen oder auch bestochen werden konnte. Endlich machte er auch die Anstalt, **daß die meisten Soldaten aus solchen Bürgern genommen** wurden, **die viel Aecker** und andere **Güter** besaßen, weil man von diesen versichert seyn konnte, daß sie für ihr Vaterland, wo sie am meisten zu verlieren hatten, auch am muthigsten streiten würden.

Sie heben die königliche

IX. Dieser ehrwürdige König regierte beynahe funfzig Jahre, und wurde von jederman geliebt.

Denn

Denn er sah in allem mehr auf das gemeine Beste, als auf sein eigenes; überließ auch einen Theil seiner Gewalt gern an die Gesellschaft der königlichen Räthe, welche man den Senat nannte. Gleichwohl hatte er in seiner eigenen Familie seine ärgsten Feinde. Denn sein Eidam Tarquinius, der die Tochter des Königs, Tullia, durch Verbrechen und Gewaltthätigkeiten zur Gemahlinn bekommen hatte, war nebst ihr so begierig, an seine Stelle die königliche Regierung zu erlangen, daß sie sich mit einander berathschlagten, sie dem guten mehr als achtzigjährigen Fürsten, der also ohnedem bald sterben mußte, mit Hülfe schlimmer Leute, die sich für Geld zu allem brauchen ließen, zu rauben. Und das thaten sie nicht allein, sondern brachten ihn auch unmenschlicher Weise ums Leben. Tarquinius wurde also freylich nunmehr König. Aber wie er auf eine schändliche Weise dazu gekommen war: so regierte er auch nicht besser. Er war so stolz, ungerecht und grausam, daß man ihm deswegen den Beynamen der Uebermüthige gab. Zwar schenkte er den Soldaten und andern kühnen und streitbaren Leuten viel Geld, damit sie ihn beschützen möchten. Dagegen aber brachte er viele reiche Römer um, und bemächtigte sich ihres Vermögens, kehrte sich weder an Gesetze, noch Billigkeit, und übte auch gegen die angränzenden Nationen so viel Gewalt, List und Betrug aus, daß sich ihm verschiedene derselben ergeben mußten. Zu Rom haßte und fürchtete ihn alles. Viele Vornehme verließen deswegen die Stadt; und ein junger Mann aus einem solchen ansehnlichen Hause, dessen Vater und Bruder der König hatte tödten lassen, um ihre Güter zu bekommen, stellte sich, damit er nicht

Regierung gänzlich aus.

auch

auch das Leben einbüßen möchte, völlig dumm und wahnwitzig, wovon man ihm den Namen **Brutus** beylegte. Aber eben dieser **Brutus** munterte endlich seine Mitbürger, die von dem Könige und seiner Familie immer mehr gemißhandelt wurden, auf, demselben nicht weiter zu gehorchen. Gleich waren die Einwohner von Rom dazu willig. **Tarquinius**, der eben mit dem Kriegsheere eine Stadt belagerte, und von dieser Veränderung zu Rom hörte, eilte zwar dahin; man verschloß aber die Thore vor ihm: und da er zu den Soldaten zurückkehrte, wollten sie ihn ebenfalls nicht mehr für ihren König erkennen. So hatte seine Regierung unvermuthet ein Ende.

Ihr Zustand in den ersten drittehalb hundert Jahren ihres Staats.

X. Es war aber den Römern nicht genug, daß sie den **Tarquinius** absezten, ihn und seine ganze Familie aus ihrem Lande vertrieben; sie wollten auch **gar keinen König mehr** haben. Denn die Römer dachten ohngefähr so: „Wir haben uns zwar Könige ge„wählt, und ihnen Gehorsam versprochen; allein sie ver„sprachen auch, nach den Gesetzen und mit dem Bey„stande ihrer Räthe zu regieren, uns zu schützen, und „immer glücklicher zu machen. Statt dessen tödten sie „die reichsten unter uns, bedienen sich der übrigen nur „als ihrer Leibeigenen, und ihr Wille oder ihre Be„gierde ist das einzige Gesetz, dem sie folgen. Wir „müssen ihnen nur helfen, immer mehr Länder zu er„obern: und wenn wir auch einmal einen guten Kö„nig haben, kommt unversehens ein frecher, herrschbe„gieriger Mann, schlägt ihn todt, und sezt sich selbst „auf den Thron; zumal da er leicht böse Leute findet, „die ihm für Geld dazu behülflich sind. Da es uns „nun sehr oft so gehen kann: so ist es am besten, wenn

„wir

„wir auf eine andere Art denken, wie wir ruhig nach „unsern Gesetzen und Pflichten leben können.“ — Das war nicht übel gedacht, meine Lieben: und es kam noch ein Umstand hinzu, den ihr euch merken müßt. Die Römer fanden in ihrer Religion keinen Trost wider solche grausame Fürsten; und diese konnten auch durch die Religion von ihren schlimmen Handlungen gar nicht zurückgehalten werden. Denn außerdem, daß sich die Römer meistentheils ungeschickte Vorstellungen von Gott machten, wurden sie auch von ihren Priestern und Wahrsagern oft betrogen, die ihnen bald dieses, bald jenes als einen Willen Gottes ankündigten. Die königliche Regierung wurde also zu Rom völlig abgeschafft, nachdem sie gegen drittehalbhundert Jahre gedauert hatte. Während dieser Zeit hatten die Römer in einigen Dingen ziemlich zugenommen. Sie waren nun mit allen den überwundenen Feinden, die sie unter sich aufgenommen hatten, gegen siebenmal hundert tausend Menschen stark. An Kriegserfahrung und Tapferkeit wichen sie keinem italiänischen Volke. Ihr, wiewohl dem Umfange nach nur sehr kleines Reich war gut eingerichtet. Sie trieben außer dem Ackerbaue auch etwas Handelschaft auf dem Tiberfluß. Geld hatten sie wenig, und nur von Kupfer; dagegen waren die Lebensmittel bey ihnen sehr wohlfeil. Da sie auch mäßig lebten, ist es weniger zu verwundern, daß sie zu dieser Zeit noch keine Aerzte brauchten. Von den Etruskern hatten sie eine kleine Kenntniß von Künsten erlangt; aber von Wissenschaften verstanden sie noch gar nichts. Sie theilten noch nicht einmal den Tag in Stunden, und wußten ihr Mehl noch

nicht

nicht zum Brodtbacken, sondern nur zum Brey und andern solchen Speisen zu nützen. Es fehlte also den Römern noch ungemein viel an Einsichten, Geschicklichkeiten, bequemen Vortheilen und Vergnügungen. Aber da sie alles dieses noch nicht kannten: so merkten sie auch nicht, wie arm sie wären. Nur die Freyheit von einer gemißbrauchten Gewalt hatten sie bereits genossen und lieben gelernt; daher strebten sie auch wieder eifrig nach derselben.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Römer vom Brutus bis auf den Augustus; oder von der Errichtung ihres Freystaates, bis zum Ursprunge ihres Kaiserthums.

Die Zeiten, in welchen die Römer ihre Herrschaft über drey Theile der Welt ausbreiteten, Gesetze, Künste, Wissenschaften und viele vortreffliche Männer bekamen; aber auch nach und nach verdorbene Sitten annahmen, und ihre Macht selbst entkräfteten.

Vom Jahr der Welt 3475 bis zum Jahr 3953. Oder beynahe fünfhundert Jahre, bis nahe an die Zeit der Geburt Christi.

I.

Ursprung des römischen Freystaats.

Die Römer also, welche sich frey von der königlichen Regierung gemacht hatten, wollten darum nicht ganz ohne eine höchste Obrigkeit seyn. Sie wünschten nur, unter einer solchen zu stehen, die alles verständig

verständig, zum gemeinen Nutzen, nach Recht und Billigkeit befehlen oder entscheiden möchte; von der sie in wichtigen Sachen des Vaterlandes auch um ihre Meynung befragt würden; und die insonderheit nicht so mächtig werden könnte, daß sie verfolgend und grausam würde. Daher beschlossen sie, die oberste Gewalt jährlich zween rechtschaffenen und klugen Männern anzuvertrauen. Denn da zwey mit einander zugleich regieren sollten: so konnte nicht einer allein, wenn er gleich ein böser Mann war, viel Uebel stiften, und gar zu fürchterlich werden. Waren sie aber ja beyde schlimme Leute: so konnte man auf das andere Jahr bessere wählen. Diesen beyden Regenten gaben die Römer den schönen Namen Consules, das heißt in ihrer Sprache, solche Männer, die vor andern im Stande waren, recht weise Rathschläge, Urtheile und Anstalten zum Besten ihres Vaterlandes zu treffen. Wir nennen jezt den Bürgermeister, oder die vornehmste obrigkeitliche Person in einer Stadt, auf lateinisch Consul; und diese Benennung ist ganz schicklich. Aber die römischen Consules waren weit mehr als Bürgermeister. Sie hatten nicht bloß über Rom, sondern auch über alle andere Städte, Dörfer und ganze Länder, die den Römern zugehörten, zu gebieten; und deren wurden zulezt so viele, daß es wenige Reiche gegeben hat, die so groß geworden wären, als der Staat, worinne die Consules regierten. Sie waren auch die obersten Befehlshaber der Soldaten, wenn die Römer Kriege führten. Eigentlich also muß man sie als Fürsten und Regenten betrachten; nur, mit einer kurze Zeit dauernden und eingeschränkten Macht versehen. Denn sie

konnten keineswegs alles thun und befehlen, was sie wollten; sondern nur was sie glaubten vor ihren Mitbürgern verantworten zu können. Die ehemaligen königlichen Räthe oder Senatoren blieben immer; sie wurden jezt Räthe und Gehülfen der Berathschlagungen für die Consules. Aber auch die übrigen Bürger, die man das römische Volk nannte, wurden dazu gezogen, wenn über Kriege oder Bündnisse mit andern Völkern, über neue Gesetze, und dergleichen große Angelegenheiten mehr, eine Entschließung gefaßt werden sollte. Die Consules selbst mußten auch immer bereit seyn, ihren Mitbürgern Rechenschaft von der Verwaltung ihres hohen Amtes zu geben, und konnten bestraft werden, wenn man bewies, daß sie sich in demselben widergesetzlich betragen hätten. Aus diesen Einrichtungen entstand die Republik oder der Freystaat der Römer. Einer, oder auch einige wenige konnten darinne nicht alle übrige ungerecht behandeln und unterdrücken. Aber niemand war von der Beobachtung der Gesetze und seiner Pflichten befreyet.

Die ersten Consules.

II. Zum ersten Consul machten die Römer aus Dankbarkeit eben denselben Brutus, der sie zuerst angefrischt und ihnen auch geholfen hatte, sich der unerträglichen Herrschaft eines bösen Königs zu entziehen. Einen andern ihrer wohlgesinnten Mitbürger, dem auch durch die königliche Familie ein großes Unrecht widerfahren war, den Collatinus, sezten sie dem Brutus zum Amtsgenossen. Beyde hatten bald Gelegenheit zu zeigen, ob sie ihr Vaterland mehr liebten, oder sich und die Ihrigen. Der abgesezte König Tarquinius gab sich heimlich viele Mühe, um wieder zur Regierung von Rom zu gelangen: und einige

Jüng-

J. C. Kruger fec.

Brutus läßt als Consul seine beij-
den Söhne hinrichten

Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, selbst die beyden Söhne des Consul **Brutus**, versprachen ihm, daß sie ihm dazu behülflich seyn wollten. Hier werdet ihr euch sehr wundern, Kinder, daß es noch zu **Rom** Leute gegeben habe, die einen so schlimmen Fürsten wieder zu ihrem Oberherrn haben wollten. Aber diese römischen Jünglinge waren ehemals gewohnt gewesen, ein ausgelassenes und lasterhaftes Leben zu führen, ohne daß sie deswegen von dem Könige bestraft worden wären. Jezt aber, da die Gesetze mehr galten als Gunst und Freundschaft, mußten sie ihre Sitten ändern, oder Strafe befürchten. Doch ihr Anschlag wurde entdeckt, und man brachte sie vor das Gericht, welches die beyden **Consules** öffentlich auf dem Markte vor einer großen Menge Römer hielten. **Brutus** fragte selbst seine Söhne, die gleich den übrigen Verbrechern an Pfähle angebunden waren, ob sie etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten? Sie weinten nur, und konnten nichts darauf antworten. Darauf sprach ihnen ihr Vater das Todesurtheil, und befahl den **Liktoren**, (das waren Gerichtsdiener, welche vor dem **Consul** hergiengen, und jeder einen Bund Ruthen mit einem in der Mitte hervorragenden Beile trugen,) die Strafe an ihnen zu vollziehen, welche die Gesetze forderten. Alle Anwesende erschracken darüber; viele, und selbst der andere **Consul**, weinten aus Mitleiden; jedermann bat den **Brutus**, seinen Söhnen das Leben zu schenken. Allein er vergaß die väterliche Liebe, und folgte bloß der unerbittlichen Strenge eines Richters gegen Missethäter. Er wiederholte seinen Befehl: darauf wurden **seine Söhne vor seinen Augen**, indem er mit

Brutus läßt seine Söhne hinrichten. XIX Kupfertafel.

unverändertem Blicke zusah, enthauptet. Brutus hatte eigentlich kein hartes Herz gegen seine Kinder; er verließ auch gleich den Gerichtsplatz, um zu Hause seinem Unglücke und Schmerze nachzuhängen. Aber wenn er ihrer geschont hätte, da sie doch die Todesstrafe verdient hatten: so würde man ihn als einen partheyischen und ungerechten Richter getadelt haben. Es war auch zu befürchten, daß, wenn seine Söhne den Tarquinius wieder zum Herrn von Rom machten, alsdenn eine Menge Römer, und ihr Vater selbst durch denselben umgebracht werden dürfte. Als daher der andere Consul seine Vettern, die ebenfals dieses Verbrechen begangen hatten, von der Strafe zu retten suchte, verlangte das Volk sogleich, daß Brutus wieder erscheinen möchte. Er kam, und verurtheilte sie auch zum Tode.

Heldenthaten einiger Römer.

III. Da Tarquinius sich Roms nicht durch heimliche Freunde bemächtigen konnte: so brachte er einen benachbarten König, den Porsena, dahin, daß derselbe ihm zu Hülfe mit einem großen Kriegsheere gegen die Römer losrückte. Diese wurden wirklich genöthigt, sich über die Brücke in die Stadt zu ziehen; die Feinde folgten ihnen nach, und waren schon im Begriff, mit hineinzudringen. In dieser Gefahr stellte sich Horatius Cocles mit zween andern Römern an das Ende der Brücke, wo sie mit einer Menge feindlicher Soldaten so lange fochten, bis die Brücke meistentheils hinter ihnen abgetragen war. Da retteten sich die beyden Römer; Horatius blieb allein noch zurück: endlich, nachdem man die ganze Brücke abgeworfen hatte, sprang er in den Fluß, und kam glücklich in die Stadt. Durch diese außerordentliche

Tapfer-

Tapferkeit verhinderte er es, daß Rom nicht von den Feinden erobert wurde. Aber diese hatten doch die ganze Stadt umringt; und weil also keine Lebensmittel in dieselbe gebracht werden konnten, entstand darinne eine Hungersnoth. Wiederum fand sich ein so großmüthiger Römer, der sich vornahm, sein eigenes Leben darauf zu wagen, wenn er nur seine Mitbürger von diesem Elende befreyen könnte. Mucius, so hieß er, wollte versuchen, den Porsena selbst umzubringen, damit alsdenn die Soldaten desselben, bestürzt über den Tod ihres Königs, aus der Gegend von Rom wegeilen möchten; allein es war glaublich, daß sie ihn vorher noch niederhauen würden. Er kommt also, angezogen wie ein feindlicher Soldat, in das königliche Lager, und bis in das Zelt des Königs. Daselbst sieht er einen prächtig gekleideten Herrn sitzen, glaubt, es sey der König, zieht seinen verborgenen Dolch hervor, und ersticht ihn. Er hatte sich aber geirrt; es war der oberste Schreiber des Königs, der ohngefähr eben so gekleidet wie er neben ihm saß. Mucius wurde sogleich ergriffen, und mit den schmerzhaftesten Martern bedroht; allein er sagte laut und unerschrocken: Ich bin ein Römer, und hielt es für erlaubt, die Feinde meines Vaterlandes zu tödten. Ich bin aber eben so bereit zu sterben. Wenn es mir nicht gelungen ist, dich, o König, umzubringen: so wisse, daß unsrer dreyhundert römische Jünglinge sich mit einander vereinigt haben, dir das Leben zu nehmen. Mache dich gefaßt darauf, daß dich einer nach dem andern angreife! endlich wird es doch einem unter uns gelingen. Zugleich steckte Mucius seine rechte Hand

in die glühenden Kohlen des nahe dabey stehenden Opferheerdes, und ließ sie mit unbeweglichem Muthe verbrennen, indem er ausrief: Da siehst du, wie wenig ich mir aus Schmerzen und Martern mache! Porsena erstaunte über alles, was er sah und hörte; die Drohungen wider sein Leben machten einen starken Eindruck auf ihn: und voll Bewunderung der unüberwindlichen Entschlossenheit des Mucius, ließ er ihn frey nach Rom zurückkehren. Noch mehr: er bewilligte den Römern selbst den Frieden, und schenkte ihnen alle Lebensmittel, die in seinem Lager befindlich waren.

Uneinigkeit und Feindschaft unter den Römern selbst.

IV. Dadurch hörten nun zwar die Kriege der Römer nicht auf; sie mußten dieselben fast alle Jahre mit den nächstwohnenden Völkern fortführen. Aber sie waren immer glücklich in denselben, und bemächtigten sich nach und nach großer Landesbezirke der Ueberwundenen. Hingegen entstand zu Rom selbst eine andere weit fürchterlichere Gefahr für die Römer. Sie wurden selbst uneins, und erbitterte Feinde unter einander. Das Volk nämlich sah, daß die Vornehmen, welche Patritier hießen, weil sie von den ältesten Senatoren des Staats abstammten, nach und nach fast alle Gewalt, und auch alle Güter, zum Nachtheil der übrigen Bürgerschaft an sich zogen. Aus den Patritiern wurden meistentheils die Senatoren, und immer die Consules gewählt: sie bekleideten alle öffentliche Aemter, und kauften sich immer mehr Ländereyen. Auf der andern Seite mußten die geringern Bürger jährlich in den Krieg ziehen, und dabey für ihre Waffen und Lebensmittel selbst sorgen. Wenn sie gleich bisweilen Beute von dem Feinde

zurückbrachten: so wurden doch ihre Häuser auf dem Lande oft von demselben verwüstet. Sie mußten daher Schulden machen, und verarmten darüber mit ihren Familien. Das Schlimmste war noch dieses, daß damals die Gläubiger, (oder diejenigen, welche solchen Bürgern Geld geliehen hatten,) berechtigt waren, mit ihren Schuldnern, wenn sie nicht bezahlten, so hart umzugehen, als sie wollten. Da sich nun viele römische Bürger in diesem elenden Zustande befanden, weigerten sie sich, eher Kriegsdienste zu thun, bevor ihnen ihre Schulden erlassen würden. Einmal kam ein alter ausgehungerter Mann im kläglichsten Anzuge, und mit Ketten beladen, auf den Markt. Das war ein solcher unglücklicher Schuldner, der zwar in acht und zwanzig Feldzügen überaus tapfer gefochten hatte, dem aber alles das Seinige von den Feinden genommen worden war; der darauf, genöthigt Schulden zu machen, sein väterliches Gut hatte hingeben müssen, um einen Theil derselben zu bezahlen. Dennoch hatte ihn sein Gläubiger wegen des schuldigen Restes, nebst zween seiner Kinder, in sein Haus als einen Gefangenen geschleppt, und daselbst peitschen lassen. Er war eben aus seinem Kerker entronnen, erzählte dieses alles seinen Mitbürgern, und zeigte ihnen die Narben von den Streichen, die er empfangen hatte. Der Anblick dieses Mannes, und die Weigerung des Senats und der andern Reichen, die armen Schuldner, die es doch nicht durch ihre üble Aufführung geworden waren, in Freyheit zu setzen, brachte die geringern Bürger endlich so sehr auf, daß sie mit ihren Waffen aus der Stadt zogen, und sich nicht weit davon auf einem Berge lagerten. Sie wollten

lieber sonst überall, als an einem Orte leben, wo sie so sehr gedrückt wurden. Da sahen die Reichen, (wie man dieses auch bey vielen andern Gelegenheiten sehen kann,) daß sie der Armen nicht entbehren könnten. Denn wären die Feinde der Römer, deren sie so viele hatten, während dieser Uneinigkeit gegen ihre Stadt losgezogen: so würden sie dieselbe leicht erobert haben, und die Reichen hätten alles das Ihrige, auch wohl das Leben verloren, weil die Armen sich nicht weiter dazu gebrauchen lassen wollten, für diese Undankbare zu fechten.

Sie erkennen das Thörichte davon.

V. Es war also nöthig, daß von beyden Seiten ein Vergleich eingegangen wurde. Auch waren die Bürger, die ihre Vaterstadt verlassen hatten, desto mehr schuldig, solches zu thun, weil ihnen ihre Obrigkeit sehr gute Versprechungen that, und sie durch gar zu große Hartnäckigkeit sich und dem Vaterlande noch mehr schaden konnten. Das stellte ihnen Menenius Agrippa, ein Rathsherr, den der Senat an sie abschickte, und der selbst von geringen Bürgern abstammte, in folgender Fabel vor. „Zu der Zeit, sagte er, „da noch jedes Glied des menschlichen Leibes seinen Willen und seine Sprache für sich hatte, und „nicht alle gemeinschaftlich mit einander arbeiteten, ärgerten sich die übrigen darüber, daß sie sich beständig „so viele Mühe wegen des Bauches geben müßten, „der doch weiter nichts thäte, als ruhig in ihrer Mitte „liegen, und dasjenige verzehren, was er von ihnen bekäme. Sie beschlossen also, daß die Hand „weiter keine Speise zum Munde bringen, der Mund „das Angebotene nicht nehmen, und die Zähne es „nicht zermalmen sollten. Indem sie aber dieses zur „Erfül-

„Erfüllung brachten, und den Bauch durch Hunger „zu zähmen suchten, wurden alle Glieder selbst, und „der ganze Leib äußerst matt und entkräftet. Darauf „merkten sie erst, daß sie dem Bauche wirklich ihre „Stärke zu verdanken hätten, weil sich aus demselben „der Nahrungssaft durch alle Glieder vertheilte.“ — Die Bürger begriffen bald, daß ihre Empörung eben eine solche Folge von Schwäche und Kraftlosigkeit nach sich ziehen müsse, wenn sie fortführen, sich von den Reichen, und vom Vaterlande überhaupt zu trennen. Da man ihnen also ihre Schulden erließ, und bewilligte, daß ihnen zum Besten eine neue Art von obrigkeitlichen Personen, nämlich fünf Tribunen oder Zunftmeister des Volks, eingesezt werden sollten, die bloß Beschützer des Volks abgeben, und sich allem widersetzen würden, was zum Nachtheil desselben vorgebracht oder beschlossen werden möchte: so begaben sie sich alle nach Rom zurück.

VI. Aber es gieng darauf bey den Römern eben so, wie es gar häufig unter den Menschen gegangen ist. Die Vornehmen und Reichen sind oft so stolz, daß sie ihrer geringern Mitbürgern, die doch so gut Menschen sind wie sie, und oft bessere als sie, ihre Rechte und Freyheiten nicht zugestehen wollen, auch sich gewaltig ärgern, wenn sie ihnen solche lassen müssen. So verdroß es die Patritier, (die man gleichsam die römischen Edelleute nennen kann,) daß sie den ärmern Bürgern hatten nachgeben müssen; besonders aber, daß diese jezt eine eigene Obrigkeit zu ihrer Beschützung gegen Gewaltthätigkeiten hatten. Die Zunftmeister des Volks suchten auch demselben und sich immer mehr Macht zu erwerben: sie stifteten zuweilen

Coriolanus überwindet die Römer.

unnöthige Händel. Daher nahm der Unwille zwischen beyden Partheyen täglich zu. **Coriolanus**, ein Patritier, der durch seine Tapferkeit im Kriege großen Ruhm erlangt hatte, sprach insonderheit sehr verächtlich von dem Volke; wollte durchaus nicht, daß von einem angekommenen reichen Getreidevorrathe das Geringste unter die Armen ausgetheilt, sondern daß vielmehr dem Volke die neulich bewilligten Rechte wieder entrissen werden müßten, weil es durch dieselben nur trotzig geworden wäre. Dergleichen Reden machten den **Coriolanus** so verhaßt, daß er als ein Störer der öffentlichen Ruhe angeklagt wurde. Es half ihm nichts, daß er so viele kriegerische Thaten verrichtet, mehrern seiner Mitbürger das Leben gerettet hatte, und die Narben von den Wunden vorzeigte, die ihm im Dienste des Vaterlandes beygebracht worden waren. **Das Volk verurtheilte ihn zu einer immerwährenden Verbannung aus Rom.** Er begab sich also mit heftiger Rachbegierde aus seiner Vaterstadt weg, eilte zu den Volsciern, **Roms** alten Feinden, und reizte sie, sogleich einen Krieg mit den Römern anzufangen. Als sie ihm darinne eine der obersten Befehlshaberstellen auftrugen, war er nur zu siegreich zum Unglücke seines Vaterlandes. **Er kam mit dem Kriegsheere der Volsciер bis vor Rom**, um es zu belagern: und die Römer schickten vergebens Abgeordnete an ihn, um ihn zum Frieden zu bewegen, den er nur unter harten Bedingungen eingehen wollte. Eben so wenig richteten die gesammten Priester und andere Diener der Religion aus, die an ihn gesandt wurden; ob er ihnen gleich mit Ehrerbietung begegnete. Zulezt, da sich die Römer schon für verloren hielten, **versuchte es**

Corio-

Coriolanus wird von seiner Mutter überwunden.

Coriolans Mutter Veturia, von andern vornehmen römischen Frauen, auch von seiner Gemahlinn und seinen Kindern begleitet, seinen starren und feindseligen Sinn zu beugen. Er nahm sie sehr liebreich auf; wollte jedoch ihren Antrag nur in Gegenwart der volcischen Feldherren anhören. Noch blieb er unbeweglich; als aber seine Mutter und Gemahlinn mit seinen Kindern ihm zu Füßen fielen, und sie nebst den übrigen Frauen ihre Thränen, Klagen und Bitten mit einander vereinigten: da konnte er nicht länger widerstehen. Er versprach ihnen, die Volscier zu bereden, daß sie sich in ihr Land zurückziehen möchten. Zugleich aber sagte er zu seiner Mutter: Rom hast du zwar gerettet; aber dein Sohn ist verloren! Und dieses traf auch bald hernach ein. Denn die Volscier brachten ihn ums Leben, weil er sie von Rom zurückgeführt hatte. Coriolanus erinnerte sich nicht, daß der tapfere Mann auch verträglich und sanftmüthig gegen seine Mitbürger seyn müsse; aber doch war es rühmlich, daß er sich endlich von der kindlichen Pflicht besiegen ließ.

und wird von seiner Mutter überwunden.

XX Kupfertafel.

VII. Doch diese Uneinigkeit und Eifersucht zwischen den Vornehmen und Geringern, wodurch Rom beynahe unter die Herrschaft eines fremden Volks gerathen wäre, brach immer von neuem wieder aus. Beyde Theile waren Schuld daran: denn jeder Theil wollte allein regieren. Die armen Bürger verlangten zwar mit Recht, daß die Felder, welche man den Feinden noch beständig abnahm, unter sie getheilt werden sollten. Allein es gab unter ihnen auch unruhige Köpfe, die anstatt zu arbeiten, gern müßig herumgiengen, ihre Stimme bey allen Zusammenkünften vor andern hören ließen,

Händel und Sitten der Römer.

ließen, und sich dadurch ein Ansehen zu geben suchten. Sie schrieen stets über die Senatoren und Reichen: nicht als wenn sie selbst weit verständiger als diese gewesen wären; sondern weil sie entweder neidisch auf den Stand derselben waren, oder nicht gern gehorchten. Insonderheit aber wurde das Volk von seinen Tribunen oft zu Händeln angefeuert, indem diese, anstatt bloß die Freyheit desselben zu vertheidigen, es in allen Stücken den Reichen an Gewalt gleich, und noch mächtiger, sich selbst aber denselben furchtbar zu machen suchten. Zum Glücke für die Römer gab es immer eine Anzahl kluger und ihr Vaterland ungemein liebender Männer, besonders unter den Senatoren, welche die entstehenden Händel zu dämpfen wußten. Auch fanden die Römer immer genug Beschäftigungen, theils im Kriege, theils in ihrem Feldbaue. Ihre Lebensart war noch ein Muster der Mäßigkeit: sie hatten sehr wenig Geld, kannten keine Pracht, und kein wollüstiges Leben. Daher wurden ihre Streitigkeiten, wenn sie gleich zuweilen Gewaltthätigkeiten verursachten, nicht so gefährlich für das allgemeine Beste. Ihr erinnert euch, meine Lieben, wie groß und fürstlich die Würde eines Consuls gewesen sey. Diese wurde einmal durch die Wahl des Volks dem Cincinnatus aufgetragen: und nun denkt ihr vielleicht, man werde ihn, als man ihm solches meldete, in einem herrlichen Palaste angetroffen haben. Aber solche Häuser gab es, außer den öffentlichen Gebäuden, noch gar nicht zu Rom; die Stadt war noch nicht einmal gepflastert: und man mußte auf das Land gehen, um den Cincinnatus zu sprechen. Da fanden ihn die Abgeordneten des Senats hinter dem Pfluge, wie er seinen Acker selbst bestellte. Er

Cincinnatus.

bedachte

bedachte sich noch einige Zeit, ob er auch das Consulat annehmen, und seiner bisherigen Ruhe entsagen sollte. Doch that er es aus Liebe zu seinem Vaterlande. Er verwaltete sein Amt so rühmlich, daß man es ihm noch ein Jahr länger lassen wollte; allein er kehrte lieber zu seinem Landleben zurück. Gleich darauf erhob man ihn zum **Dictator**, das heißt, zum außerordentlichen Regenten des Staats, mit vollkommener Gewalt über jedermann. Denn eine solche hohe uneingeschränkte Obrigkeit sezten die Römer bisweilen auf eine kurze Zeit über sich, wenn man mit der Aufführung der **Consuls** nicht zufrieden, oder der Zustand des Vaterlandes besonders gefährlich war, und eine sehr schleunige, sehr nachdrückliche Hülfe erforderte. **Cincinnatus** befreyete in dieser Würde den einen **Consul**, der sich nebst seinen Soldaten ganz von den Feinden hatte umringen lassen; überwand diese desto glücklicher, und legte gleich darauf sein Amt nieder, um sich wieder auf sein Bauergut zu begeben. Solche ungekünstelte Sitten, und damit verbundene Rechtschaffenheit, fand man noch lange darauf unter den Römern. Einer ihrer tapfern Feldherren, **Curius**, erfochte einen Sieg nach dem andern über die Feinde. Diese schickten daher Abgeordnete an ihn, damit er ihnen zum Frieden mit den Römern verhelfen möchte, und boten ihm für diese Bemühung viel Gold an. Allein **Curius**, den sie eben am Heerde Rüben bratend antrafen, gab ihnen zur Antwort: **So lange ich mit solchen Speisen zufrieden bin, brauche ich kein Gold.** Curius.

VIII. Es waren nun zur Zeit des **Cincinnatus** bald **dreyhundert Jahre** verflossen, **seitdem Rom erbauet** worden war. Gleichwohl hatten die Römer nur Die Römer führen die Gesetze der zwölf Tafeln bey sich ein.

nur noch wenige Gesetze: und auch diese waren ihnen nicht recht bekannt, und nicht brauchbar genug. Die Patritier gaben allemal Richter ab: sie wußten diese Gesetze; aber oft sprachen sie auch die Urtheile bloß nach ihrem Gefallen. Daher konnten die Römer nicht immer recht wissen, was erlaubt oder unerlaubt sey; wie sie sich gegen einander verhalten sollten; ob auf manche üble Handlungen Strafen gesezt wären, oder nicht; wie sie ihr Recht vor Gerichte suchen müßten; und vieles dergleichen mehr. Die geringern Bürger thaten also sehr wohl, daß sie mehrere, deutliche und allgemein bekannte Gesetze verlangten. Denn überhaupt kommt auf Gesetze und die richtige Beobachtung derselben die Ordnung, Ruhe, Sicherheit und äußerliche Glückseligkeit der Unterthanen in jedem Lande an. Nachdem also die Vornehmen und Geringern zu Rom darinne mit einander übereingekommen waren: wurden drey der erstern nach Griechenland geschickt, um die besten daselbst eingeführten Gesetze, besonders die berühmten athenienſischen des Solon, zu sammlen. Sie kamen mit denselben zurück: und hierauf trug man es zehn angesehenen Männern, die anstatt der Consuls regieren sollten, auf, solche Gesetze daraus zu verfertigen, wie sie für die Römer schicklich und heilsam wären. Das thaten sie gar bald, ließen die entworfenen Gesetze auf zehn eichenen Tafeln öffentlich auf dem Markte aufstellen, und ersuchten ihre Mitbürger, daß sie dieselben lesen und fleißig mit einander überlegen möchten, was etwan noch an denselben zu erinnern seyn dürfte. Als das geschehen war, und diese Erinnerungen genüzt worden waren, wurden endlich die

ver-

Roemiſche Geſetze der XII. Tafeln.

verbesserten Gesetze vom Senate und von dem Volke angenommen. Man grub sie auf zehn eherne Tafeln, und stellte sie nach ihrer Ordnung neben einander angeheftet auf dem Markte auf. Bald nachher sezte man noch zwo Tafeln von Gesetzen hinzu: und nun nannte man sie zusammen die Gesetze der zwölf Tafeln. Jedermann konnte sie also täglich lesen; es durfte sich niemand mit der Unwissenheit derselben entschuldigen: und es ist auch eine wahre Schande für jeden verständigen Menschen, öfters auch großer Schaden, wenn er nicht weiß, welches die vornehmsten Gesetze seines Landes sind. XXI Kupfertafel.

IX. Zu diesen ersten vollständigern Gesetzen der Römer wurden nachmals noch viele andere hinzugefügt, in welche der Senat und das Volk gemeinschaftlich willigten. Es kamen auch noch immer mehrere hinzu, als der römische Freystaat wieder in ein Reich verwandelt worden war, wo nur ein einziger zu befehlen hatte. Und diese römische Gesetze, die nachher in besondern Büchern gesammlet worden sind, haben auch bey andern Nationen so viel Ansehen und Beyfall erhalten, daß sie noch jezt in vielen europäischen Ländern zum Theil gelten, so weit es die sehr veränderten Einrichtungen der Reiche und Völker verstatten. Wenn also einige unter euch, meine Lieben, dereinst Rechtsgelehrte werden wollen: so werdet ihr euch frühzeitig um eine vollständige Kenntniß dieser Gesetze bewerben müssen, unter welchen viele gute und weise, überhaupt aber viele sehr merkwürdige sind. Den Grund von allen diesen Gesetzen machten die auf den zwölf Tafeln eingegrabenen aus. In denselben wurde vorgeschrieben, was bey gerichtlichen Klagen Ihr Inhalt.

und

und Untersuchungen, in Absicht auf anvertraute Güter und Schulden, väterliche Gewalt über Kinder, Heyrathen, Erbschaften, Vormundschaften, Beleidigungen und Verbrechen mancherley Art, Besitzungen und Rechte eines jeden, auch Leichenbegängnisse, und andere damit verbundene Dinge, beobachtet werden sollte. Unter andern wurde durch diese Gesetze jedem Vater eine vollkommene Gewalt über Leben und Tod seiner Kinder eingeräumt; nur mit der Einschränkung, daß, wenn er seinen Sohn dreymal verkauft hätte, derselbe nicht mehr unter seiner Macht stehen sollte. Wer ein falsches Zeugniß vor Gericht abgelegt hätte, sollte von einem hohen Felsen herabgestürzt werden. Jedermann sollte die Freyheit haben, einen nächtlichen Dieb umzubringen; wer aber bey Tage stehlen würde, sollte gepeitscht, und ein leibeigener Knecht desjenigen werden, den er bestohlen hätte. Eben diese Gesetze verboten, daß kein Todter innerhalb der Stadt begraben, oder auch nach der römischen Gewohnheit verbrannt werden sollte. Das leztere konnte Feuersbrünste erregen; und das Einscharren von Leichnamen in der Stadt war der Gesundheit der Lebenden durch die Ausdünstungen, welche von jenen emporstiegen, schädlich. Dagegen begruben die Römer die Körper ihrer Verstorbenen, oder ihre auf dem Scheiterhaufen übrig gebliebenen Gebeine, längs den Landstraßen und an den Aeckern, wo unzählige Grabmäler, an denen sich niemand vergreifen durfte, und kurze Grabschriften die Vorübergehenden gar oft zu einem nützlichen Stillstehen brachten.

X. Jezt hatten also die Römer Gesetze nach ihrem Wunsche; aber eben die zehn Regenten, welche dieselben abgefaßt hatten, übertraten auch solche, mit allen Rechten und Freyheiten ihrer Mitbürger, zuerst auf eine kühne Art. Daher wurden sie abgesezt und bestraft: zur allgemeinen Belehrung, daß der Vornehmste eben sowohl als der Geringste den Gesetzen unterworfen sey. Nicht lange darnach bestellten die Römer, außer ihren jährlichen Consuls, noch eine neue Gattung obrigkeitlicher Personen, die ebenfals zur Aufrechthaltung der Gesetze dienten, unter dem Namen der Censoren. Diese schäzten nicht allein alle fünf Jahre jeden Bürger nach seinem Vermögen, und wiesen ihm nach demselben seine gehörige Classe an, in welcher er viel oder wenig zu den öffentlichen Bedürfnissen beytrug; sie wurden auch Sittenrichter, beobachteten die Aufführung eines jeden, und stießen wegen übler Lebensart den Senator aus dem Senat, nahmen deswegen dem Ritter, oder dem im Kriege zu Pferde dienenden Römer sein Pferd, und sezten auch den geringern Bürger tiefer herab. Einer von diesen Censoren, die nach dem Ablauf einer bestimmten Zeit ihre Nachfolger hatten, war Camillus, einer der rechtschaffensten und ehrwürdigsten Römer: und freylich mußte derjenige, der die Sitten seiner Mitbürger richten sollte, selbst ein Mann von unbescholtnen Sitten seyn. Er war zwar ein Patritier; aber er liebte die geringern Bürger sowohl als die reichen, und suchte vielmehr die schädlichen Streitigkeiten zwischen beyden, die fast unaufhörlich fortdauerten, beyzulegen: worinne es ihm auch zulezt glückte. Besonders gehört Camillus unter die trefflichsten und siegreichsten

Römische Sittenrichter. Camillus.

Feldherren der Römer. Aber auch im Kriege wollte er alles nur durch Klugheit und Tapferkeit ausrichten, und verabscheuete die Gelegenheit, als er durch Verrätherey eine feindliche Stadt erobern konnte. Daher wählten ihn auch die Römer fünfmal zum Dictator, bis in sein achtzigstes Jahr; sie sezten, wenn ihre Angelegenheiten am schlimmsten standen, auf ihn stets das meiste Vertrauen. So nahm er die feste Stadt Veji, in der Nachbarschaft Roms gelegen, nachdem sie von ungeschickten Feldherren gegen neun Jahre lang belagert worden war, durch ein ungewöhnlicheres Mittel ein. Er ließ unter der Erde einen Weg bis an die Mauren der Stadt graben; und indem ein Theil seiner Soldaten auf die Mauren kletterte, kamen andere aus diesem unterirdischen Wege in der Stadt selbst zum Vorschein, und öffneten die Thore. Bey dieser Belagerung machte der Senat den Bürgern, die in den Waffen waren, zuerst einen täglichen Sold aus. Bisher hatte ein jeder römischer Bürger, welcher Name überhaupt der beliebteste Name eines jeden Römers war, — sich seinen Unterhalt im Kriege selbst verschafft. Da es seine Pflicht war, sein Vaterland zu vertheidigen, in welchem er zur Friedenszeit so viel Gutes genoß; so konnte er auch nicht verlangen, daß er für seine Schuldigkeit bezahlt werden sollte. Daher war auch zu Rom eigentlich ein jeder Bürger, der Alters wegen, oder sonst nicht verhindert, die Waffen führen konnte, ein geborner Soldat; obgleich im Kriege nur eine gewisse Anzahl von ihnen gegen den Feind auszog. Im Frieden hingegen legten auch diese die Waffen ab, und zu einer solchen Zeit gieng niemand mit dem Schwerdte an der Seite. Allein die so häufigen, lang daurenden,

immer

immer in größerer Entfernung von Rom, und nunmehr auch den Winter hindurch geführten Kriege, richteten viele der Aermern ganz zu Grunde. Nun aber, da sie einen Sold bekamen, wovon eben unser deutsches Wort Soldat herkommt, dienten sie dem sie erhaltenden und belohnenden Vaterlande desto lieber.

XI. Camillus verdiente also wohl von allen Römern geehrt und geliebt zu werden; zumal da er auch viele tausend derselben durch die feindliche Beute bereichert hatte. Allein der Neid trifft die großen Männer am meisten; Camillus wurde unter einem nichtswürdigen Vorwande verklagt, und er verließ seine Vaterstadt lieber, als daß er sich dagegen verantwortet hätte. Nur wünschte er beym Weggehen, daß sich seine Mitbürger, wenn er unschuldig wäre, recht bald nach ihm sehnen möchten. Und dieses erfolgte auch geschwind genug. Eine große Menge Gallier, von einem Volke, das sich schon lange aus Gallien, oder dem heutigen Frankreich, über die Alpen in das obere Italien gezogen hatte, welches daher von ihnen, nebst einem Theil des mittlern Italiens, Gallien diesseits der Alpen genannt wurde, kam nahe an die Gränzen des römischen Gebiets, um sich daselbst niederzulassen. Darüber geriethen die Römer mit ihnen in einen Krieg; wurden aber von den Galliern, weil sie keinen so guten Anführer, wie Camillus war, hatten, in die Flucht geschlagen. Anstatt nach Rom zurückzukehren, flüchteten sie sich in der Bestürzung nach Veji. Darauf wurde Rom, nachdem sich die schwächern Einwohner in benachbarte Städte gerettet, und die streitbaren Männer in das Capitolium (oder in das feste Schloß der Stadt, das auf einem Berge lag,)

Er rettet sein Vaterland, und läßt Rom wieder aufbauen.

gezogen hatten, eingenommen, geplündert und verbrannt. Beynahe hätten die Gallier auch das Capitolium des Nachts erstiegen, wenn nicht einige daselbst befindliche Gänse, welche die Annäherung derselben merkten, darüber in Bewegung gerathen wären, und durch ihr Schnattern und Lermen die schlafenden Römer aufgeweckt hätten. In dieser Bedrängniß nahmen alle Römer ihre Zuflucht zum Camillus, der sich sogleich willig bezeigte, den Feldherrn dieser Undankbaren abzugeben. Unterdessen litten die im Capitolium eingeschlossenen einen solchen Mangel an Lebensmitteln, daß sie aus Hungersnoth den Vergleich mit den Galliern schließen mußten, ihnen tausend Pfund Goldes, (denn gemünztes Gold hatten die Römer noch nicht, auch noch keine Silbermünze,) zu zahlen, wenn sie das römische Gebiet verlassen wollten. Schon wurde das Gold auf dem Markte abgewogen; aber die Gallier, welche glaubten, daß sich die Römer alles gefallen lassen müßten, brachten falsches Gewicht dazu. Als sich die leztern darüber beschwerten, legte der König der Gallier, zu ihrer Verspottung, noch sein Schwerdt und Wehrgehänge in die Schaale mit den Gewichten. Plözlich erschien Camillus mit seinen Soldaten, und forderte die Gallier zum Gefechte heraus, indem er sagte, daß Rom nicht mit Golde, sondern mit Stahl losgekauft werden müsse. Das that er auch wirklich: denn alle Gallier kamen durch das Schwerdt der von ihm angeführten Römer um. Diese waren zwar nunmehr Willens, eine andere Stadt zu ihren Wohnplätzen auszusuchen; allein Camillus brachte es dahin, daß sie das zerstörte Rom wieder aufbaueten. Er fuhr fort,

seinem

seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten; erfuhr aber noch mehr als einmal den Undank und Leichtsinn seiner Mitbürger.

XII. Noch zu seiner Zeit, fast vierhundert Jahr nach Roms Erbauung, brachten es endlich die geringern Bürger dahin, daß die Consuls nicht mehr bloß aus dem Mittel der Patritier, sondern auch unter ihnen gewählt wurden. Nach und nach erlangten sie einen gleichen Zutritt zu dem Richteramte, dem nächsten nach jener Würde, und zu allen übrigen Aemtern, welche bisher ein Eigenthum der Reichen gewesen waren. An sich war dieses nicht zu tadeln: denn unter dem Volke gab es eben sowohl geschickte Männer, als bey den Vornehmen. Hingegen entstanden auch aus diesem beständigen Bestreben des Volks nach größerer Macht, viele Unruhen: und das heilsame Ansehen des Senats wurde durch den großen Haufen, der nicht so überlegt zu handeln gewohnt war, zu sehr eingeschränkt. Mittlerweile fehlte es den Römern beynahe niemals an Kriegen. Nachdem sie sich das mittlere Italien unterworfen hatten, nöthigten sie nach und nach auch den untern Theil dieses Landes, ihre Herrschaft zu erkennen. Aber ihre Tapferkeit war auch unwiderstehlich, vom obersten Feldherrn an, bis zum gemeinen Soldaten. Zuweilen, wenn die Römer in einer Schlacht zu weichen anfiengen, stürzte sich ein Consul selbst, nachdem er sich durch ein Gebet für sein Vaterland dem Tode geweiht hatte, mitten unter die Feinde, wo er sogleich das Leben verlor; aber seine Soldaten gewannen auch durch diesen Anblick einen solchen Muth, daß sie bald den Sieg davon trugen. Manchmal warf der

Die Römer erobern das untere Italien. Ihre Tapferkeit und Kriegszucht.

Feldherr, wenn die Feinde nicht weichen wollten, eine Fahne unter sie: und die Römer drangen darauf, um sie wieder zu bekommen, desto hitziger unter dieselben ein. Die römischen Soldaten wurden für ihre herzhafte Thaten auf mancherley Art, und besonders auch durch Kronen belohnt, die zwar öfters von gar keinem Werthe an sich, nur aus Eichenblättern und dergleichen mehr zusammengesezt waren; aber doch eine ehrenvolle Aufmunterung abgaben. Diese Soldaten, und ihre Befehlshaber selbst, waren zugleich einer strengen Kriegszucht unterworfen. Das heißt, sie durften nicht alles thun, was sie wollten; sondern nur, was ihnen die Kriegsgesetze und die Befehle ihrer Feldherren erlaubten. Denn die Römer glaubten nicht, was jezt viele junge oder unverständige Leute glauben, daß man im Soldatenstande so frey und ausschweifend leben und handeln könne, als man wolle. Einmal hatten die Consuls schlechterdings verboten, daß niemand ohne ihren ausdrücklichen Befehl sich mit dem Feinde in ein Gefechte einlassen sollte. Gleichwohl nahm der Sohn des Consul Manlius einen Zweykampf an, den ihm ein feindlicher Befehlshaber anbot, hieb ihn nieder, und zog ihm seine Rüstung aus. Frohlockend brachte er diese zu seinem Vater, und erwartete von demselben dafür gelobt zu werden. Allein dieser ließ die Soldaten zusammenkommen, belohnte zwar seinen Sohn als Sieger mit einer Krone, die er ihm aufsezte; gab ihm aber auch den nachdrücklichsten Verweis, daß er die Kriegszucht übertreten hätte, und ließ ihn zur Strafe, und andern zur Warnung, sogleich enthaupten.

XIII. Eines

XIII. Eines der italiänischen Völker, das zu schwach war, um sich gegen die Römer zu wehren, die Tarentiner im untern Italien, riefen deswegen den Pyrrhus, König von Epirus, zu Hülfe: und an diesem griechischen Fürsten fanden die Römer einen fürchterlichern Feind, als sie bisher noch gehabt hatten. Denn er war nicht allein ein sehr geschickter Feldherr, sondern auch in manchen Theilen der Kriegskunst weit mehr erfahren als sie. Dagegen hatte er auch den Fehler, daß er unaufhörlich nach Eroberungen fremder Länder trachtete; da er doch Arbeit genug auf sein ganzes Leben vor sich sah, wenn er nur sein eigenes Land, wie es seine erste Pflicht war, mit Klugheit regieren wollte. Sein vertrauter Rath Cineas warf ihm diese unnöthige Kriegslust einst zu seiner Beschämung vor. Pyrrhus, der sich eben in den Krieg begeben wollte, nannte ihm, auf sein Befragen, immer eine Nation nach der andern, die er anzugreifen und zu überwältigen gesonnen wäre. Wenn wir denn nun, fragte Cineas weiter, alle diese Nationen überwunden haben: was wollen wir alsdenn anfangen? O! rief Pyrrhus aus, dann wollen wir in Ruhe, und unter lauter Ergözlichkeiten unsere Zeit zubringen. Darauf sagte dieser weise Rath zu seinem Könige: Was hindert uns denn, daß wir von dem heutigen Tage an, so ruhig und vergnügt leben, ohne uns erst viele Jahre hindurch so vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren auszusezen, deren wir leicht überhoben seyn können? Auf diese Frage konnte Pyrrhus nichts mit Grunde antworten; aber sein ehrgeiziger und unruhiger Geist behielt dennoch die Oberhand. In seinem Kriege mit den Römern hatte

Sie werden vom Pyrrhus bekriegt.

er anfänglich ziemliches Glück. Ihre Pferde wurden scheu vor den Elephanten, die er mitgebracht hatte; auch waren seine Reuter zahlreicher und besser als die römischen. Doch verlor er in der Schlacht, welche er über sie gewann, nicht viel weniger als sie selbst, und gestund, daß es keine bessern Soldaten auf der Welt gebe, als die römischen. Außerdem sah Pyrrhus, daß die Römer mit ungemeiner Geschwindigkeit ein neues Kriegsheer wider ihn versammleten. Er schickte also den Cineas an sie ab, um sie zum Frieden zu bewegen. Denn von diesem Manne pflegte er zu sagen, daß er mehr Städte durch die Beredsamkeit desselben eingenommen hätte, als durch seine Soldaten.

Er bewundert den grossen Geist des Fabricius.

XIV. Cineas bot den Senatoren und ihren Frauen viele Geschenke im Namen seines Königs an; allein sie schlugen dieselben sämtlich aus, weil solche anzunehmen, einer feindlichen Bestechung ähnlich gewesen wäre. Er trug darauf im Senate selbst den Frieden an. Die guten Bedingungen, die er auf eine einnehmende Art vorschlug, machten Eindruck; aber einer der ältesten Senatoren, der blind war, und nicht mehr in ihre Versammlung kam, Appius Claudius, ließ sich dahin tragen, und zeigte mit so vielem Eifer, es sey eine Beschimpfung für die Römer, diesen Frieden anzunehmen, daß Cineas unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Er sagte dem Pyrrhus, der Senat sey ihm so ehrwürdig wie eine Gesellschaft von Königen vorgekommen. Der König hatte auch bald darauf Gelegenheit, ein Mitglied desselben zu bewundern, als die Römer nebst andern den Fabricius an ihn sandten. Das war ein sehr tugendhafter alter Mann, der in großer Armuth lebte; ob

er

Der edle Fabricius wird vom Pyrhus bewundert.

er gleich schon Consul gewesen war. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem silbernen Becher, an dem auch der Boden nur von Horn war. Seinen Töchtern konnte er keine Ausstattung mitgeben: sie empfiengen daher dieselbe von dem Senate aus dem öffentlichen Schatze. Er schlug auch die Geschenke eines italiänischen Volks mit den Worten aus, er sey dadurch schon reich genug, weil er seine Begierden einzuschränken wisse, und also nur sehr wenig brauche. Eben so gleichgültig wies er das viele Gold ab, welches ihm Pyrrhus schenken wollte. Den Tag darauf prüfte dieser König die Unerschrockenheit des Fabricius, indem er einen Elephanten hinter die Tapeten stellen ließ, der plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, seinen Rüssel über den Kopf des Römers hervorhob, und dabey ein gewaltiges Geschrey erregte. Allein Fabricius sagte, ohne seine Miene zu verändern, zu dem Könige: Dein großes Thier rührt mich eben so wenig, als gestern dein Gold. Der Krieg gieng nun zwischen dem Pyrrhus und den Römern fort, und Fabricius wurde einer von den Consuls, die denselben führten. Da wandte sich der Leibarzt des Königs heimlich an ihn, und erbot sich, diesen zu vergiften, wenn ihm dafür eine ansehnliche Belohnung ertheilt würde. Aber Fabricius verabscheute eine solche Verrätherey; obgleich die Römer dadurch ihres mächtigen Feindes loswerden konnten. Er meldete es vielmehr dem Pyrrhus selbst, und ließ ihm zugleich sagen, die Römer wären gewohnt, ihre Feinde nicht durch solche niederträchtige Künste, sondern bloß durch die Waffen zu überwinden. Ueber diese Großmuth erstaunte Pyrrhus so sehr, daß er ausrief: Ja, das

XXII Kupfertafel.

ist eben der Fabricius, den man so wenig von dem Wege der Tugend abwendig machen, als die Sonne von ihrer Laufbahn abziehen kann! Zur Dankbarkeit gab er den Römern alle ihre Gefangene ohne Lösegeld zurück. Die Römer aber, welche keinen Dank für eine Handlung verlangten, die jeder ehrliebende Mann zu verrichten bereit seyn muß, sezten eben so viele Gefangene, die sie von seinen italiänischen Bundsgenossen gemacht hatten, in Freyheit. Endlich schlugen sie auch den Pyrrhus in einer großen Schlacht in die Flucht, eroberten sein Lager, und lernten an demselben zuerst, wie sich ein Kriegsheer gehörig verschanzen müsse, um sowohl gegen einen Ueberfall der Feinde gesichert zu seyn, als ihren offenbaren Angriff besser abwehren zu können. Der König mußte nach Griechenland zurückkehren: und da er immer von neuem auch daselbst an Kriegen Antheil nahm, so kam er bald hernach schimpflich genug darinne um, indem ihm ein Weib mit einem Steine eine tödliche Wunde an den Kopf beybrachte.

Die Römer besiegen die Carthaginenser zur See.

XV. Nachdem nun die Römer alles, was damals Italien genannt wurde, unter ihre Botmäßigkeit gebracht, und einen so klugen und kriegerischen König besiegt hatten, waren sie desto mehr im Stande, mit noch mächtigern Feinden, und auch außerhalb Italien, Krieg zu führen. Das geschah denn auch nicht lange darauf: und diese Feinde waren die Carthaginenser; eine Nation, die ihr bereits aus der africanischen Geschichte kennet. Ihr erinnert euch also auch, daß die Römer und Carthaginenser über die große und fruchtbare Insel Sicilien, die beyde gerne gehabt hätten, und die auch recht in der Mitte

zwischen

zwischen ihrem beyderseitigen Gebiete lag, in einen mehr als zwanzigjährigen Krieg gerathen sind. Dieser Krieg mußte von den Römern zum Theil auf eine ihnen bisher ganz unbekannte Art geführt werden. Denn so furchtbar sie in Gefechten auf dem festen Lande waren; so wenig hatten sie noch in Schiffen, oder auf dem Meere mit Feinden zu thun gehabt, und ihre sehr kleine Schifffahrt längs den Seeküsten wurde nur in großen Kähnen getrieben. Die Carthaginenser hingegen waren nicht allein unermeßlich reicher als die Römer; sondern auch durch ihre Handels- und Kriegsflotten Herren zur See, besonders in allen mit Italien benachbarten Meeren. Da zeigte sich nun die muthige Entschlossenheit der Römer. Sie bekamen durch einen Zufall ein carthaginensisches Kriegsschiff, oder ein Schiff mit einigen Reihen Ruderbänken besezt, (dergleichen man jezt eine Galere nennt,) in die Hände. Gleich baueten sie nach dem Muster desselben über hundert solcher Schiffe, verschafften sich durch fleißige Uebung genugsame Seeleute, und sezten sich darauf den Carthaginensern mit einer ansehnlichen Flotte entgegen. Weil ihnen aber die Feinde im Segeln und im Seekriege immer noch überlegen waren, erfanden sie eine Maschine mit einem großen eisernen Haken, mit welchem sie die feindlichen Schiffe so fest zu halten, und so nahe an die ihrigen zu ziehen wußten, daß sie mit den darauf befindlichen Soldaten, wie auf dem festen Lande fechten konnten. Solchergestalt behielten die Römer auch zur See die Oberhand. Sie vertrieben die Carthaginenser aus Sicilien, und nöthigten sie, ihnen starke Geldsummen für die Kriegskosten zu bezahlen.

In

In diesem Kriege war unter so vielen tapfern Römern
Regulus. keiner so bewundernswürdig, als ihr Consul Regulus. Er war so arm, daß er, als ihm ein Knecht mit seinem Ackerwerkzeuge entlaufen war, kein andres kaufen konnte: und der Senat mußte ihm solches wieder anschaffen, wenn sich seine Familie ferner vom Ackerbau nähren sollte. Den Krieg führte er mit den Feinden in Africa selbst so glücklich, daß sie nicht viel mehr als Carthago übrig behielten. Nachher wurde er zwar von ihnen überwunden und gefangen genommen; aber eben im Unglücke zeigt sich der standhafte Sinn eines tugendhaften Mannes am schönsten. Regulus mußte eine Zeit lang als ein Gefangener im Kerker liegen. Darauf schickten ihn die Carthaginenser mit der Bedingung nach Rom, daß er frey seyn sollte, wenn er die Römer zum Frieden bewegte; könnte er aber dieses nicht bewürken, so sollte er wieder in sein Gefängniß zurückkehren. Hier werdet ihr nun sogleich denken, meine Lieben, daß sich der unglückliche alte Mann alle mögliche Mühe werde gegeben haben, den Senat und das Volk zu Rom zu überreden, daß sie in den Frieden willigen möchten. Allein er that gerade das Gegentheil. Er glaubte nämlich, daß sein Vaterland weit mehr Ehre und Nutzen erlangen würde, wenn es den Krieg noch eine Zeit lang fortsezte: und seine Mitbürger sahen ein, daß sein Rath der heilsamste wäre; ob sie gleich den großmüthigen Regulus, der ihnen zum Besten Freyheit und Leben selbst nicht achtete, eben so sehr verehrten als beklagten. Vergebens suchten sie ihn zurückzuhalten: er wußte, daß ihm die empfindlichsten Martern zu Carthago bevorstünden; und reiste gleichwohl so gelassen

wieder

wieder dahin, als wenn er eine Lustreise vornähme. Die Carthaginenser peinigten ihn darauf würklich zu Tode. Hätte dieser ehrwürdige Mann anstatt einer genügsamen Armuth und Mäßigkeit in beständigen Wollüsten gelebt: so würde er sich gewiß nicht haben entschließen können, sich für sein Vaterland ganz hinzugeben.

Der Krieg der Römer mit dem Hannibal.

XVI. Das unerwartete Glück, welches die Römer gegen eine so mächtige Nation gehabt hatten, munterte sie zu fernern Kriegen und Eroberungen auf. Sie bemächtigten sich, durch gerechte Ursachen angetrieben, des größten Theils von Illyrien, (oder dem heutigen Dalmatien und Croatien,) und vom obern Italien. Sie ließen sich aber durch eben dieses Glück verleiten, den Carthaginensern mitten im Frieden, ohne einiges Recht, Sardinien wegzunehmen, und ihnen übermüthig zu begegnen. Das verwickelte sie in einen neuen Krieg mit denselben, den größten und gefährlichsten, den sie geführt haben: hauptsächlich deswegen, weil es Hannibal war, der die Carthaginenser anführte. Die römischen Feldherren begiengen anfänglich viele Fehler, die er sich allzu gut zu Nutze machte, bis sie ihm endlich den Dictator Fabius entgegensezten. Dieser war eben so tapfer als seine Vorgänger; aber weit klüger und vorsichtiger. Er machte den oft geschlagenen Römern wieder Muth, verhinderte es, daß Hannibal nicht viele Lebensmittel zusammenbringen konnte, ließ sich aber in keine Schlacht mit ihm ein, damit dieser feindliche Befehlshaber, der so weit von seinem Vaterlande entfernt war, durch ein langes Verweilen in Italien desto mehr mit seinen Soldaten entkräftet werden möchte. Dieses

Fabius.

glück-

glückliche Zaudern, davon man den Fabius den Zauderer nannte, gefiel dennoch den meisten Römern nicht: eben weil die allermeisten Menschen gar nicht verstehen, wie man Krieg führen müsse. Sie glaubten, es fehlte ihrem Dictator an Herzhaftigkeit. Da auch sein Unterbefehlshaber Minucius eben so lächerlich urtheilte, und von seiner eigenen Geschicklichkeit prahlte: verordneten die unbesonnenen Römer, daß Fabius und Minucius gleiche Gewalt über das Kriegsheer haben sollten. Sie theilten darauf dasselbe mit einander. Minucius zog alsbald tollkühn auf die Feinde los; wurde aber von ihnen umringt, und wäre mit seinen Soldaten niedergehauen worden, wenn ihm nicht Fabius zu Hülfe gekommen wäre. Das brachte den Minucius zur Erkenntniß seiner Fehler. Er sagte es auch öffentlich seinen Soldaten, daß er vom Fabius erst lernen müsse, einen Feldherrn abzugeben. Darauf zog er mit ihnen zu ihm hin, nannte ihn seinen Vater, so wie zugleich seine Soldaten die Soldaten des Fabius ihre Beschützer und Erretter nannten, und begab sich freywillig der Macht, die ihm die Römer ertheilt hatten. Eine desto schönere Handlung, da es den Menschen so schwer fällt, besonders den Vornehmen und Gewalthabenden, zu gestehen, daß sie geirret, und insonderheit, daß sie sich in ihrer Einbildung von sich selbst betrogen haben.

Sie überwinden ihn.

XVII. In der That wurden die folgenden Consules durch alle diese Warnungen noch nicht behutsamer im Kriege wider den Hannibal. Einer von ihnen verlor daher in einer Schlacht mit demselben so viele tausend Soldaten, daß Rom selbst Gefahr lief, in die Hände der Feinde zu fallen. Doch die ungemeine

Stand-

Standhaftigkeit der Römer bey allen Unfällen, gab ihnen von Zeit zu Zeit neue Stärke. Sie dankten sogar dem ebengedachten Consul dafür, daß er nach seiner Niederlage, nicht aus Verzweifelung alle Sorge für das Vaterland aufgegeben hätte. Als nachher Hannibal vor Rom selbst rückte, blieben sie so unerschrocken, daß sie zu gleicher Zeit Kriegsvölker nach Spanien schickten, um sich auch dort den Carthaginensern zu widersetzen, und sogar den Acker verkauften, auf welchem sich Hannibal mit seinen Soldaten gelagert hatte. Es fanden sich auch immer bey ihnen einige vortreffliche Feldherren: unter andern Marcellus, der sie nicht bloß sich vor der List des Hannibal in Acht nehmen, sondern ihn auch in einem freyen Gefechte überwinden lehrte. Außerdem eroberte er auch ganz Sicilien. Endlich stand Scipio unter ihnen auf: ein eben so tugendhafter Mann, als großer Feldherr. In einem Alter von vier und zwanzig Jahren übernahm er die Anführung der römischen Soldaten in Spanien, und unterwarf dieses große und reiche Land beynahe völlig den Römern. Dabey bezeigte er sich so leutselig, gütig, gerecht und mäßig, daß man ihn noch mehr liebte, als fürchtete. Er versagte sich bey seinen wichtigen Unternehmungen, selbst den Genuß von erlaubtem Vergnügen. Nichts kann insonderheit rührender seyn, als die Rede, welche er an einen Theil seiner Soldaten hielt, welche auf ein falsches Gerüchte von seinem Tode, allerhand Ausschweifungen begangen hatten. Ihr müßt diese Rede beym Livius lesen, meine Lieben, sobald ihr nur könnt, und sie mehr als einmal lesen. Nachdem Scipio alle diese Thaten in Spanien vollbracht hatte, schiffte er

Scipio.

mit

mit einem Kriegsheere nach Africa über, trieb daselbst die Carthaginenser so sehr in die Enge, daß sie den Hannibal, als ihren einzigen Retter, aus Italien zurückrufen mußten, und überwand zulezt auch diesen vollkommen. Damit war dieser lange und überaus schwere Krieg, eben zweyhundert Jahre vor Christi Geburt, geendigt. Die Römer wurden nunmehr gewissermaßen Herren der Carthaginenser: und obgleich diese ihren eigenen Staat noch beybehielten, so stand es doch gleichsam nur in dem Belieben der Sieger, wie lange sie ihn fortdauern lassen wollten.

Macht und Siege der Römer in drey Welttheilen.

XVIII. Von dieser Zeit an war daher die Macht der Römer so furchtbar und unwiderstehlich, daß sie mit leichter Mühe die ansehnlichsten Könige, Reiche und Nationen überwältigten. Und ob sie gleich an sich schon viele Lust zu kriegen und Eroberungen zu machen hatten; so schien es doch eine Zeitlang noch, daß sie sich der Waffen nie ohne gerechte Ursachen bedienen wollten. So beschüzten sie die Griechen gegen den König von Macedonien Philipp, und nöthigten diesen, sie um Friede zu bitten. Darauf sezten sie die Griechen wieder in den Besiz ihrer gesezmäßigen Freyheit. Ihr Feldherr Quintius, welcher dieses den Griechen in der zahlreichen Versammlung bey ihren feyerlichen Kampfspielen ankündigen ließ, wurde von dem freudigen Ausbruch der erstaunten und dankbaren Zuhörer beynahe erdrückt, indem sie alle auf ihn zueilten, um seine Hand zu ergreifen, und ihn mit Kronen fast bedeckten. Es giebt also, riefen die Griechen aus, eine Nation auf der Welt, die auf ihre Gefahr und Kosten für die Freyheit anderer Kriege führt! die nicht etwan bloß unterdrückte

drückte Nachbarn zu retten sucht, sondern über Meere schifft, damit ja nirgends Gewalt anstatt des Rechts und der Gesetze herrsche. Und freylich war dieses ein größerer Ruhm für die Römer, als wenn sie damals ein ganzes Land eingenommen hätten. Antiochus, König von Syrien, den man den Grossen nannte, störte diese Ruhe der Griechen, und trat in bewaffnete Verbindung mit einem Theil derselben, damit die Römer nicht allzu mächtig werden möchten. Aber diese vertrieben seine Kriegsvölker nicht allein aus Europa; sie giengen zum erstenmal mit den ihrigen nach Asien über, besiegten ihn in seinem eignen Reiche, und ein ansehnlicher Theil davon blieb in ihrer Gewalt. Einer seiner Nachfolger in der Regierung, auch Antiochus genannt, mit dem Beynamen Epiphanes, das heißt, der Berühmte, versuchte einen Theil des ägyptischen Reichs an sich zu reißen. Die Römer aber, welche die ägyptischen Könige in ihren Schutz genommen hatten, schickten Gesandte an ihn, um ihm solches zu verbieten. Diese Gesandten trafen den Antiochus mit seinem Kriegsheere schon mitten in Aegypten an. Als sie sich ihm auf freyem Felde näherten, bot der König dem vornehmsten unter ihnen, dem Popillius, mit dem er wohl bekannt war, die Hand. Allein der Gesandte, der niemanden für seinen Freund erkennen wollte, als wer es auch von seinem Vaterlande wäre, verlangte, daß der König vor allen Dingen erst die Verordnung des Senats lesen sollte, die er ihm schriftlich zeigte. Antiochus las sie, und gab zur Antwort, daß er sich mit seinen Räthen berathschlagen wollte, was er zu thun hätte. Da zog Popillius mit seinem Stocke einen Kreis im Sande um den König, und sagte: Ich

will, ehe du aus diesem Kreise herausgehst, eine deutliche Antwort von dir haben, die ich dem Senate bringen kann. Antiochus erschrak über diese gebieterischen Worte; er konnte aber nicht widerstehen, und versprach sogleich dem Senate zu gehorchen. Darauf reichte ihm erst Popillius, als einem Freunde und Bundesgenossen der Römer, die Hand. Die Römer, welche solchergestalt einem mächtigen Könige ein Reich, das er schon halb erobert hatte, durch einen bloßen Befehl entrissen, brachten ein anderes sehr berühmtes und ansehnliches Reich, das macedonische, dessen König Perseus ihnen den Krieg angekündigt hatte, durch ihre Tapferkeit völlig unter sich. Sie führten ihn selbst, nebst seiner Familie, als ihre Gefangene im herrlichen Siegsgepränge zu Rom, das man einen Triumph zu nennen pflegte, nebst den ihm abgenommenen Schätzen, auf.

Ihre Sitten verschlimmern sich.

XIX. Indem aber die Römer an Macht und Ländern so sehr zunahmen, daß kein anderes Volk und Reich in der damaligen Welt mit ihnen nur verglichen werden konnte, litten sie auf der andern Seite einen desto größern, obgleich von ihnen erst spät erkannten und empfundenen Verlust. Ihre alten Sitten giengen nunmehr nach und nach zu Grunde. Ueber fünfhundert Jahre waren sie ein arbeitsames, mäßiges, kriegerisches und tapferes Volk, ungekünstelt, offen und gerade in ihren Reden und Handlungen, zwar unruhig, zu Händeln unter einander geneigt, stolz und trotzig, aber doch ehrerbietig genug gegen die Gesetze, voll Liebe zu ihrem Vaterlande, und Eifers für die Tugend gewesen. Während dieser langen Zeit waren viele Bequemlichkeiten des Lebens, Pracht und sinnreiche

Künste

Künste des Vergnügens unter ihnen noch ziemlich unbekannt. Es dauerte fast fünfhundert Jahre, ehe sie Silbergeld bekamen, und noch funfzig Jahre später kamen erst Goldmünzen bey ihnen auf. Fünftehalbhundert Jahre waren sie ohne Uhren gewesen: aber auch alsdenn lernten sie erst nach und nach gute Sonnenuhren verfertigen. Zwar legten sie auch um diese Zeit breite und schöne Heerstraßen von ungemeiner Dauerhaftigkeit an. Allein Rom selbst wurde erst, da sie mit dem Perseus kriegten, gepflastert. Damals sah man auch zuerst unter ihnen Bäcker, anstatt daß vorher nur die Frauenspersonen in jeder Familie gebacken hatten, ja viele hundert Jahre nicht eigentliches Brodt, sondern nur Brey, aus dem Mehl zubereitet worden war. Viele kostbare Geräthschaften wurden lange nur in den Tempeln verstattet, weil die Römer allen überflüßigen Aufwand als einen Weg zur Trägheit und Wollust betrachteten. Daher stießen die Censoren, zur Zeit des Pyrrhus, einen ehemaligen Dictator, und zweymaligen Consul, aus dem Senate, weil er zehn Pfund Silbergeschirr bey Tische hatte. Allein da die Römer, seit ihrem zweyten Kriege mit den Carthaginensern, durch ihre Siege und Eroberungen unsägliche Reichthümer erlangten: da genossen sie derselben bald bis zur lasterhaften Ausschweifung. Das schändliche Geld, sagte nachmals einer ihrer Dichter, hat zuerst fremde Sitten eingeführt, und alles durch Ueppigkeit entkräftet. Dazu kam insbesondere dieses, daß die Römer aus den eingenommenen asiatischen Ländern die daselbst herrschende Weichlichkeit und Schwelgerey in ihre Vaterstadt brachten. Es half nun weiter nichts, daß Gesetze

oder Beyspiele und Warnungen ehrwürdiger Männer die alte Mäßigkeit und Bescheidenheit der Lebensart zu erhalten suchten. Die Verschwendung in Kostbarkeiten aller Art; die Pracht der Häuser und Geräthschaften, wo überall Gold und Silber, Marmor und Elfenbein glänzten; die fast unglaublichen Summen, die bloß auf Mahlzeiten und unzählige theure Künsteleyen für den Gaumen, nicht auf Speisen zur Sättigung, verwandt wurden: alles dieses zeigte zwar eine sehr reiche, aber auch eine sehr wollüstige Nation an, in der die meisten bereit waren, um nur ihre Begierden zu befriedigen, alle Ordnung, Pflicht und Rechtschaffenheit zu vergessen. Es kam die Zeit, da ein weiser Römer sagen mußte: die Stadt kann unmöglich bestehen, in der ein Fisch höher bezahlt wird, als ein Ochse. Bald verlor in der That der geringere Römer die Lust zu arbeiten, und der vornehme sann auf Mittel, auch die unerlaubtesten, wie er seine ungeheuern täglichen Kosten tragen könnte.

Sie fangen an, Wissenschaften und Künste zu lieben.

XX. Zwar auf einer andern Seite besserten sich die Römer zu eben der Zeit, da sich ihre Sitten zu verschlimmern anfiengen. Sie wurden gelehrt und witzig, Liebhaber aller sinnreichen und verschönernden Künste. Länger als fünfhundert Jahre hindurch hatten sie von diesen Kenntnissen kaum einigen Begriff. Ihr kriegerischer Geist erhielt sie in einer gewissen Rauhigkeit und Entfernung von den Wissenschaften. Da sie fremde Sitten nicht liebten, und geraume Zeit mit keiner gelehrten Nation in Verbindung standen: so lernten sie außer dem Wenigen, was ihnen die Etrusker mitgetheilt hatten, eben nicht, ihren Geist vollkommener machen. Ihre Sprache

blieb

blieb hart und roh, und daher konnte auch die Beredsamkeit, so nothwendig sie täglich in ihrem Staate war, nicht bis zu einer einnehmenden Kunst und feinen Wahl von Worten steigen; sondern blieb nur eine Fertigkeit, edle Gesinnungen männlich, aber plump zu sagen. Nachdem aber die Römer mit den Griechen bekannt geworden waren, so überwand, wie ein römischer Dichter sagt, das überwundene Griechenland seinen wilden Sieger, und brachte die Künste in das bäurische Latium. Ein Grieche lehrte sie regelmäßige Schauspiele und andere Gedichte verfertigen. Durch die Nachahmung der Griechen, welche sie versuchten, gewöhnten sie sich an, nüzliche Beobachtungen über den Menschen, seine Fähigkeiten, Neigungen und Leidenschaften, über das Wahre, Schöne und Brauchbare aller Art anzustellen, richtig und fein zu urtheilen, auch alles dieses artig und gefällig auszudrücken. Mit dem neuen Reichthum von Gedanken und Einsichten, den sie erlangten, wurde auch ihre Sprache reicher und wohlklingender. Beredsamkeit also, und vornehmlich Dichtkunst, waren, wie bey allen andern Nationen, auch bey den Römern die Mittel zu einer glücklichern Entwickelung und Anwendung des Verstandes. Ennius war ihr erster gelehrter und sinnreicher Dichter. Plautus und Terentius, deren Lustspiele wir noch lesen, übertrafen ihn an Kunst, aber auch, besonders der leztere, an Reinigkeit und Annehmlichkeit des Ausdrucks. Plautus hat mehr lebhaften und erfinderischen Witz, und eine große Fruchtbarkeit in Scherzen. Terentius aber bringt mehr sittliche Abschilderungen des menschlichen Lebens an, ist sanfter und lehrreicher. Der

Plautus und Terentius.

leztere belustiget und unterrichtet zugleich; der erstere bewegt uns mehr zum Lachen. Nun urtheilet selbst, meine Lieben, welchen von beyden ihr fleißiger lesen müßt: denjenigen, bey dem ihr öfters Gelegenheit zu lachen findet; oder den, der euch zwar ein stilleres, aber auch dauerhafteres Vergnügen verschafft?

Sie belustigen sich an griechischen Kunstwerken.

XXI. Als die Römer noch nicht lange angefangen hatten, an solchen edeln Beschäftigungen des Geistes, wie die Griechen, einen Gefallen zu finden: da zeigten sich ihnen noch andere griechische Schönheiten in solcher Menge, Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit, daß sie ganz von denselben eingenommen wurden. Das waren die vortrefflichen Werke der griechischen Malerey, Bildhauerkunst, und anderer Künste. Sie hatten zwar schon lange Gemälde, Bildsäulen von Thon, Holz, Stein und Erz, Tempel, in welchen sie aufgestellt wurden, halb erhabene Arbeiten von gebrannter Erde an eben denselben, und dergleichen mehr. Aber es waren nicht Arbeiten der Kunst, sondern nur eines handwerksmäßigen Fleißes, und weit davon entfernt, die Natur, Leben und Handlung auszudrücken, mit einer feurigen Einbildungskraft alles schöner und reizender zu machen. Auch rührten die bessern unter diesen Kunstwerken hauptsächlich von den benachbarten Etruskern her. Die Römer glaubten nicht Zeit genug unter ihren kriegerischen Thaten oder öffentlichen Geschäften zu haben, um solche Arbeiten mit anhaltender Mühe zu verfertigen, oder auch aufmerksam zu betrachten. Da aber Marcellus aus dem eroberten Syracusä, die herrlichen Schätze der griechischen Kunst nach Rom bringen ließ: wurden die Römer auf einmal ungemeine Bewunderer derselben.

selben. Und von dieser Zeit an machten sie keine Eroberungen in griechischen Ländern, wie unter andern in Macedonien, in Griechenland selbst, in Kleinasien, daß sie nicht aus denselben unzählige Kunstwerke der größten Meister, theils an Bildsäulen und Gemälden, theils an schön gearbeiteten Gefäßen und Geräthschaften, zur Ausschmückung Roms, auch ihrer dortigen Landhäuser, hätten wegschaffen lassen. Sie nicht hoch zu schätzen, wurde bald so sehr zur Schande gerechnet, daß auch solche Römer, die das Schöne an denselben nicht kannten, doch für Liebhaber davon angesehen seyn wollten. Daher ließ zwar der Feldherr Mummius, nachdem er Corinth erobert hatte, die trefflichsten Gemälde und Bildsäulen aus dieser Stadt nach Rom bringen; drohte aber den Schiffern, denen er sie übergab, daß sie, wenn etwas davon verdorben oder verloren würde, andere Stücke dafür herbeyschaffen müßten; — gleichsam als wenn der Verlust solcher Meisterstücke ersezt werden könnte. Dieser feinere Geschmack der Römer an den Künsten that auch manche gute Wirkung, die sich in ihrer Denkungsart und Sprache, in ihren Sitten, im Zustande Roms, und vielen ihrer andern Städte und Gebäude, in ihren gelehrten Arbeiten selbst, nachmals blicken ließ. Allein sie blieben doch hierinne weit unter den Griechen zurück. Sie selbst arbeiteten in diesen Künsten wenig oder gar nicht; ob sie gleich die griechischen Künstler in ihr Vaterland zogen, und ihre Geschicklichkeit reichlich belohnten. Ihre Macht und ihre Schätze wandten sie freylich begierig dazu an, sich in einen überfließenden Besitz solcher Kunstwerke zu setzen; aber sie plünderten auch in dieser Absicht viele grie-

chische Städte, Tempel, Schauplätze und Privathäuser. Mehr um ihre Prachtliebe zu zeigen, und ihre Reichthümer zur Schau auszulegen, als diese Künste bey sich blühend zu machen, verwandten sie ungeheure Geldsummen auf dieselben. Eben diese Künste mußten oft mehr der Ueppigkeit und den Wollüsten der Römer, als einem tugendhaften Vergnügen dienen. Unterdessen sieht die Nachwelt doch noch dankbar und lernbegierig auf so viele Kunstwerke, in denen der Geist der Griechen, oder die Größe der Römer eingeprägt ist.

Die Römer zerstören Carthago.

XXII. Neue Kriege und Eroberungen blieben auch von dieser Zeit an, da die Römer Gelehrsamkeit und sinnreiche Künste hochzuschätzen anfiengen, immer eine Hauptbeschäftigung von ihnen. Eine Nachricht von diesen Kriegen würde euch, meine Lieben, an sich eben nicht nüzlich seyn. Denn ihr begreift leicht, wie eine sehr mächtige Nation andere schwächere Nationen und Fürsten habe überwältigen, wie sie immer begieriger habe werden können, dergleichen Unternehmungen zu versuchen. Aber hier ist noch mehr für euch zur Kenntniß des menschlichen Gemüths zu lernen. Wenn die Römer sonst Kriege geführt hatten: so hatten sie fast allemal sehr dringende und gerechte Ursachen dazu; es war für sie unvermeidlich, die Waffen zu ergreifen. Jezt hingegen waren ihnen übermüthige Herrschbegierde, und unersättliche Habsucht nach Ländern und Gelde genug, um auch friedlich und gut gegen sie gesinnte Völker anzufallen, und sich dieselben ganz zu unterwerfen. Und das kam eben von der Ausartung her, welche stetes Glück, Reichthum und Ueppigkeit in ihren Gesinnungen

gestiftet

gestiftet hatten. Sie schämten sich also nicht, die Carthaginenser durch die niederträchtigsten Kunstgriffe so lange zu verfolgen, bis sie ihre Stadt völlig zu Grunde richten konnten. Die Carthaginenser hatten, seitdem sie von den Römern überwunden worden waren, dieselben niemals beleidigt, vielmehr in allem den Willen derselben fast knechtisch beobachtet. Allein da sie in kurzer Zeit nach dem überstandenen Kriege, durch Fleiß und Handelschaft wieder einen Ueberfluß an allem erworben hatten: so wurde der Haß der Römer gegen sie argwöhnisch, als wenn von Carthago her ein neuer Angriff zu befürchten wäre. Sie sezten daher die Carthaginenser durch treulose und arglistige Mittel immer mehr außer Stand, sich wehren zu können. Ein Mann sogar, der die untergehenden strengen Sitten bey den Römern durch sein Beyspiel noch zu erhalten bemüht war, Cato der ältere, oder der Censor genannt, wich von der großmüthigen Denkungsart seiner Vorfahren hierinne ab. Er war sonst ein sehr verdienter und ehrwürdiger Mann, ein tapferer Feldherr, ein eifriger und kluger Freund seines Vaterlandes, ein erfahrner Rechtsgelehrter, ein Geschichtschreiber und Kenner der Landwirthschaft, zu der er auch in einem Buche Anweisung gegeben hat. Sein überaus eingezogenes mäßiges Leben zeigte, daß er nicht bloß gegen andere ein scharfer Sittenrichter sey. Manche, sagte er, werfen mir vor, daß ich so vieler Dinge entbehre; aber ich werfe ihnen vor, daß sie derselben nicht entbehren können. Gleichwohl reizte kein angesehener Römer seine Mitbürger so heftig und unaufhörlich zum Untergange von Carthago, als dieser weise und gnügsame Mann. Er besorgte

Der ältere Cato.

nämlich, die Carthaginenser möchten wiederum fürchterliche Feinde der Römer werden: und bloß darum gab er einen so ungerechten Rath, nach welchem jede Nation die andere bekriegen könnte, sobald sie befürchtete, daß ihr dieselbe einst großen Schaden zufügen dürfte. Endlich drang Cato durch: die Römer belagerten Carthago unter dem schlechtesten Vorwande, eroberten es nach dem hartnäckigsten Widerstande seiner Einwohner, wie bereits anderwärts (oben S. 146.) erzählt worden ist, und schleiften es darauf gänzlich.

Scipio sieht in dem Untergange dieser Stadt das Schicksal seiner Vaterstadt voraus. XXIII. Kupfertafel.

XXIII. Der Eroberer von Carthago war eben so, wie derjenige römische Feldherr, der den zweyten Krieg mit den Carthaginensern siegreich geendigt hatte, aus der Familie der Scipionen, und wurde deswegen, wie jener, mit dem Beynamen des Africanischen beehrt. Beyde waren Männer von edelm Geiste; beyde fanden am Ende ihrer großen Unternehmung manche rührende Auftritte; keiner aber mehrere, als der jüngere Scipio. Als sich Carthago bereits an ihn ergeben hatte, verließ der Befehlshaber der Stadt, Hasdrubal, seine Frau und Kinder, warf sich dem Scipio zu Füßen, und wurde von ihm sehr gütig aufgenommen; ob er gleich die härtesten Grausamkeiten gegen die Römer ausgeübt hatte. Seine Frau, die ihn von der Höhe eines brennenden Tempels gewahr wurde, machte ihm wegen seiner Treulosigkeit die bittersten Vorwürfe, und stürzte sich mit ihren Kindern ins Feuer. Doch die Blicke des Scipio wurden von diesem Gegenstande der Wehmuth auf einen weit höhern abgezogen. Er sah nun den völligen Untergang einer Stadt von siebenhundertjähriger Dauer, die eine der berühmtesten, reichsten

Scipio beweinet Ahndungsvoll
den Untergang von Carthago.

reichsten und mächtigsten in der Welt gewesen war, deren Einwohner so viele tapfere Thaten verrichtet, und noch zulezt so vieles Elend ausgestanden hatten, ohne ihrem Verderben entgehen zu können. Bey diesem Gedanken konnte sich der menschenfreundliche Held der Thränen nicht enthalten. Da er aber zugleich überlegte, daß alle Städte, Völker und Reiche sich eben sowohl zu ihrem Falle neigten, als jeder Mensch zu seinem Tode; daß ehemals das trojanische, und so viele andere Reiche, vor kurzem erst das Macedonische, ein gleiches Schicksal gehabt hätten: sagte er gleichsam begeistert jene Stelle des Homerus her: Es kommt ein Tag, da das heilige Ilium, und Priamus, und die Nation des kriegerischen Priamus zu Grunde gehen werden! Einer seiner Freunde fragte ihn, was dieser Vers anzeigen sollte? Ach! erwiederte Scipio, ich denke an mein Vaterland, und fürchte, daß es einst eben diesen Wechsel menschlicher Dinge erfahren dürfte.

Unruhen und Laster der Römer nach dieser Zeit.

XXIV. Seine Besorgniß war schon damals nicht ungegründet. Nachdem die Römer ihren rachgierigen Haß gegen Carthago befriedigt hatten, empfanden sie bald, daß sie daran zwar eine noch ungewisse Feindinn gestürzt; aber zugleich ihrer eigenen Wachsamkeit und innern Ruhe geschadet hätten. Es waren ohngefähr hundert und funfzig Jahr vor Christi Geburt, als die Römer Carthago, und in eben demselben Jahre auch Corinth, zwo der schönsten und wohlgelegensten Städte dieser Zeit, mit wütendem Zorne zerstörten. Nicht lange darauf brach die alte Uneinigkeit und Eifersucht zwischen dem Volke

und

und den reichern Bürgern, oder dem Senat und den Patritiern, in Gewaltthätigkeiten aus, die in dem römischen Freystaate bisher unerhört waren. Gracchus, ein Freund der Armen, der ihnen zu mehrern Ländereyen verhelfen wollte, welche sonst die Vornehmen alle an sich zogen, wurde von diesen in einem Aufstande, nebst dreyhundert Römern erschlagen. Nun fiel das Ansehen der Gesetze, die Ehrfurcht gegen die Obrigkeit, die Liebe des Vaterlandes, und noch mehr die alte Redlichkeit und Rechtschaffenheit unter den Römern immer mehr. Gewalt hingegen anstatt des Rechtes, Geld, Gewinnsucht, Macht und Herrschaft, und die geschwindesten Mittel zur Stillung aller Begierden, galten bey dem größten Theil der Römer am allermeisten. In einem Kriege, den sie mit einem africanischen Könige Jugurtha führten, ließen sich die Feldherren und der Senat selbst, nebst andern Obrigkeiten, von diesem Feinde des Vaterlandes so willig und offenbar durch Geschenke bestechen, daß er, indem er Rom verließ, verachtungsvoll ausrief: O der feilen Stadt, wenn sie nur einen Käufer bekommen könnte! Es wurde den Römern nunmehr zur Gewohnheit, Ungerechtigkeiten und verrätherische Handlungen zu begehen, wenn sie zu ihren Wünschen gelangen wollten. So rissen sie tausend edle Griechen, bloß eines übeln Verdachts wegen, aus ihrem Vaterlande, und nöthigten sie, viele Jahre in Italien herum zu irren, wo die meisten vor Kummer und Elend ihr Leben endigten. Sie eigneten sich zum Nachtheil rechtmäßiger Erben Länder zu. Ihre Berathschlagungen und darauf gefaßten Schlüsse verwandelten sich in ein Getümmel, und oft in Blutvergießen.

XXV.

XXV. Kein Wunder war es also auch, daß die Römer zulezt ihre vornehmsten Kräfte wider einander selbst anwandten, und sich in grausamen bürgerlichen Kriegen zu Grunde richteten. Man sah auch hier, was einer unsrer Dichter sagt, wie nah der Sittenfall dem Fall des Staats gewesen. Da es einmal zu Rom so weit gekommen war, daß Reichthümer, Macht und Gewaltthätigkeiten mehr als Gesetze und Billigkeit ausrichteten: so machten sich stolze und herrschsüchtige Männer einander das höchste Ansehen mit dem Schwerdte in der Hand streitig, und erkauften sich leicht durch Freygebigkeit und Erlaubniß, die sie zu den frechsten Ausschweifungen gaben, eine Parthey unter ihren Mitbürgern. Das thaten zuerst Marius und Sylla: zween sehr geschickte und glückliche Feldherren; die aber ihre Gaben dazu anwandten, sich durch das Unglück ihres Vaterlandes mächtig zu machen. Marius war ein überaus großer und starker Mann, von fürchterlichem Ansehen: eben so sehr Soldat, als Feldherr. Alle Beschwerlichkeiten, die im Kriege so häufig vorkommen, ertrug er mit ungemeiner Leichtigkeit, aß die schlechtesten Speisen, oder hungerte gar, wenn seine Soldaten keine hatten, schlief auf bloßer Erde, und gieng in der gröbsten Kleidung. Desto schärfer ließ er die Kriegszucht von seinem Heere beobachten, und endigte die gefährlichsten Kriege siegreich. Aber dabey kannten auch sein Stolz und Ehrgeiz keine Gränzen; er nahm die Parthey des Volks mit dem bittersten Hasse gegen den Senat, und ließ mit unmenschlicher Lust und Rachbegierde seine Gegner zu Tausenden hinrichten. Der andere von diesen beyden, Sylla,

Sie bekriegen sich unter einander.

Marius und Sylla.

Sylla, war ein eben so blutdürstiger Wüterich; hingegen dem Senat und dem Adel ergeben; auch, so lange er keinen Widerstand antraf, gefällig, angenehm und bescheiden in seinem Betragen. So wie Leute, die niemanden außer sich aufrichtig lieben, aber sich eines jeden ohne Unterschied zu bedienen suchen, wenn sie nur durch denselben ihre Absicht erreichen können: so richtete sich auch Sylla mit der künstlichsten Verstellung nach jedermann, von dem er Vortheil ziehen konnte; allein zulezt schonte er niemandes Leben, der nur einmal seiner Gegenparthey zugethan gewesen war. Er und Marius führten Römer gegen Römer zu Schlachten an, bloß damit sich diese einen von ihnen beyden zum Oberherrn geben möchten. Rom selbst, der bisherige Siz der Freyheit und der ehrwürdigen Gesetze, Rom, das so viele Länder beherrschte, wurde mit Erschlagenen angefüllt. Sylla, der endlich die Oberhand behielt, ließ noch mehrere Tausende, die sich ihm, mit Wegwerfung ihrer Waffen, ergeben hatten, ermorden, ordnete alles nach seinem Gefallen an, und regierte unter dem Namen eines beständigen Dictator, wie ein unumschränkter König. Doch nach zwey Jahren legte er diese höchste Gewalt freywillig nieder, und erbot sich sogar, mit einer fast unglaublichen Unverschämtheit, den Römern, wenn sie es verlangten, von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Er hatte nämlich eine sehr große Menge der schlimmsten Leute, die seine abscheulichen Befehle ohne Bedenken vollzogen, mit den Gütern der von ihnen Getödteten beschenkt; und war daher gewiß, daß sich diese seiner gegen jedermann annehmen würden. In eben diesem lasterhaften Vertrauen unterstand

Sylla wird Oberherr der Römer.

stand er sich, den Beynamen des Glückseligen sich zuzueignen: er, der sein Vaterland so unglücklich gemacht hatte. Aber er wurde durch eben den Irrthum bethört, den die meisten Menschen hegen: glückselig seyn, heiße eben so viel, als alle seine Begierden erfüllen.

Ihr Krieg mit dem Mithridates.

XXVI. Nach dieser traurigen Erschütterung, welche die Gesetze, die öffentliche Sicherheit und Freyheit, mit einem Worte, alles, worauf das Wohl des römischen Staats gegründet war, erlitten hatten, gelangte derselbe niemals wieder zu seiner vorigen Ordnung und Festigkeit. Denn was dem Marius und Sylla gelungen war, durch Morden und Rauben eine Herrschaft über seine Mitbürger zu erlangen, dazu waren nun viele andere Römer eben so geneigt, wenigstens den Großen für ansehnliche Belohnungen dazu behülflich zu seyn. Nun war der alte römische Geist, den die Liebe zum Vaterlande vor allem andern belebte, so gut als verloren; oder er zeigte sich nur selten, und meistentheils vergebens. Kräfte genug besaßen die Römer immer noch, wichtige Kriegsthaten zu verrichten; oft führte sie auch Stolz und Ehrbegierde so weit, als ehemals Rechtschaffenheit und Eifer für ihre Pflichten. Die blutigen Händel des Marius und Sylla waren vornehmlich über einen sehr gefährlichen Krieg entstanden, in den die Römer damals verwickelt wurden, und worinne sich jeder von beyden den Oberbefehl erzwingen wollte. Mithridates, ein asiatischer König von vieler Wissenschaft, Klugheit und Tapferkeit, entschlossen, die Römer gänzlich aus Asien zu vertreiben, wo sich ohnedem ihre Statthalter durch Geiz und Gewaltthätigkeiten überaus verhaßt gemacht

gemacht hatten, nöthigte sie zu diesem Kriege. Schon hatten die Römer ihre asiatischen Länder und einige europäische durch diesen König verloren, als Sylla seine Kriegsvölker überall schlug, alles wieder eroberte, und dem Mithridates die Bedingungen des Friedens vorschrieb, den er annehmen mußte. Während dieses Krieges suchte ein Feldherr des Mithridates den Sylla durch die größten Versprechungen zu gewinnen, daß er auf die Seite seines Herrn treten möchte. Sylla verbarg den Unwillen, den ihm ein solcher Antrag verursachte; er schlug nur diesem Feldherrn vor, er möchte vielmehr selbst zu den Römern übergehen, so würde es ihm an Ehre und Gelde nicht fehlen. Als aber dieser seinen heftigen Abscheu dagegen bezeigte, daß er an seinem Könige zum Verräther werden sollte: da ließ auch Sylla den hohen trotzigen Sinn eines Römers in seiner ganzen Gestalt blicken. Wenn du, sagte er zu dem feindlichen Befehlshaber, der du doch nur ein Sklave eines barbarischen Königs bist, es gleichwohl für schändlich hältst, treulos gegen ihn zu handeln, wie kannst du dich unterstehen, mir, einem Römer, es zuzumuthen, daß ich ein Verräther an meinem Vaterlande werden möchte? Und dennoch hat eben dieser Sylla äußerst treulos gegen sein Vaterland gehandelt, indem er die Gesetze, die Freyheit, das Eigenthum und Leben seiner Mitbürger auf das muthwilligste bestürmte und vernichtete. — Aber zu dieser Zeit des beynahe allgemeinen Verderbens der Römer, schadeten auch weit besser gegen ihr Vaterland gesinnte Männer, denselben durch verführerische Fehler von anderer Art.

Lucullus. Lucullus, der den wieder ausgebrochenen Krieg mit

mit dem Mithridates, und dessen Bundesgenossen, ungemein glücklich fortsezte, der als Feldherr sich und seine Soldaten zur Ertragung aller Beschwerden abhärtete, ein gelehrter und beredter Mann, ein freyheitliebender Römer war, ergab sich der Ueppigkeit so sehr, daß die Pracht seiner Landhäuser und Gärten, die Verschwendung und Schwelgerey seiner Mahlzeiten, zum Sprichworte wurden. Einst besuchten ihn zween Freunde, und erwarteten von ihm nur auf eine gewöhnliche Weise bewirthet zu werden. Allein wenige Worte, die er zu seinem Oberaufseher sagte, machten, daß er ihnen eine Mahlzeit vorsezen konnte, welche, nach unsrer heutigen Berechnungsart, viele tausend Thaler kostete. Kein Ruhm war dieses für einen Mann, der so außerordentliche Reichthümer besaß, wie Lucullus; aber zur wahren Schande gereichte es ihm, einen so ganz unnützen Aufwand bloß zur Prahlerey zu machen. Er brachte sonst auch zuerst aus der asiatischen Stadt Corasus den Kirschbaum nach Rom: und die Frucht desselben hat von jener Stadt sowohl im Lateinischen, als im Deutschen, ihren Namen bekommen.

Pompejus wird der mächtigste Mann zu Rom.

XXVII. Zween andere solche Männer, welche viele treffliche Gaben und Eigenschaften besaßen, sie auch oft zum Dienste ihres Vaterlandes gebrauchten, Pompejus und Cäsar, stifteten doch durch ihre Herrschbegierde unbeschreibliches Unglück in demselben. Pompejus übertraf allen Ruhm, den sich jemals ein Römer im Kriege erworben hatte, durch seine vielen herrlichen Siege und Eroberungen. Er überwältigte funfzehn Königreiche, darunter auch das jüdische war, und achthundert Städte in Asien, und

brachte über zwanzig tausend mal tausend Thaler, nach unserer Münze gerechnet, auf einmal in den öffentlichen Schatz, ohne die gewaltigen Summen, welche seine Soldaten erbeutet hatten. Da alle Meere, welche die Römer beschifften, selbst die Seeküsten in der Nachbarschaft von Rom, durch viele tausend Seeräuber unsicher geworden waren, bezwang er diese in etlichen Monaten; und darauf hatten alle drey Welttheile wiederum zur See ihren ungestörten Zufluß an Bedürfnissen, und ihre Verbindung mit einander. Wegen aller dieser Thaten nannten ihn die Römer einmüthig den Großen. Sie übergaben einmal, damit er den Krieg mit desto mehrerer Freyheit führen könnte, alle ihre Kriegsvölker seinen Befehlen allein: so groß war ihr Vertrauen, daß er diese Macht nicht mißbrauchen werde. In der That hatte er mehrmals die Gelegenheit in den Händen, sich zum Herrn seines Vaterlandes zu machen; aber er versuchte solches niemals. Pompejus war dabey ein leutseliger und sanftmüthiger Mann: mitten unter den Reizungen, die der Krieg zur Habsucht und Ungerechtigkeit darbietet, weit von diesen Lastern entfernt, und von andern Nationen nicht weniger verehrt, als von den Römern bewundert. Auf der andern Seite aber wurde er von dem stärksten Ehrgeize beherrscht: er konnte es nicht vertragen, daß jemand eben so mächtig im Staate wäre, als er. Gern würde er der Regent desselben geworden seyn, wenn man ihm solches angetragen hätte, und keine Gewaltthätigkeiten dazu nöthig gewesen wären. Er verstellte sich jedoch hierinne, und nur die scharfsichtigern Römer merkten seine Wünsche. So werden oft auch gute

Menschen

Menschen herrschsüchtig und eitel; besonders, wenn ihnen alles glücklich von Statten geht, und wenn sie von jedermann mit Lobsprüchen überhäuft werden.

XXVIII. Julius Cäsar hatte eine eben so brennende Herrschsucht und Ruhmbegierde, wie Pompejus; er konnte keinen seiner Mitbürger über sich leiden. Aber er wandte auch jedes Mittel an, wodurch sich sein Ansehen vergrößern ließ: Schmeicheleyen, List, Bestechungen, und zulezt einen offenbaren Krieg. In vielen Betrachtungen war er ein sehr liebenswürdiger und hochachtungswerther Mann. Durch Güte, Gefälligkeit und Freygebigkeit gewann er die Herzen von Unzähligen. Niemand vergab so leicht seinen Feinden: und er sagte daher in dem bürgerlichen Kriege, den er führte, der größte Vortheil von seinem Siege sey dieser, daß er täglich römischen Bürgern das Leben retten könne. An Kriegsgeschicklichkeit kam er nicht allein bald dem Pompejus gleich; er verdunkelte ihn auch zulezt durch die Geschwindigkeit seiner Unternehmungen, seinen entschlossenen Muth, und seine erfindungsreiche Klugheit. Sein feuriger Geist war auch durch viele Gelehrsamkeit aufgeklärt. Er gehörte unter die beredtesten Römer seiner Zeit; er wußte aber auch seine Beredsamkeit sehr geschickt nach Beschaffenheit dessen, wovon er zu reden und zu schreiben hatte, steigen oder fallen zu lassen. Ihr könnt insonderheit, meine Lieben, die schönste, ungekünstelte Einfalt der historischen Schreibart aus seinen Schriften lernen. Denn indem er darinne die Geschichte seiner Kriege gleichsam mit eben der Lebhaftigkeit beschreibt, mit welcher er sie geführt hat, erzählt er doch auf eine sehr ungezwungene angenehme

Cäsar strebt nach einer gleichen Macht.

Art. Man denkt, wenn man ihn liest: so wollte ich wohl auch schreiben; aber dieser sein leichter Ausdruck ist nicht ohne viele Kunst und Scharfsinn entstanden. Eben dieser Cäsar aber, den die meisten Römer so sehr liebten, war ein sehr wollüstiger Verschwender. Und er würde seine ungeheuren Schulden nicht haben bezahlen können, wenn er nicht die gesetzmäßige Einrichtung seines Vaterlandes über den Haufen geworfen hätte. Das scheint schwer zu begreifen zu seyn, wie in Einem Menschen viel Gutes und Böses beysammen stehen könne. Allein es kommt daher, weil solche Menschen zwar einen richtig sehenden Verstand, aber keinen gebesserten Willen haben; oder auch, weil es bald ihre herrschende Neigung, bald ihr Nutzen erfodert, gutherzige, wohlthätige und tapfere Handlungen zu verrichten.

Der jüngere Cato sucht die Gesetze und die Freyheit seines Vaterlandes zu erhalten.

XXIX. Diesen beyden mächtigen und beliebten Männern nun, dem Pompejus und Julius Cäsar, die immer höher empor steigen, und alles allein zu Rom gelten wollten, widerstand bey diesen ihren Bemühungen niemand eifriger als Cato, den man zum Unterschiede von seinem obengenannten Urgroßvater, den jüngern Cato zu nennen pflegt. Das war ein Römer von der alten, längst sehr selten gewordenen Denkungsart. Mit unveränderlicher Rechtschaffenheit, und mit dem standhaftesten Muthe bey Verfolgungen, Beschimpfungen, und mitten unter dem härtesten Unglück, vertheidigte er stets dasjenige, was er für recht und heilsam hielt, besonders die Gesetze und Freyheiten seines Vaterlandes. Er allein stellte sich öfters den furchtbarsten Großen, dem Getümmel des Volks, und selbst den Waffen

entgegen

entgegen, wenn er sich der guten Sache angenommen hatte. So streng er Laster und Ausschweifungen an andern tadelte: so war er doch gegen sich selbst nicht gelinder. Er hatte sich frühzeitig an Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Erduldung aller Beschwerlichkeiten gewöhnt. Eben so lebte er auch öfters, wenn er leicht gewisse Bequemlichkeiten genießen konnte, that Reisen zu Fuße, indem seine Freunde neben ihm ritten; und anstatt daß andere vornehme Römer den Ländern und Städten, durch welche sie reisten, durch ihre Erpressungen und ein großes Gefolge sehr zur Last fielen, merkte man ihn kaum mit seinen wenigen Bedienten. Daher wurde er bisweilen von Leuten, die nur das äusserliche Gepränge hoch schäzten, verachtet, so daß sie ihn nicht einmal mit den nothwendigsten Dingen versorgten. Manchmal ließ er Obrigkeiten, die so geringschäzig mit ihm umgiengen, vor sich kommen, und gab ihnen die Warnung, ihren Gästen höflicher zu begegnen, weil nicht lauter Catone, sondern mehr solche zu ihnen kommen möchten, die dasjenige mit Gewalt nehmen würden, was man ihnen nicht recht willig gäbe. Eben dieser Cato kam zwar vielen als störrisch, hart und unbiegsam vor, weil er sich nicht in das Verderben seiner Zeit schicken, sondern dagegen die schärfsten Mittel gebraucht wissen wollte. Aber er besaß doch zugleich sehr viele Menschenliebe und gütiges Wohlwollen, und diente andern gern mit seinem eigenen Nachtheil. Als man ihn, da er noch sehr jung war, fragte, wen er am meisten liebte? gab er zur Antwort: meinen Bruder. Und wen nach diesem am meisten? meinen Bruder, sagte er abermals. Und eben so antwortete er, wenn diese

Frage noch mehrmals wiederholt wurde. Ueberhaupt aber glaubte er, daß ein wahrer Menschenfreund sich ganz dem allgemeinen Besten widmen, und nicht glauben dürfte, daß er für sich allein, sondern daß er für die ganze Welt lebe. Viele bewunderten ihn; von andern, die mit seinen Gesinnungen nicht übereinstimmten, wurde er gefürchtet oder gehaßt. Zu spät sah jedermann ein, daß seine weisen Rathschläge das Vaterland hätten retten können, wenn sie beobachtet worden wären.

Cicero rettet sein Vaterland auf eine Zeit lang.

XXX. Weniger streng als er, aber auch gegen sein Vaterland sehr wohl gesinnt, und eine der vornehmsten Stützen und Zierden desselben, war Cicero. Bloß durch seine ungemeine Gaben und gemeinnützliche Tugenden, erhob er sich nach und nach von einer öffentlichen Würde zur andern, und endlich zur allerhöchsten, zum Consulat. Indem er dieses führte, vereinigten sich viele vornehme Römer insgeheim wider ihn, und wider den Staat selbst, mit einander. Ihr Anführer war einer von den Senatoren, Catilina, der, so wie seine Anhänger, bey einem unruhigen Geiste und lasterhaften Leben, die gesetzmäßige Ordnung seines Vaterlandes nicht vertragen konnte. Sie entschlossen sich daher, den Cicero, der ihnen am meisten widerstand, und seinen Amtsgehülfen, auch andere Senatoren, die ihnen nicht beytreten wollten, zu ermorden, Rom anzuzünden, und in der daraus entstehenden allgemeinen Bestürzung und Verwirrung, Reichthümer und Oberherrschaft über ihre Mitbürger an sich zu reißen. Aber diese fürchterliche Verschwörung wurde dem Cicero entdeckt. Er ließ gleich den Senat zusammenberufen. Catilina war so unverschämt,

schämt, daß er sich auch in dieser Versammlung einfand; aber alle Senatoren entfernten sich von ihm, und Cicero hielt gegen ihn die noch vorhandene Rede, worinne er das abscheuliche Verbrechen desselben bekannt machte und beschrieb, ihm auch zugleich befohl, aus der Stadt zu weichen. Catilina sah sich genöthigt, dieses zu thun; und ob er gleich eine Anzahl Soldaten zusammenbrachte, um sein Vaterland zu bekriegen: so wurde er doch bald überwunden und getödtet. In dieser großen Gefahr bezeigte sich Cicero so unerschrocken, klug, schnell und standhaft in seinen Anstalten, daß man ihm mit Rechte den Ruhm ertheilte, er habe sein Vaterland vom äußersten Verderben gerettet. Die Römer gaben ihm daher einmüthig den schönsten Ehrennamen, den sie einem großen Manne aus Verehrung, Liebe und Dankbarkeit beylegen konnten: Vater des Vaterlandes. So fuhr er auch nachmals immer fort, bey allen wichtigen Angelegenheiten des Staats weise Rathschläge zu ertheilen; den Unternehmungen schlimmer Mitbürger sich zu widersetzen; Beklagte und Unglückliche zu vertheidigen; heilsame Gesetze zu befördern, und andere zu widerrathen; nicht nur in den ansehnlichsten und schwersten Aemtern, sondern auch in seinem übrigen Leben, alles aus Liebe zu seinem Vaterlande und dessen Gesetzen zu thun. Dabey hat er sich niemals vor dem Zorne, Neide, Feindschaft und Verfolgung übelgesinnter Römer gefürchtet. Sie vertrieben ihn sogar einmal aus Rom und Italien; aber seine rechtschaffenern Mitbürger brachten es bald dahin, daß er mit den größten Ehrenbezeigungen zurückberufen wurde. Er suchte auch besonders die

herrschsüchtigen Großen zum Frieden und Ehrerbietung gegen die Gesetze zu bewegen. Ob er gleich wenige Neigung zum Kriege hatte: so hat er doch auch als Feldherr in Asien ein nicht geringes Lob verdient. Viel Gutes hat er freylich auch aus Ehrbegierde verrichtet; aber es blieb doch immer ein wahres Gutes: und großen Männern, die sehr viel Vortreffliches ausführen, verargt man es eben nicht sehr, wenn sie gerne bewundert und gepriesen werden wollen; wohl aber Leuten von geringen Fähigkeiten und mittelmäßigen Verdiensten, wenn sie dafür ausnehmende Lobsprüche verlangen.

Seine große Gelehrsamkeit.

XXXI. Denn eben dieser Cicero, der durch Klugheit und Geschäftigkeit dem römischen Staate so viele Dienste leistete, war auch der größte Gelehrte, den die Römer gehabt haben. Und so lernt ihr, meine Lieben, ihn am ersten kennen, weil man euch bald seine Schriften vorlegt. Ihr habt schon im Vorhergehenden gelesen, wie, etwan zweyhundert Jahre vor Christi Geburt, die Wissenschaften und feinen Künste aus Griechenland einen Weg zu den Römern gefunden haben. Aber nunmehr, ohngefähr hundert Jahre später, war diese Neigung bey den Römern schon allgemein, und auf gelehrte Kenntnisse aller Art ausgebreitet. Vornehme und Geringe erwarben sich dieselben desto eifriger, weil es nicht nur für Schande gehalten wurde, seinen Verstand unangebaut zu lassen; sondern weil man auch ohne solche Kenntnisse in den öffentlichen Aemtern sich nicht hervorthun konnte. Die großen Feldherren und Sieger brachten unter anderer Beute auch Büchersammlungen nach Rom, die zu jedermanns Gebrauche aufgestellt wurden. Durch

überaus

überaus mannichfaltige Wissenschaft machte sich zuerst Varro berühmt. Wie sehr die römische Sprache an Genauigkeit und Reinigkeit zu seiner Zeit schon zugenommen habe, zeigen seine gelehrten Untersuchungen über dieselbe. — Die Dichtkunst gieng von den angenehmsten auch zu den ernsthaftesten und erhabensten Materien über. Lucretius schrieb ein Lehrgedicht vom Ursprunge und von der Natur aller Dinge; irrte zwar in der Hauptsache; brachte aber doch viele schöne Beschreibungen und Lehren hinein. — Nun bekamen die Römer auch immer mehr würdige Geschichtschreiber. Einer der ersten neben dem Cäsar, war Sallustius, der seine bündige Geschichte merkwürdiger Kriege mit lehrreichen Anmerkungen ausschmückte. Insonderheit kann euch Cornelius Nepos nicht genug empfohlen werden. Er hat in seinen Lebensbeschreibungen kurz, aber treffend, angenehm und ungezwungen zierlich gezeigt, was man an vortrefflichen Männern aufmerksam betrachten und nachahmen müsse. — Aber sein Freund Cicero verdunkelte ihn und alle vorhergehende Römer durch weitläuftige und gemeinnützliche Gelehrsamkeit. Er hatte die Anweisung zu derselben von den Griechen zu Rom und in Griechenland selbst erlangt. Alle Zeit, die ihm von Staatsgeschäften übrig blieb, verwandte er auf diese Beschäftigung, las alle Schriften der Griechen und Römer, und wurde nicht bloß Sammler oder Nachahmer; sondern machte sich durch seinen Scharfsinn vieles eigen, seinen Landsleuten aber neu und wichtig. Er verbesserte und verschönerte die römische Sprache; war in der Rechtsgelehrsamkeit seines Vaterlandes sehr wohl geübt; kannte nicht allein die Geschichte selbst,

sondern auch die beste Art, sie zu beschreiben und zu nützen; und hatte selbst in allen feinen Künsten einen richtigen Geschmack. Er war der erste, der über die Philosophie der Griechen in lateinischer Sprache schrieb; und das mit so vieler Wahrheitsliebe, Bescheidenheit, scharfer Beurtheilung, glücklicher Anwendung tiefsinniger Fragen auf die Ausübung im Leben, und beredter Anmuth, daß man ihn darinne immer noch gerne zu einem Führer annimmt. Wer besonders an seinen Büchern von den menschlichen Pflichten, von den Gesetzen, vom höchsten Gute, vom Alter, und von der Freundschaft einen frühen und bleibenden Wohlgefallen findet, der kann versichert seyn, daß er in der Wahl von guten schriftlichen Lehrern weit gekommen sey.

Seine bewunderungswürdige Beredsamkeit.

XXXII. Nichts hat jedoch dem Cicero mehr Ruhm, Bewunderung, Ansehen und Gewalt über die Gemüther verschafft, als seine unvergleichliche Beredsamkeit. Das war die vornehmste unter allen Künsten, welche von den Römern hochgeschäzt wurden: denn sie öffnete den Eingang zu den höchsten Aemtern und Unternehmungen. Cicero lernte sie ursprünglich von den Griechen; aber er machte auch, daß ihr Demosthenes nicht mehr allein der größte Redner blieb, den es bisher gegeben hatte. Er fand, eben so wie dieser, unaufhörlich Gelegenheit, seine Kunst in einem freyen Staate ungebunden zu entwickeln, und bey den wichtigsten und rührendsten Angelegenheiten in ihrer Stärke zu zeigen. Die ungemeine Vollkommenheit in derselben erwarb sich Cicero durch Nachdenken über ihre Vorschriften; durch Beobachtung der nachahmungswürdigsten Beyspiele, eigene Erfindung und Uebung, vielfache

Macht der Beredsamkeit des Cicero.

vielfache Gelehrsamkeit, ohne deren Besitz ein Redner bald zum Schwätzer wird; durch genaue Kenntniß der Menschen, besonders ihrer Leidenschaften, seine Bearbeitung seiner Sprache, und kraftvollen Ausdruck in den Bewegungen des Körpers. Man kann daher alle Schreibarten und Gattungen von Beredsamkeit aus seinen Schriften lernen. Die niedrige, leichte und vertrauliche herrscht in seinen Briefen, die zugleich an Geschichte und Staatsgeschäften so reich sind; die lehrende in seinen herrlichen Werken über die Redekunst und Philosophie; die blumenreiche, heftige und erhabene in seinen Reden. Wiederum hat er diese leztern bald im Senate, bald auf der Rednerbühne des Marktes vor dem versammleten Volke, bald vor Gerichte, gehalten. Seine Reden thaten auch alle erwünschte Wirkung. Durch dieselben brachte er es dahin, daß die heilsamsten Entschliessungen gefaßt, Beklagte und Verfolgte losgesprochen, vornehme und reiche Bösewichter genöthigt wurden, aus der Stadt zu flüchten; daß die Zuhörer mehr Liebe zu ihrem Vaterlande und dessen Gesetzen bekamen, und überhaupt mancherley Unterricht und tugendhafte Gesinnungen ihnen lebhaft eingeprägt wurden. Wie mächtig Cicero durch seine Beredsamkeit gewesen sey, beweiset unter andern seine Vertheidigung des Ligarius. Dieser Befehlshaber wurde beym Julius Cäsar, der damals Herr des römischen Staats war, vom Tubero angeklagt, daß er in dem vorhergehenden Kriege wider den Cäsar gefochten hätte. Cicero erbot sich zu zeigen, daß dem Beklagten Unrecht geschehe. Zwar hielt Cäsar selbst den Ligarius für einen seiner Hauptfeinde, und war gänzlich davon abgeneigt, ihn XXIII b Kupfertafel.

zu

zu begnadigen. Doch erklärte er sich, er wolle den Cicero wenigstens zu seinem Vergnügen anhören. Dieser aber machte das Mitleiden des erzürnten Richters mit besonderer Geschicklichkeit rege. Er erinnerte ihn, daß so viele andere rechtschaffene Männer, denen Cäsar doch allen vergeben habe, die Waffen wider ihn geführt hätten. Er warf dem Kläger selbst vor, dieses gethan zu haben, und drang hitzig mit den Fragen in ihn ein: Warum war denn, o Tubero! in jener Schlacht dein Schwerdt gezuckt? Wessen Seite bedrohte die Spitze desselben? Worauf war dein ganzer Sinn gerichtet? Was zeigten deine Augen und Hände, und das Feuer, mit welchem du strittest, an? Was begehrtest du? Was wünschtest du damals? Jedermann, und Tubero selbst, mußte stillschweigend antworten: Cäsars Tod. Cäsar veränderte beym Anhören dieser Rede mehrmals die Farbe; er wurde so gewaltig erschüttert, daß er einige Schriften, die er in der Hand hielt, fallen ließ: und endlich sah er sich gleichsam durch den Redner gezwungen, zu sagen: Ich vergebe dem Ligarius.

Der freundschaftliche und wohlthätige Atticus.

XXXIII. Zu gleicher Zeit mit diesem großen Römer, lebte ein anderer sehr liebenswürdiger, Atticus. Er war der vertrauteste Freund des Cicero, weil sie in allen gelehrten und tugendhaften Neigungen mit einander übereinstimmten. Aber Atticus erfüllte dieselben mit mehrerer Ruhe, und in einem weit eingeschränktern Leben. Dieser römische Ritter, der eigentlich Pomponius hieß, begab sich, als der erste bürgerliche Krieg in seinem Vaterlande ausbrach, nach Athen, um sich daselbst den Wissenschaften zu ergeben:

und

und er sprach so fein griechisch, erzeigte auch dieser Stadt, während seines langen Aufenthalts, so viel Gutes, daß man ihn davon **Atticus**, oder den **Athenienser**, nannte. Doch nahm er keine von den Athenienſern ihm angetragene Ehrenbezeigungen an: er begnügte sich daran, daß er von diesem Sitze der Gelehrsamkeit und der artigen Sitten, nur hierinne einen erwünschten Nutzen zog. **Niemals trachtete er nach Ehrenämtern**, wiewohl er sie leicht hätte erlangen können; aber er sah, daß sie ordentlich durch Geld erkauft werden müßten, und daß man sie, wegen des damaligen allgemeinen Verderbens, kaum als ein redlicher Mann verwalten dürfe. In den innerlichen Unruhen seines Vaterlandes schlug er sich **zu keiner Parthey**; hingegen **half** er den Nothleidenden und **Unglücklichen auf beyden Seiten**. Seine großen Reichthümer wandte er nicht zum Ankauf von Gütern und Kostbarkeiten an; sondern machte seinen dürftigen Freunden ansehnliche Geschenke, borgte denen, die es bedurften, Geld ohne Zinsen, und lebte mäßig, aber doch mit anständiger Zierlichkeit. Unter seinen leibeigenen Bedienten waren manche nicht wenig gelehrte, und die übrigen geschickte Vorleser und Abschreiber von Büchern. Er selbst kannte die Geschichte seines Vaterlandes vollkommen, und erneuerte das Andenken derselben in Schriften. So oft er speiste, auch mit Gästen, wurde immer etwas Nützliches vorgelesen. Er **überlegte** dasjenige **gewissenhaft, was er versprach**: denn er wollte nichts versprechen, was er nicht halten könnte, und **verrichtete die ihm aufgetragenen Geschäfte mit** solchem **Eifer**, als wenn es seine eigene wären. Dieses that er für viele angesehene

Römer:

Römer: auch ein Beweis, daß er sich nicht aus Trägheit, sondern aus guten Gründen, von Aemtern entfernt habe. Wirklich wurde er als **ein allgemeiner Menschenfreund** angesehen: er vereinigte ruhmbegierige Männer mit einander, die durch Eifersucht leicht getrennt werden konnten; und diejenigen, welche die bitterste Feindschaft gegen einander hegten, liebten doch den **Atticus** auf gleiche Art. Bloß wegen dieser gefälligen Güte seines Herzens, sezten ihn viele zu ihrem Erben ein. Er lebte solchergestalt sieben und siebzig Jahre, nicht bloß für sich, sondern auch zu anderer Vergnügen und Nutzen. Als er endlich in eine Krankheit verfiel, die er für unheilbar hielt, beschleunigte er seinen Tod durch freywilliges Hungern. Der gute Mann irrte zwar darinne sehr, daß er das Ziel nicht völlig abwartete, welches Gott seinem Leben gesezt hatte. Er **starb** aber übrigens **mit solcher Gelassenheit und Zufriedenheit**, als wenn er nicht aus der Welt, sondern aus einem Hause in das andere zu ziehen hätte. Und dieses kam daher, weil er nach seinen besten Einsichten gelebt hatte.

Pompejus und Cäsar streiten über die Beherrschung der Römer.

XXXIV. Doch weder die Strenge des **Cato**, noch die klugen Rathschläge des **Cicero**, auch nicht die sanften Tugenden des überall Freundschaft unterhaltenden und stiftenden **Atticus**, konnten den stürmischen Ehrgeiz des **Pompejus** und **Cäsar** zurückhalten. Da sich diesen beyden mächtigen Römern viele widersezten, als sie ihre Gewalt immer vergrößern und dauerhafter machen wollten: so **vereinigten** sie sich selbst, und einer half dem andern zur Befriedigung seiner Wünsche. Mit ihnen verband sich **Crassus, der reichste unter allen Römern** dieser Zeit,

der

der so viele Einkünfte besaß, daß er davon bequem ein ansehnliches Kriegsheer unterhalten konnte. Crassus war eben nicht herrschsüchtig; aber er hatte, wie viele Reiche, eine unersättliche Begierde nach mehrern Schätzen, und hoffte, von den beyden andern unterstüzt, solche leicht erwerben zu können. Daher griff er ohne alle Ursache die Parther, ein asiatisches Volk, an; verlor aber, gleichsam zur Bestrafung seines Geldgeizes, mit seinen meisten Soldaten in diesem Kriegszuge das Leben. Diesen drey Verbundenen nun konnten die Römer nicht weiter widerstehen: und sie theilten sich gewissermaßen in die Beherrschung ihres Vaterlandes. Doch nach dem Tode des Crassus wurden die beyden übrigen mit einander uneins. Cäsar war weit listiger als Pompejus. Er bediente sich des alten schädlichen Mistrauens des römischen Volks gegen den Senat und Adel zu seinem Vortheil, gewann die ganze Liebe desselben, indem er sich zu seinem Beschützer aufwarf, und unterhielt dieselbe durch seine Freygebigkeit. Er konnte auch desto leichter das Volk und viele tausend Soldaten durch Geschenke sich völlig eigen machen, da er nach und nach ganz Gallien (das heißt, nicht nur das heutige Frankreich, worinne die Römer nur noch wenig besaßen, sondern auch einen großen Theil der angränzenden Niederlande, der Schweiz und Deutschlands bis an den Rhein,) eroberte. Denn von aller unermeßlichen Beute, die er in diesem ohne Erlaubniß des Staats geführten Kriege machte, brachte er nichts in den öffentlichen Schatz; sondern wandte es bloß dazu an, sich getreue Anhänger und Vollstrecker seiner Befehle zu verschaffen. Nachdem endlich sein Ruhm und Ansehen auf das

höchste

höchste gestiegen waren, versuchten es zwar Pompejus und der Senat, ihn zu nöthigen, daß er ohne Soldaten nach Rom zurückkommen, und Rechenschaft von seinem gesetzwidrigen Verhalten ablegen sollte. Allein er rückte vielmehr mit seinem Kriegsheere gegen Rom los, wurde auch bald Herr von dieser Stadt, und von ganz Italien. Pompejus, Cato, Cicero, die meisten Senatoren, welche die Freyheit ihres Vaterlandes zu vertheidigen entschlossen waren, mußten sich nach Griechenland flüchten. Da wurde der Krieg zwischen den beyden großen Feldherren in kurzem durch eine entscheidende Schlacht, in welcher Cäsar siegte, geendiget. Der unglückliche Pompejus schiffte auf seiner Flucht nach Aegypten, in der Hoffnung, daß ihm der dortige König, dessen Vater er ehemals wichtige Dienste erwiesen hatte, gegen den Cäsar Beystand leisten würde. Allein die niederträchtigen Räthe des jungen Königs beschlossen vielmehr, den Pompejus zu ermorden, um dadurch, wie sie glaubten, dem Cäsar einen großen Gefallen zu erweisen. Sie ließen auch diese verrätherische Grausamkeit vollziehen, noch ehe Pompejus ans Land getreten war. Kurz darauf kam Cäsar, der seinen Feind verfolgte, nach Aegypten. Man brachte ihm den Kopf des todten Helden; aber er wandte gleich sein Gesicht von diesem traurigen Anblicke ab, vergoß Thränen über das Ende eines so großen Mannes, und ehrte dadurch die Menschlichkeit zu seinem Ruhme.

Pompejus wird ermordet.

Cato will die Freyheit seines Vaterlandes nicht überleben.

XXXV. Er wurde nun Herr von allen römischen Ländern, auch von dem ägyptischen Reiche. Alles demüthigte sich bald vor ihm; nur der einzige Cato nicht. Dieser hatte gleich beym Anfange

des

des bürgerlichen Kriegs die öffentlichen Zeichen der Trauer und Betrübniß angelegt; insonderheit ließ er, nach römischer Gewohnheit, seine Haare und seinen Bart wild fortwachsen. Er beweinte das Elend seines Vaterlandes, für welches er gar nichts mehr hoffte, es mochte die eine Parthey oder die andere die Oberhand behalten. Denn Freyheit und Ansehen der Gesetze waren einmal verloren, und die Römer brachten einander zu Tausenden um, bloß damit sie endlich einen Oberherrn bekämen. Nach dem Tode des Pompejus konnte er es den übrig gebliebenen Soldaten desselben nicht abschlagen, ihren Feldherrn abzugeben. Er landete mit ihnen in Africa: und da er von einer Menge Befehlshaber und Soldaten hörte, die eben daselbst noch dieser bessern Parthey zugethan waren, machte er sich mit den seinigen auf, zu ihnen zu stossen. Aber der Weg dahin gieng viele Tagereisen lang durch abscheuliche Wüsteneyen, in welchen nichts als Sand und Staub anzutreffen, nicht einmal ein festes Erdreich war. Zuweilen wurden die Soldaten beynahe durch Sandwolken, die der Sturmwind empor hob, bedeckt, und oft waren sie in Gefahr, vor unerträglicher Hitze und Durst zu verschmachten. Cato milderte alle diese Beschwerlichkeiten durch gute Anstalten, durch Aufmunterungen, am meisten aber durch sein eigenes Beyspiel. Er gieng vor seinen Soldaten, mit denen er alles Ungemach theilte, bewaffnet zu Fuße her. Wenn sie vor Durst äußerst ermattet, endlich eine Quelle gefunden hatten, war er unter allen der lezte, welcher daraus trank. Und als ihm einst ein Soldat aus einer kleinen Pfütze etwas Wasser in seinem Helm gesammlet darbrachte, goß er

es mit Unwillen weg, indem er sagte, er sey nicht allein so weichlich unter so vielen Tausenden, die von brennender Hitze geplagt würden, daß er dieselbe nicht sollte ertragen können. Er kam nun zwar zu dem größern römischen Kriegsheere; allein die Befehlshaber desselben verachteten seine weisen Rathschläge, und wurden daher vom Cäsar gänzlich überwunden. Von dieser Zeit an war Cato darauf bedacht, seinem Leben ein Ende zu machen, weil es ihm unerträglich war, der Unterthan eines unrechtmäßigen Regenten zu seyn. Vorher aber sorgte er noch eifrig für die Sicherheit seiner gegenwärtigen Freunde und anderer Römer, auch der Einwohner von Utica überhaupt, wo er sich aufhielt, die sich vor dem annähernden Cäsar fürchteten.

Er entleibt sich. XXIV Kupfertafel.

XXXVI. Hierauf war ihm, wie er glaubte, nichts mehr übrig, als sich selbst in die Freyheit zu setzen, die auf der Welt verloren war. Er bereitete sich daher zu seinem Eingange in ein besseres Leben durch das Lesen eines Gesprächs vom Plato, worinne dieser seinen großen Lehrer, den Sokrates, auf eine sehr einnehmende Art von der Natur und edeln Würde, besonders aber von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, redend einführt. Voll von diesen wichtigen Gedanken, mit denen er sich in der Stille der Nacht beschäftigte, stieß er sich endlich sein Schwerdt in die Brust, und verschied bald darauf in einem Alter von acht und vierzig Jahren. Nach der Denkungsart der weisesten Römer war es rühmlich, sich dergestalt das Leben zu nehmen, wenn man es nicht weiter im Genuß von Ehre und Freyheit zubringen konnte; wenn so unglückliche Zeiten waren,

J. Rode inuent. Del.

Cato will die Freyheit seines Vaterlandes nicht überleben.

waren, daß Gesetze und Tugenden beynahe nichts mehr galten, und sich keine Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung zeigte. Aber nicht allein Cato irrte hierinne sehr mit vielen seiner Zeitgenossen; die Menschen betrügen sich auch noch gar oft durch eine solche Meynung. Sobald es ihnen durchaus nicht nach ihrem Wunsche geht, und ihr Zustand, wie sie denken, verzweifelt unglücklich ist, möchten sie lieber gleich todt als lebendig seyn; ja sie nehmen sich alsdenn wohl in einem Anfall von Wut ihr Leben. Ihr könnt leicht begreifen, meine Lieben, daß dieses eine Thorheit, und sogar eine undankbare Gottlosigkeit sey. Da wir uns unser Leben nicht selbst gegeben haben: so dürfen wir auch nicht nach unserm Gefallen mit demselben umgehen; sondern wir sind schuldig, es zu erhalten, so lange es Gott gefällt. Eben so wenig dürfen wir von Ihm fordern, daß Er uns gar kein empfindliches Unglück zuschicken soll. Er läßt uns doch tausendmal mehr Gutes als Böses wiederfahren: und deswegen müssen und können wir auch das leztere mit Standhaftigkeit ertragen; zumal da es wirklich unser Bestes befördert. Auch ist es eine falsche Einbildung, zu glauben, daß man sich in einem Zustande befinden könne, wo man sich und andern vollkommen unnütz sey: denn das Vermögen, Gutes zu thun und gut zu handeln, hört nur mit dem Leben auf. Dieses alles müssen wir Christen wissen und ausüben. Cato, der ein Heide war, und Gott nebst seinen Pflichten nicht so gut kannte, muß mehr bedauert werden, daß er sich seinem Vaterlande entriß, dem er auch noch in der Unterdrückung sehr nüzlich hätte werden können.

Cäsars Regierung und Ermordung.

XXXVII. Cäsar hatte mit seinem Kriegsheere geeilt, um sich der Stadt Utica, oder vielmehr des darinne befindlichen Cato, zu versichern. Denn er fürchtete die Tugend und den Muth dieses einzigen Mannes mehr, als einen großen Haufen Bewaffneter. Da er aber Nachricht von seinem Tode bekam, sagte er: Ich misgönne dir, o Cato, den Tod, weil du mir deine Rettung und Wohlfahrt nicht gegönnt hast. Er regierte nunmehr über die Römer so gelinde, gütig und verständig, daß sie gestehen mußten, sie hätten durch den Verlust ihrer Freyheit wenigstens an öffentlicher Ruhe und Ordnung gewonnen. Ihre Sitten und Neigungen waren längst beynahe allgemein verdorben, und schickten sich daher zu der alten freyern Regierungsart ihres Staats, an der sie alle, nach der Vorschrift der Gesetze, Antheil hatten, gar nicht mehr. Nur ein einziger höchster Regent konnte die ungestümen Leidenschaften und Händel der Römer im Zaum halten. Da sie also einen solchen Regenten nothwendig brauchten: so war es für die meisten unter ihnen eine Wohlthat, am Julius Cäsar einen so leutseligen und klugen Fürsten erlangt zu haben. Das rechtfertigte ihn jedoch nicht wegen seiner unerlaubten Handlungen. Wenn er gleich seine oberste Gewalt löblich anwandte; so hatte er sie doch nicht durch die Wahl seiner Mitbürger, die auch eben so viel Recht an Freyheit hatten, als er, sondern durch List, Bestechungen, Gewalt und den Tod vieler Tausend von ihnen, erlangt. Er war sehr gnädig gegen diejenigen, die wider ihn gestritten hatten; aber da sie niemals seine Unterthanen gewesen waren, so konnten sie auch nicht Vergebung dafür begehren, daß sie ihr Vaterland gegen ihn vertheidigt hatten. Daher haßten ihn viele,

viele, die ihre alte Staatsverfassung über alles liebten, und auch zum Theil würdig waren, unter derselben zu leben. Sechzig Senatoren verschworen sich wider sein Leben, und erstachen ihn in der Versammlung des Senats mit einer Menge von Wunden. Cäsar wehrte sich zwar mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit. Als er aber unter den übrigen auch den Brutus, den er wie seinen Sohn liebte, mit dem Dolche in der Hand auf sich losstürzen sah, da rief er in zärtlicher Bestürzung aus: Auch du, mein Sohn! Er vertheidigte sich nicht weiter, bedeckte sein Gesicht, und sorgte nur dafür, auch im Tode anständig hinzusinken. Er verdiente allerdings, länger zu leben, und ein glücklicheres Ende zu nehmen. Indem er sich auf die Liebe und Dankbarkeit der Römer verließ, war er stets zum allgemeinen Wohl geschäftig, bauete Carthago und Corinth wieder auf, ließ schädliche Sümpfe austrocknen, verbesserte den Kalender, und machte viele große und heilsame Entwürfe, die er bey seinem Alter von sechs und funfzig Jahren noch hätte ausführen können. Der Monat Julius, der ihm zu Ehren diesen Namen bekommen hat, erhält auch unter uns sein Andenken.

Drey Wüteriche theilen sich in den römischen Staat.

XXXVIII. Die Freunde der alten römischen Freyheit hofften vergebens, daß diese wieder aufleben würde, nachdem sie denjenigen aus dem Wege geräumt hatten, von dem dieselbe zerstört worden war. Allein es zeigte sich jezt abermals, daß die allermeisten Römer nicht mehr fähig waren, anders als unter den Befehlen eines einzigen Oberherrn zu leben. Müßiggang, Geldbegierde und Schwelgerey hatten das Volk eingenommen; die Soldaten waren längst gewohnt, ihre Mitbürger eben sowohl als Fremde zu tödten und zu

plündern; die Großen aber überließen sich ihrer Herrschsucht und Kriegslust, um ihre Feinde auszurotten, und ganze Länder zu berauben. Zwar lebten noch Cicero und einige ihm ähnliche Römer, die durch gute Rathschläge und standhafte Anstalten ihrem Vaterlande wieder aufzuhelfen versuchten. Aber ihrer waren zu wenige, und der große Haufen nebst einer Menge Soldaten, die nun nicht mehr, wie ehemals, zur Friedenszeit ruhige Bürger wurden, fielen der gewaltthätigen Parthey am liebsten zu. Die Freunde Cäsars, welche diese ihre Stärke merkten, beschlossen, sich im Besitze der Macht und der Reichthümer, die er gehabt hatte, zu behaupten. Unter ihnen war Antonius der vornehmste und schlimmste: ein geschickter Feldherr; aber wollüstig, stolz, treulos und grausam. Bald kam es also zum Kriege zwischen dieser Parthey und den Freyheitsliebenden Römern. Die leztern hatten anfänglich den Octavius, den Enkel des Cäsar von seiner Schwester, auf ihrer Seite; allein in kurzem zog er seinen Nutzen und seine Macht dem gemeinen Besten vor. Er vereinigte sich mit dem Antonius, und einem andern gleichgesinnten Römer, Lepidus. Diese drey Verbundene theilten sich in die Herrschaft des römischen Staats, und ließen alle Vornehme hinrichten, die sie für ihre Feinde hielten, oder mit deren Gütern sie sich bereichern konnten. Ihr wütender Haß traf auch vornehmlich den Cicero. Dieser wollte zwar zu seiner Sicherheit Italien verlassen; da er aber die Seeluft nicht vertragen konnte, stieg er wieder mit den Worten ans Land: Ich will in meinem Vaterlande sterben, das ich oft gerettet habe. Unterdessen kam ein Oberster mit einigen Soldaten, die Antonius zur Ermordung des Cicero abgeschickt hatte,

Cicero wird ermordet.

hatte, auf das Landgut des leztern. Man sezte ihn halb wider seinen Willen in eine Sänfte, damit er sich flüchten könnte; aber es war zu spät. Der Oberste war ein Unmensch, dergleichen es wenige gegeben hat. Cicero hatte ihm ehemals durch eine Vertheidigung vor Gerichte das Leben erhalten; gleichwohl bot er sich jezt selbst an, seinen Wohlthäter umzubringen. Er hieb dem Cicero, der gelassen seinen Kopf hinstreckte, diesen nebst der rechten Hand ab, und beyde wurden bald darauf an der öffentlichen Rednerbühne zu Rom, mithin an eben dem Orte aufgesteckt, wo seine Beredsamkeit die Zuhörer so oft zum Beyfall fortgerissen hatte. Er hatte drey und sechzig Jahre gelebt, und starb doch immer noch für die Welt zu frühzeitig.

Octavius wird der einzige Herr der Römer.

XXXIX. Noch versuchten zwar einige tapfere und edelgesinnte Römer, unter der Anführung des Brutus und Cassius, die lezten Kräfte, die ihr Vaterland darbot, zu dessen Vertheidigung. Aber nachdem ihre Kriegsheere geschlagen worden waren, nahmen sich die beyden erstgenannten Feldherrn das Leben. Ich halte mich, sagte Brutus kurz vor seinem Tode, für glücklicher als meine Sieger: denn ich werde stets des Nachruhms genießen, der die Tugend begleitet; den aber Ungerechtigkeit und Grausamkeit niemals erlangen werden. Jezt hörte nach und nach der Widerstand gegen die drey Bundsgenossen auf. Sie selbst wurden jedoch mit einander uneins: Lepidus verlor alle Macht, und Antonius bekriegte den Octavius. Endlich lieferten sich diese beyden eine Hauptschlacht zur See bey dem Vorgebirge Actium, nicht weit von der jetzigen Insel Corfu. Antonius hatte schon vorher seinen kriege-

rischen Ruhm durch wollüstige Ausschweifungen und Sorglosigkeit sehr verringert. Und in dieser Schlacht offenbarte es sich, wie schädlich ein üppiges Leben der Tapferkeit sey. Antonius eilte aus derselben, als er die ägyptische Königinn, seine Freundinn, mit ihren Schiffen flüchten sah, ihr unbesonnen nach, verließ also seine Flotte und sein Kriegsheer zu Lande, und entleibte sich in Aegypten in niederträchtiger Verzweifelung. Denn er starb keineswegs wie Cato oder Brutus, da er niemals wie einer von diesen gedacht oder gelebt hatte. Der vollkommene Sieg, den Octavius auf diese Weise erhielt, machte ihn zum einzigen Herrn des römischen Staats, der nunmehr auf immer ein Reich wurde, und ununterbrochen Regenten bekam, die nachmals Kaiser oder Cäsares hießen, weil der erste unter ihnen, Octavius, vom Julius Cäsar diesen Namen angenommen hatte. Aber noch berühmter ist er unter dem Namen des Kaisers Augustus. So endigte sich der römische Freystaat, dreyßig Jahre vor Christi Geburt. Es hatte unsägliches Blut und Unglück gekostet, ehe aus dem Untergange desselben ein wohlgeordnetes, ruhiges und für seine Bewohner glückliches Reich hervorgekommen war. Hingegen lernten nunmehr auch die Römer die Vorzüge einer Monarchie, das heißt, wenn stets einer auf Lebenslang über alle regiert, vor einer Republik, da alle Bürger an der Regierung Antheil nehmen, einsehen. Sie hatten in der leztern gelebt, sich ihre Gesetze selbst gegeben, viele Freyheiten und Rechte besessen, und den Weg zu den höchsten Würden, die abwechselnd von einem zu dem andern übergiengen, immer vor sich offen gehabt. Aber sie waren auch zugleich

vielen

vielen Unruhen, Zänkereyen und Händeln, der Eifersucht und Feindschaft ihrer Stände und Partheyen gegen einander ausgesezt gewesen: und alles dieses konnte durch nichts, als durch ein noch ärgeres Uebel, die Waffen, gedämpft werden. Die Regierung eines Fürsten, unter welche sie nun geriethen, versprach ihnen einen Vater seines Volks und Vaterlandes, Erhaltung der friedlichen Stille und Einigkeit, Beschützung der Gesetze, ihrer Güter und Personen gegen plötzlich stürmische Anfälle, und nur gegen ihre allgemeinen Feinde einen Gebrauch der Waffen unter der Anführung dessen, dem sie alles, was ihnen am schätzbarsten war, anvertrauet hatten.

Beschluß der römischen Geschichte.

XL. So weit geht die Geschichte der Römer in den Zeiten der alten Welt. Wenn ihr über diese Erzählung nachzudenken angefangen habt, meine Lieben, und künftig die vornehmsten römischen Schriftsteller selbst leset: so werdet ihr bald sehen, daß ihr aus denselben weit mehr als bloß die Fertigkeit in der lateinischen Sprache, und die Geschichte häufiger Kriege schöpfen könnt. Diese Nation hat sich viele Jahrhunderte hindurch in einer edeln, großmüthigen, gerechten und tapfern Denkungsart hervorgethan. Sie hat eine Menge weiser Gesetze eingeführt, und auf dieselben eine sehr kluge Staatsverfassung gebauet. Ihre sanfte Regierung wurde oft eine Wohlthat für überwundene Völker. Im Kriege war sie eine der berühmtesten und siegreichsten; im Frieden arbeitsam und mäßig. Spät ahmte sie die Griechen in Künsten und Wissenschaften nach; aber mit desto größerer Geschwindigkeit erreichte sie dieselben zum Theil darinne. Die Erziehung, welche sie ihren Kindern

ertheilte, war ganz darauf gerichtet, daß sie sehr früh Liebe zu ihrem Vaterlande, zu den Gesetzen und der Religion desselben fassen, und den Tugenden vortrefflicher Männer nachstreben möchten. In ihren Sitten war etwas Offenes und Redliches sichtbar: auch, nachdem dieselben ihre erste Rauhigkeit abgelegt hatten, folgte bey ihnen eine Höflichkeit und Artigkeit des Umgangs, die nicht bloß, nach der neuern Art, in gekünstelten Worten und Geberden bestand; sondern auf Gefälligkeit im ganzen Betragen, und auf feine erhabene Gesinnungen ankam. Der Adel entstand bey den Römern durch die höhern Staatsämter und Würden, die in eine Familie gekommen waren. Aber zu diesen hatte jeder Römer Zutritt, der die nöthigen Eigenschaften dazu an Verstande und thätiger Rechtschaffenheit blicken ließ. Es war ausnehmender Ruhm, solche größere Ehrenstellen zuerst in seine Familie gebracht zu haben; aber diejenigen, deren Vorfahren schon eine Menge derselben bekleidet hatten, die also das Recht hatten, ihre Bilder zu Hause aufzustellen, und bey öffentlichen Feyerlichkeiten herumtragen zu lassen, wurden deswegen allein nicht hochgeschäzt, wenn sie nicht den edeln Ruf ihres Geschlechts durch eigene Tugenden erhielten oder vermehrten. Das weibliche Geschlecht, das bey den meisten asiatischen Völkern in einer gewissen Knechtschaft, und von der menschlichen Gesellschaft abgesondert lebte, bey den Griechen zwar weniger eingeschränkt war, aber doch seltener zum Vorschein kam, genoß bey den Römern mehr Freyheiten, und gleichwohl nur anständige. Sie verboten demselben sogar aufs schärfste das Weintrinken, damit die tugendhafte Sittsamkeit durch

den

den leichten Misbrauch desselben nicht leiden möchte. Sonst aber wurden die römischen Frauen, oder nach ihrem Ehrennamen, Matronen, als vortreffliche Muster der weiblichen Tugend angesehen, trugen nicht allein viel zur weisen Erziehung ihrer Kinder bey; sondern machten sich auch oft durch wahre römische Gesinnungen und Handlungen der Freyheitsliebe, der Standhaftigkeit und des Muths berühmt, so wie sie eben dieselben bey ihren Ehegatten zu unterhalten wußten. Alles dieses Gute unter den Römern blieb zwar nicht so allgemein und beständig; aber doch fanden sich genug Beyspiele davon noch in den lezten Zeiten ihres Freystaates. So sehr auch ihre Ausartung und Verschlimmerung nach und nach zugenommen hat: so ist es doch für gutgesinnte Liebhaber der Geschichte allemal das Angenehmste, auch in einem solchen Zustande die Spuren von trefflichen Patrioten und herrlichen Thaten des Geistes aufzusuchen, und sich bey denselben zu verweilen. Man kann einen Marius und Sylla in dieser Geschichte nicht übergehen; ob sie gleich nur ein fürchterliches Andenken für ihr Vaterland hinterlassen haben. Doch kehrt man auch nur selten und halbgezwungen zu der Erinnerung ihres Lebens zurück. Aber man wird nicht müde werden, zu wiederholten malen das Leben des ältern africanischen Scipio zu lesen, den Geist des jüngern Cato und die Schriften des Cicero zu studieren, so lange nur wahre Größe, gemeinnützliche Wissenschaft, Weisheit und Tugend etwas bey gesitteten Völkern gelten werden.

XLI. Und

und der alten Weltgeschichte überhaupt.

XLI. Und hier sind wir auch am Ende der alten Weltgeschichte, oder der Geschichte von beynahe viertausend Jahren, binnen welchen vor Christi Geburt, Menschen gelebt haben. Diese so lange Zeit hat uns doch nur mit den Menschen bekannt gemacht, die in den mittäglichen Gegenden von Europa, im abendländischen und mittäglichen Asien, und in dem nordlichen Theil von Africa wohnten. Was die Menschen damals in den übrigen Ländern der Welt gethan haben, davon haben wir entweder gar keine, oder so wenige und unbedeutende Nachrichten, daß sie nicht viel zu unserer Belehrung dienen. An unser Deutschland wird beynahe noch nicht gedacht; ausgenommen bey Gelegenheit einiger Kriege, welche die Römtr mit deutschen Nationen führten. Aber diese Nationen sowohl, als die meisten übrigen, die zu dieser Zeit unbekannt blieben, konnten auch die Aufmerksamkeit der Welt nicht an sich ziehen, weil es ihnen an mildern Sitten, hinlänglichen Gesetzen, Künsten und Wissenschaften fehlte. Freylich haben die Nationen, deren Geschichte bisher beschrieben worden ist, den Zeitraum der lezten zweytausend Jahre vor Christi Geburt, in den sie eigentlich gehören, durch die Unternehmungen und Veränderungen, welche sie stifteten, merkwürdig genug gemacht. Allein von so vielen berühmten Völkern und Reichen habt ihr gegen den Beschluß dieser alten Weltgeschichte, nur das römische, parthische und jüdische, und auch diese unter sehr großen Abwechselungen von Wachsthum und Verfall, Glück und Unglück, übrig bleiben sehen. Die Zeit nahet in dieser Geschichte heran, da auch diese

wenigen

wenigen sich nach und nach verlieren oder zerstreuen sollen, da unbekannte Länder ans Licht kommen, neue Völker und Reiche entstehen, und für den menschlichen Verstand neue und vollkommnere Kenntnisse, als er jemals, besonders über die Religion gehabt hatte, sich ausbreiten werden. Dieser beständige Wechsel von Entstehung, Zunahme, Entkräftung oder Untergang alles dessen, was die Menschen für groß, dauerhaft, ehrwürdig und furchtbar halten, mag euch, meine Lieben, die Nichtigkeit ihrer Kräfte und ihrer Hoffnungen lebhaft darstellen; aber euch auch mit der unveränderlichsten Ergebenheit zu Gott führen, dessen Willen, Regierung und Werke allein unzerstörbar sind. Er ruft dem Volke, das nicht war, und demüthiget das stolze. Er setzet Könige ab, und setzet Könige ein. Sein Reich ist ein ewiges Reich, und seine Herrschaft währet für und für.

Zeittafel
zur alten Weltgeschichte.

Erster Zeitraum.

Vom Adam bis Noah.

Jahr der Welt 1 bis 1656.

Vor Christi Geburt 3984 bis 2328.

J. d. W.	
1	Schöpfung der Welt und des Menschen.
	Sündenfall. Religion.
	Cain, Abel und Seth, Söhne Adams.
930	Adams Tod.
	Künste unter seinen Nachkommen.
	Ihre Ruchlosigkeit.
1656	Sündfluth. Noah.

Zweyter Zeitraum.

Vom Noah bis auf den Moses.

J. d. W. 1656 bis 2452.

Vor Christi Geburt 2327 bis 1531.

1657	Japhet, Cham und Sem, Söhne des Noah.
	Neue Fortpflanzung des Menschen.
1800	Thurmbau. Sprachen. Völker. Abgötterey.
1900	Babylonisches Reich. Nimrod.
	Assyrisches Reich. Assur.
	Aegyptisches Reich. Menes.
	Phönizier. Handlung und Schifffahrt. Schreibekunst, und andere Künste. Sternkunde.
2017	Abraham.
2100	Argivisches Reich in Griechenland. Inachus.
2122	Abrahams Tod.
2237	Jacob in Aegypten.
2426	Cekrops. Athen.
2452	Drangsale der Israeliten in Aegypten.

J. d. W.

Dritter Zeitraum.

Vom Moses bis auf den Romulus.

J. d. W. 2452 bis 3231.

Vor Christi Geburt 1531 bis 753.

2452 Moses.
2453 Auszug der Israeliten aus Aegypten.
2470 Deucalion am Parnassus. Hellen. Amphiktyon.
2489 Cadmus zu Theben.
2493 Moses stirbt. Josua.
2506 Tod des Josua.
2509 Danaus zu Argos.
2525 Israelitische Richter.
2620 Sesostris in Aegypten.
2700 Orpheus. Musäus.
2721 Seefahrt der Argonauten.
2750 Hercules. Theseus. Dädalus.
2790 Trojanischer Krieg. Agamemnon. Aesculapius. Chiron. Orestes. Pylades.
2800 Eroberung von Troja.
2802 Aeneas im Latium.
2849 Eli. Simson.
2889 Samuel.
2913 Codrus stirbt.
2916 Saul.
2929 David regiert.
2969 Davids Tod. Salomo.
3000 Homerus. Hesiodus.
3009 Salomo stirbt. Getheiltes jüdisch-israelitisches Reich.
3098 Carthago. Dido.
3100 Lykurgus zu Sparta.
3108 Sardanapalus. Untergang des assyrischen Reichs. Arbaces.
3200 Jesaias.
3208 Die Olympiaden.
3230 Rom.

Vierter Zeitraum.

Vom Romulus bis auf den Cyrus.

J. d. W. 3231 bis 3446.

Vor Christi Geburt 753 bis 538.

3231 Romulus und Remus.

Hosea,

J. d. W.	
3263	Hosea, letzter israelitischer König.
3269	Ermordung des Romulus. Numa Pompilius.
3313	Psammitichus in Aegypten.
3345	Ancus Martius.
3361	Drako zu Athen.
3370	Tarquinius Priscus.
3377	Anfang der babylonischen Gefangenschaft. Nebucadnezar. Jedekia. Jeremias. Ezechiel.
3390	Solon zu Athen.
3407	Servius Tullius.
3412	Aesopus.
3424	Pisistratus zu Athen.
3439	Thales stirbt. Sieben Weisen Griechenlands.
3440	Crösus wird gefangen.
3446	Daniel. Theognis. Phocylides.

Fünfter Zeitraum.

Vom Cyrus bis auf Alexandern.

J. d. W. 3446 bis 3648.

Vor Christi Geburt 538 bis 336.

3446	Cyrus erobert Babylon. Rückkehr der Juden nach Palästina.
3451	Tarquinius der übermüthige.
3455	Tod des Cyrus.
3458	Cambyses erobert Aegypten.
3469	Esdra.
3475	Abschaffung der königlichen Regierung zu Rom. Consules. Brutus.
3478	Porsena. Mutius Scävola.
3493	Coriolanus.
3494	Schlacht bey Marathon. Miltiades.
3500	Pythagoras. Pindarus.
3504	Xerxes. Leonidas. Aristides. Themistokles.
3529	Nehemia.
3533	Gesetze der zwölf Tafeln.
3535	Cimon. Phidias und Zeuxis.
3540	Herodotus.
3553	Peloponnesischer Krieg. Perikles.
3568	Sokrates. Alcibiades.
3578	Dionysius in Sicilien.
3580	Thucydides. Euripides.

J. d. W.	
3583	Der jüngere Cyrus. Xenophon. Thrasybulus.
3584	Tod des Sokrates und Sophokles. Plato.
3588	Camillus.
3594	Die Gallier zünden Rom an.
3600	Hippokrates.
3621	Epaminondas. Pelopidas. Agesilaus.
3625	Xenophon stirbt.
3646	Schlacht bey Chäronea. Philipp, König von Macedonien. Demosthenes.
3648	Philippus stirbt.

Sechster Zeitraum.

Von Alexandern bis auf Christum.

J. d. W. 3648 bis 3983.

Vor Christi Geburt 336 bis 1.

3648	Alexander, König von Macedonien. Darius, König von Persien. Aristoteles. Apelles.
3650	Alexander bekriegt den Darius.
3654	Darius wird ermordet. Ende des persischen Reichs. Macedonische Monarchie.
3660	Alexander und Diogenes sterben.
3677	Königreiche von Macedonien, Asien, Syrien und Aegypten.
3699	Tod des Theophrastus. Euklides.
3700	Die Ptolemäer in Aegypten. Alexandrinische Bibliothek.
3704	Pyrrhus.
3713	Theokritus.
3720	Erster punischer, oder römisch-carthaginensischer Krieg. Regulus.
3745	Ende des ersten punischen Kriegs.
3760	Antiochus der Große, König von Syrien.
3765	Zweyter punischer Krieg. Hannibal.
3767	Fabius.
3768	Schlacht bey Cannä. Hiero in Sicilien.
3772	Eroberung von Syracusä. Marcellus. Archimedes.
3783	Der ältere africanische Scipio. Ende des zweyten punischen Kriegs.
3788	Neue Freyheit der Griechen.
3792	Krieg der Römer mit Antiochus dem Großen.

J. d. W.	
3800	Plautus stirbt.
3814	Tod des Ennius.
3816	Ende des macedonischen Reichs. Die Maccabäer.
3817	Judas Maccabäus.
3823	Terentius stirbt.
3835	Dritter punischer Krieg. Der ältere Cato.
3838	Zerstörung von Carthago und Corinth. Scipio Aemilianus, oder der jüngere africanische. Philopömenes.
3862	Tod des Polybius.
3873	Jugurtha.
3896	Krieg der Römer mit dem Mithridates, ingleichen des Marius mit dem Sylla.
3900	Lucullus.
3906	Tod des Sylla.
3921	Catilina. Die Juden kommen unter römische Herrschaft.
3931	Pompejus und Cäsar. Crassus kommt im parthischen Kriege um. Lucretius stirbt.
3934	Gallien, eine römische Provinz.
3936	Die pharsalische Schlacht. Pompejus wird umgebracht. Cato von Utica.
3940	Ermordung des Cäsar.
3941	Octavius, Antonius und Lepidus theilen sich in den römischen Staat. Tod des Cicero.
3942	Brutus und Cassius nehmen sich das Leben.
3944	Herodes, König der Juden.
3949	Sallustius stirbt.
3953	Schlacht bey Actium. Octavius, Herr der Römer. Cornelius Nepos.
3954	Tod des Antonius und der Cleopatra. Aegypten wird eine römische Provinz. Römisches Reich.

Ende des ersten Theils.

1-6 Fu

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
21
S38
1786
Th.1

Schrockh, Johann Matthias
Allgemeine Weltgeschichte
fur Kinder